

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung:

Jedes Extrabuch kostet für 1 bis 3 Tage 15 ₰, für jeden weiteren Tag 5 ₰ mehr; fällt auf den Tag der Ablieferung desselben ein Sonn- oder Festtag, an welchen geschlossen ist, so sind diese Tage mitzubezahlen.

Abonnements sind stets **pränumerando** zu zahlen, anderfalls die Vortheile des Abonnementspreises wegfallen.

Wenn nicht weiter zu abonniren gewünscht wird, so sind die Bücher am Ablaufstage, auf welchen die Abonnenten selbst zu achten haben, zurückzuliefern, wobei die Kündigung auszusprechen und das etwa restirende Lesegeld zu berichtigen ist

Abonnementsbücher können nach Belieben, jedoch nicht öfter als **einmal** wochentäglich getauscht werden.

Ohne Extravergütung werden Niemandem mehr Bücher verabfolgt als worauf er abonnirt ist.

Meine geehrten Kunden ersuche ebenso höflich als dringend, die Bücher schonend zu behandeln, namentlich sie nicht durch sogenannte Eselsohren, Randbemerkungen, Unterstreichen ꝛc. zu verunzieren, sie nicht beim Lesen umzubrechen und bei schlechtem Wetter dafür zu sorgen, daß sie nicht naß werden.

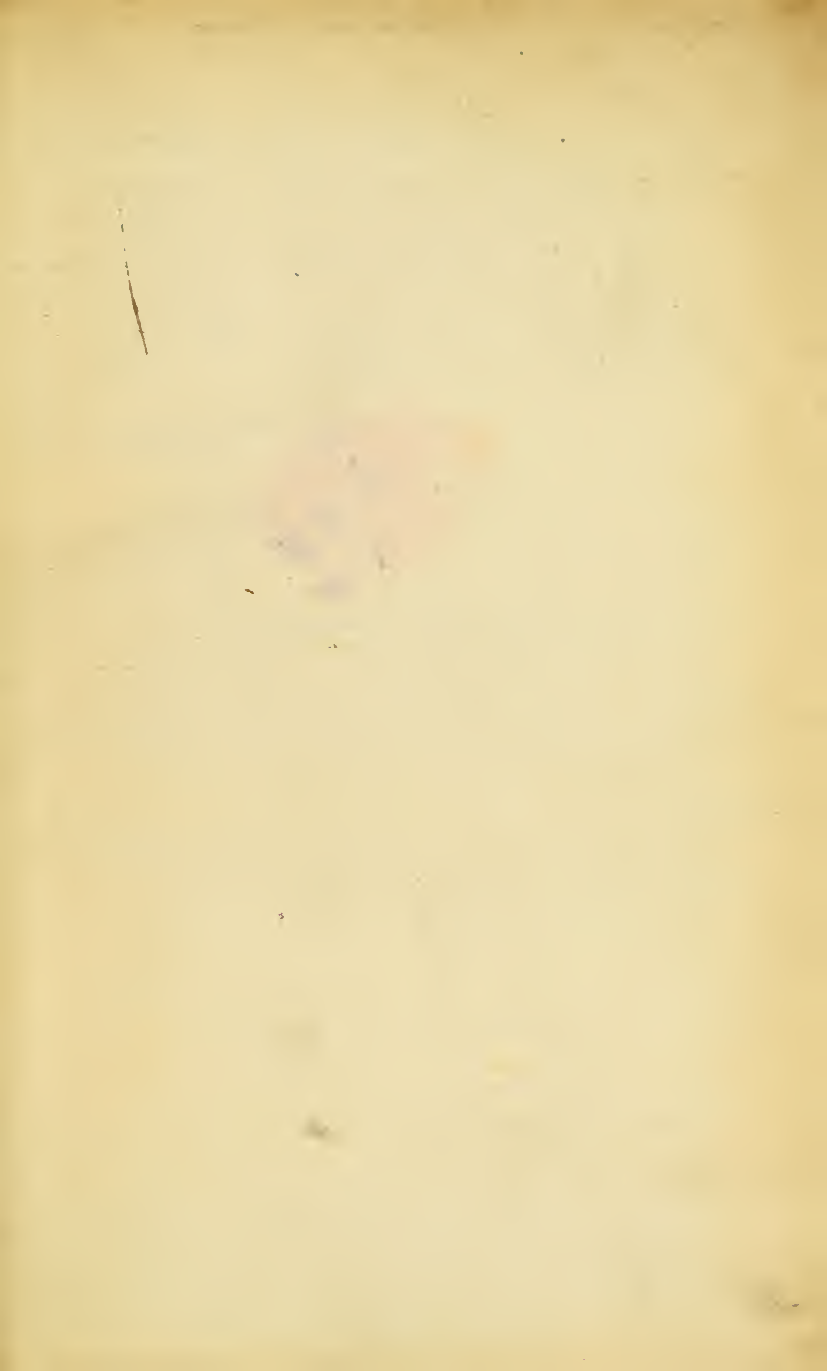
Nichtbeachtung vorstehender Bedingungen haben die Verweigerung weiterer Bücher zur Folge und beanspruche für beschädigte oder beschmutzte Bücher Schadenersatz.

Die Bibliothek ist wochentags von 8 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends geöffnet, Sonn- und Festtags gänzlich geschlossen.

Altonaer Leihbibliothek

A. Olitsch (vormals A. B. Laeisz.)

~~[illegible]~~
Gr. Bergstr. 100.





Dreizehn Jahre

im Westen von Amerika

oder

Abenteuer des Häuptlings Sombrero.

Nürnberg.

In Commission der v. Ebner'schen Buchhandlung (H. Ballhorn).

1877.

Inhalt.

I. Reise nach New-York.

An einem schönen Morgen im Monat Juli 1864 konnte man auf dem Nürnberger Bahnhof einen Jüngling in vollem Reisekostüm sehen, welcher in Begleitung einiger Verwandten auf die Abfahrt des Personenzuges nach Hannover harrte. Die schöne Stimme des Conducteurs rief zum Einsteigen und nach kurzem Abschied bestieg jener reizende Jüngling in Begleitung seines Onkels den Zug und hatte in einigen Minuten seine Vaterstadt weit hinter sich gelassen. Er war en route nach Amerika und sein Onkel hatte es unternommen, ihm das Geleit bis an das Schiff in Bremerhafen zu geben, um dann zurückzukehren nach der alten Vaterstadt.

Als jenen „liebenswürdigen Jüngling“ habe ich hiermit die Ehre mich selbst und meinen lieben Onkel und Taufpathen als den Begleiter vorzustellen.

In Eisenach stiegen wir aus und verweilten einige [illegible], um uns die Wartburg, das Annathal und andere Merkwürdigkeiten zu besehen, sowie auch das Eisenacher Bier einer ganz genauen Prüfung zu unterwerfen. Von Eisenach setzten wir unsere Reise fort nach Hannover, wo wir uns ebenfalls aufhielten, um das Sehenswerthe, worunter sich das Aquarium befand, zu inspiciren. Am vierten Tage langten wir in Bremen an, wo ich alsbald meine Schiffspapiere besorgte und, da ich drei Tage hatte ehe das Dampfschiff abging, mich auf eine Entdeckungsreise in das Innere Bremens anschickte.

Hier erspähte ich auch sogleich den berühmten „Bremer Rathskeller“, wo man wirklich sehr gute Sorten Weines findet. Daselbst hatten wir einige Abende später ein Abschiedsessen, gegeben von einigen Freunden und Bekannten, wobei Wein und Champagner derartig floß, daß sich all mein Patriotismus in mir regte und ich mich genöthigt fand, eine kleine Ansprache zu halten, deren Sinn aber, da er sehr tief war, Niemand verstand; es

würde mir selbst schwer fallen Aufklärung darüber zu geben. Das Souper fiel jedoch zur allgemeinen Befriedigung aus, und erst nachdem die Polizeistunde einige Male verkündigt war, traten wir mit bleiernem, langsamem Schritt den Weg nach unsern Gasthäusern an, wo wir uns noch einige Stunden des Schlafs der Gerechten erfreuten.

Nächsten Tag ging's nach Bremerhafen, um eingeschifft zu werden. Obwohl schon oft auf Schiffen gefahren, wie z. B. auf dem Dutzendteich und Falznerweiher, so kamen mir doch der Atlantic Ocean sowie die großen Schiffe, welche hier vor Anker lagen, als bedeutend großartiger vor. Mein Schiff, der Dampfer „America“, hatte bereits den Hafen verlassen und lag sechs bis sieben englische Meilen entfernt vom Landungsplatz. Daher wurden wir Cajüten-Passagiere auf einen kleinen Dampfer der Compagnie geladen, welcher uns hinaus zur „America“ zu bringen hatte, wo wir gegen 5½ Uhr Abends anlangten. Die Zwischendeckspassagiere waren bereits an Bord und empfingen uns mit einem vierzehnfach donnernden „Hoch“. Wir kletterten die Schiffstreppe hinauf an Deck der „America“, wo wir von den Stewards empfangen und uns die Cojen angewiesen wurden. Darnach begaben wir uns in den Salon und nahmen unser erstes Abendessen auf dem Meere ein.

Mit der Schiffsmannschaft waren wir im ganzen acht hundert und fünfundsiebzig Personen an Bord.

Gegen vier Uhr nächsten Morgens lichteten wir die Anker und machten uns auf den Weg. Bald fingen die Passagiere an lange Gesichter zu machen und hie und da hörte man schon Einen und den Andern „New-York“ rufen. Die Seekrankheit hatte ihren Anfang genommen. Besonders auf dem Theil des Verdeckes, das für Zwischendeckspassagiere war. Dort saßen sie, meistens Landleute, in Familiengruppen ganz trostlosen Angesichtes und man konnte das Heben und Reißen in ihrem Innern ganz deutlich beobachten. Ich lief sogleich in die Küche hinab und bald erschien ich wieder auf dem Verdeck mit einem Stück gesalzenen Speckes an ein Schnürlein gebunden. Nun ging ich von einer Gruppe zur andern, vor jeder mein Stück Speck halb verschluckend und dann bei der Schnur wieder herausziehend; zugleich machte

ich die Pantomime des Erbrechens mit herzzerreißender Gen[illegible]nd.
keit. Dieser Vortrag machte einen beruhigenden E[illegible]druck auf d[illegible]
Gemüther und Mägen der Zuschauer, und sie fingen sofort an
das Verdeck mit bereits halbverdauten Nahrungsmitteln zu be-
streuen, worauf ich mich in das Rauchzimmer zurückzog, um mich
an einer Flasche Bremer Bier zu laben.

Am zweiten Tage gegen Abend begegnete uns ein Lotsenboot.
Der Lotse kam an Bord, um uns nach dem Hafen von South-
hampton zu bringen, wo wir auch um ein Uhr Nachts anlegten.
Da wir hier vierundzwanzig Stunden zu liegen gedachten, so ging
ich gleich nach dem Frühstück in Begleitung einiger Reisekameraden
ans Land. Nachdem wir einige Reihen von Eckenstehern passirt,
welche uns hunderte verschiedener Hotelkarten in die Hand drückten,
gelangten wir glücklich in die Stadt, wo wir natürlich als Fremde
alles dreifach bezahlen mußten und überall beschwindelt wurden.
Dennoch amüsirten wir uns sehr gut un dkehrten erst spät Abends
nach der „America" zurück.

Nächsten Mittag waren wir wieder reisefertig und gingen zur
See Salute aus zwei Kanonen feuernd, wovon die eine, nicht an
die Anstrengung gewöhnt, zerplatzte und einige Passagiere leicht
verwundete. — Bald waren wir auf dem Atlantic und hatten
zwei Tage lang unruhiges Wetter. Hie und da bekamen wir
Schweinefische (porpoises), auch einen vereinzelten Haifisch zu
sehen. Die Zeit verging uns sehr schnell an Bord und es fehlte
nicht an Unterhaltung. Ungefähr vierzehn Tage nach unserer
Abreise von Southhampton erblickten wir die Küste von America
gegen vier Uhr Abends. Der Lotse kam an Bord und am Morgen
gegen sieben Uhr legten wir in Hoboken New-York an, wo wir
Cajüten-Passagiere sogleich landeten und uns nach New-York
begaben. Es war gerade Sonntag und das Glockenspiel vieler
Kirchen schien uns einen feierlichen Empfang zu läuten. Ich
begab mich mit einigen Andern nach „Jegel's Hotel", von Herrn
Jegel aus Nürnberg gegründet, wo wir uns aller Bequemlich-
keiten erfreuten und über einem guten Mittagstisch die Beschwer-
lichkeiten der Reise vergaßen. — Montags in der Frühe suchte
ich Herrn Roth auf, an welchen ich Briefe und der mir eine
Stelle versprochen hatte, fand ihn aber leider sehr krank, so daß

mich meiner nicht viel annehmen konnte. Herr R. starb auch kurz darauf. So war ich ziemlich auf mich selbst angewiesen. Ich ging in ein boarding house, da das Hotel-Leben etwas zu kostspielig ist und begann nun, mich in New-York umzusehen.

II. Eintritt in die Armee.

Das Treiben und Leben in der großen Seestadt war für mich etwas Merkwürdiges, um so mehr, als damals der Bürgerkrieg gerade in seinem höchsten Stadium war. Ueberall waren Musikchöre, die mit vollem Dampf patriotische Lieder ausbliesen; dazu die Werber, welche Jeden ansprachen und ihm Etwas vorlogen, um ihn zum Soldaten zu machen. Doch ich war standhaft, kneipte mit ihnen und hielt mich für unüberwindlich. Zuletzt aber wurde ich doch von einem Gescheidteren überlistet und bald war ich mit der Uniform der Vereinigten Staaten geschmückt und fand mich mit andern Rekruten in einem starken Hause unter Wache. Da wir alle von drei- bis fünfhundert Dollars Einstandsgeld hatten, so hielt man es für gerathen, uns strenge zu bewachen; dennoch gelang es Manchem auszureißen. Während einer Nacht wurde von einigen geriebenen Spitzbuben ein Plan entrollt, an dessen Ausführung wir alle theilnahmen. Es wurde die Thüre erbrochen, und eben als wir die Treppe hinab ins Freie traten, begegneten wir der ganzen Wache, welche uns mit gefälltem Bajonnet höflichst ersuchte, auf unser Zimmer zurückzukehren, welche Bitte wir natürlich nicht abschlagen wollten. Nachdem wir zu ungefähr zwanzig Mann angewachsen waren, schickte man uns nach „Harts Island", einer Insel, auf welcher Baracken aufgeschlagen waren und ungefähr tausend Rekruten lagen. Hier genossen wir unsere militärische Vorbildung.

Mit Exerciren, Baden, Fischen und Kartenspielen verging die Zeit sehr angenehm. Die erste Nacht kam ich an Wache, und da wir noch keine Gewehre hatten, gab man mir einen Prügel von Holz nebst einer Masse Instructionen; da ich aber nicht englisch verstand, so waren die letzteren an mir verloren. Sobald der Sergeant abging, breitete ich meine Decke aus, legte mich, mit meinem Prügel zur Seite, darauf und war bald in den Armen

Morpheus, von Schlachtfeldern und blutigen Trophäen träumend. Als die Ablösung kam, fanden sie mich auf meinem Posten, mußten mich aber etwas schütteln, um mich in das Reich der Lebenden zurückzubringen, worauf ich meinen Prügel dem mich ablösenden Posten überreichte und dann mit militärischen Schritten und dito Haltung nach dem Wachthause zog. — Auf der Insel hatten wir auch ein hölzernes Pferd, d. h. ein Gerüst etwa zwanzig Fuß hoch und noch viel länger. Obenauf lag ein dünner Querbalken, auf welchem allerlei Sträflinge den Tag über reiten mußten. Da man aber auf diesem Pferde weder Sattel noch Steigbügel hatte, so war ein vierundzwanzigstündiger Ritt auf demselben durchaus nicht erwünscht. Dieses edle Roß war jedoch immer stark besetzt; da jeder der Reiter ein großes Placat auf dem Rücken gebunden hatte, so gab es zuweilen sehr interessante Gruppen. Am ersten hieß es: „Ich bin ein Spieler"; am zweiten: „Ich auch"; am dritten: „Ich war besoffen"; dann kam ein halb Dutzend mit: „Ich auch"; dann kam ein: „Ich bin ein Boxer", dem aber seine schwarzgeschlagenen Augen widersprachen; dann: „Ich bin ein Lump" u. s. w., kurz der ganze Katechismus der feineren Künste war hier aufgezeichnet.

An Austern und Clams fehlte es auf „Harts Island" nicht, denn das Ufer war ringsum damit bedeckt..

Auf einmal hieß es „Aufpacken". Wir wurden auf ein Transportschiff gebracht, um zu unseren Regimentern, welche vor dem Feinde lagen, geschickt zu werden. Wir fuhren ab, zusammengedrängt wie Häringe auf dem kleinen Dampfer. Es wurde mit Dampf gekocht und, da blos Ein großer Kessel auf dem Schiff war, so wurde Vormittags erst Speck mit Bohnen darin gesotten, dann, ohne ihn auszuwaschen, kam Wasser und Kaffee hinein; ebenso wurde das Abendessen darin fertig gemacht. Der Kaffee war dann natürlich eine Mischung von Fett, Bohnen, Kaffee, kurz eine Art von Speck-Universum. Drei Tage nach unserer Abreise erreichten wir gegen Mitternacht „Fort Monroe", wo viele Kriegs- und Panzetschiffe lagen. Wir wurden natürlich mit Raketen und der Dampfpfeife signalisirt. Ich lag in tiefem Schlafe auf dem obersten Verdeck als wir ankamen, wurde aber durch das Gepfeife erweckt und sprang noch ganz schlaftrunken auf. Da aber

die Schnur, welche von des Schiffscapitains Platz nach der Dampfklappe geht, gerade da übers Deck ging, stolperte ich darüber und verwickelte den Fuß in die Schnur, so daß natürlich die Dampfklappe aufgerissen wurde und ein furchtbares Gepfeife und Gebrüll losging. Es entstand ein förmlicher Aufruhr. Das Fort signalisirte „was los wäre", der Capitain schrie und fluchte; ich wollte fort, ehe Jemand heraufkam und machte wüthende Anstrengungen mich loszureißen. Je ärger ich aber zog und riß, desto ärger ertönte das Gebrüll der Dampfpfeife. Endlich gelang es mir doch vermittelst einer verzweifelten Kraftanstrengung los zu werden und ich machte mich aus dem Staub. Als die Ruhe wieder hergestellt war, wurden Nachforschungen angestellt, wem man diese kleine Aufregung zu verdanken hätte. Da sich der Thäter aber nicht meldete, so ward es nie entschieden.

Von Fort Monroe fuhren wir den „James River" hinauf nach „City Point", welches damals von Gefangenen, Verwundeten und Soldaten wimmelte. Dort sah ich zum ersten Male unsern Präsident Lincoln, als er unter den Verwundeten umherging. Wir ließen da eine Anzahl unserer Leute; die übrigen wurden wieder auf ein Dampfboot gebracht, das sonst in New York Wherry-Dienst leistete, aber durchaus nicht seetüchtig war. So fuhren wir „James River" wieder hinab, passirten „Fort Monroe" und stachen in die See. Am Abend zog sich ein schweres Gewitter zusammen; da die Schiffsofficiere mit Gewißheit sagten, daß der Dampfer einen Sturm nicht aushalten würde, so hatten wir eine schöne Zuversicht für die Nacht. Glücklicherweise kamen wir nur mit einem kleinen Regen ab und der Sturm verzog sich.

Unsere Kost war ausgezeichnet, denn wir hatten zum Frühstück „Speck und Zwieback", zum Abendessen „Zwieback und Speck" und Mittags „Speck mit Zwieback". Bei solcher Kost regte sich auch bald der Durst. Da kein Wasser für uns an Bord war, so hatten wir unser Wasser von den Matrosen zu kaufen, wofür wir 50 Cents per Becher bezahlten. Am vierten Tage kamen wir nach der Stadt „Alexandria", in deren Nähe wir ein Lager, „Camp Distribution" genannt, bezogen. Hier ruhten wir einige Tage, hatten gute Kost und wurden auch mit Wasser 2c. versehen.

Darauf marschirten wir nach Washington, was nur eine kleine Stunde vom „Camp" lag. Obwohl Washington die Hauptstadt der Vereinigten Staaten ist, so hat es doch außer hübschen Gebäuden nichts Merkwürdiges. Das „White house" (weiße Haus), die Wohnung des Präsidenten und der Sitz der Regierung, ganz aus weißem Marmor gebaut, ist sehr interessant und hübsch.

Wir wurden am Bahnhofe in Lagerhäusern untergebracht, und es war uns nicht erlaubt die Gebäude zu verlassen. Einige von uns schlichen dennoch hinaus; wir gingen in die Stadt, um uns zu amüsiren. Als wir eben recht fröhlich und heiter bei einem Glas Bier saßen, kam die „patrol" (Patrouille), nahm uns, weil wir keine Pässe hatten, sämmtlich gefangen und transportirte uns nach dem „Quard house" (Militair-Gefängniß), wo wir falsche Namen und Regimenter angaben. Da saßen wir nun fest und es fing an bedenklich zu werden, da jeder Soldat, der ohne Paß aufgefangen, als Deserteur behandelt wird.

Nächsten Morgen wurden sämmtliche Gefangene zum Frühstück kommandirt. Vor der Thür der Wachtstube war eine Bank. Als wir zur Thür hinausmarschirten, schlüpfte ich ungesehen auf die Seite und setzte mich auf die Bank. Der Sergeant der Wache war der letzte, der herauskam; als er mich sah, fragte er, wohin ich gehörte. Ich sagte, indem ich ihn unschuldig lächelnd anblickte, daß ich zur 75. N. Y. Infanterie gehörte, welche gerade über der Straße im Quartier lag. Er befahl mir, daß ich sogleich vom Wachthause weggehen sollte, da ich dort nichts zu thun hätte. Seinem Befehl Folge leistend, erhob ich mich, um zu gehen, und er versetzte mir einen Tritt auf einen gewissen Theil meines Körpers, daß ich gleich bis in die Mitte der Straße flog. Ich raffte mich auf, machte mich eilends davon und gelangte glücklich auf den Bahnhof zu meinen Kameraden, welchen ich meine Abenteuer erzählte.

III. Auf dem Kriegsschauplatz.

Noch am selben Abend bestiegen wir einen Extrazug und nun ging es per Bahn auf den Kriegsschauplatz zu. Wir langten in „Harpers Ferry" an, wo wir wieder einige Zeit zu liegen hatten.

Dieser Platz, ein Städtchen, liegt zwischen hohen Bergen, von großen Flüssen umgeben, und ist beinahe eine Insel. Als wir ankamen, war es nur noch ein Trümmerhaufen; wir mußten deshalb im Freien bivouakiren. Da es jedoch fortwährend regnete, so spionirte ich so lange, bis ich einen Keller entdeckte, der noch gut erhalten war. Sogleich nahm ich mit drei Kameraden Besitz davon und wir fingen an uns häuslich einzurichten. In einer Ecke wurde die Küche gemacht, und bald hing ein Kessel Wasser für Kaffee über dem Feuer. Die andere Ecke war die Vorrathskammer, wo wir Provisionen und Gepäck hatten. Die dritte diente als Wohn- und Schlafzimmer und die vierte wurde als Abtritt benutzt, so daß wir also alle Bequemlichkeiten in einem kleinen Complex beisammen hatten.

Als ein Proviantzug fertig war, um nach der Front zu gehen, wurden wir als Bedeckung dazu kommandirt. Nun ging es fort über Schlachtfelder und Gräber das Shenandoah-Thal hinauf. Am dritten Tage erreichten wir, was noch übrig war von der Stadt „Winchester", wo sich das Hauptquartier unseres Generals Sheridan befand. Am Morgen rückten wir weiter vor und ich erreichte mein Regiment (das 75. N. Y. Veteran Volunteurs) gerade rechtzeitig, um an der Schlacht von „Fishers Hill" Theil zu nehmen. Am Abend nach der Schlacht war ich der Glückliche, der ein Schaf erbeutete. Der Wohlgeruch eines Bratens erfüllte unser Zelt; während der ganzen Nacht wurde gegessen und getrunken.

Nächsten Morgen rückten wir bis „Cedar Creek" vor; meine Division bildete das Centrum der Linie. Denselben Abend wurden die Proviantwägen, da man einen Ueberfall fürchtete, zurückgeschickt und wir als Escorte kommandirt. So mußten wir um Mitternacht noch zwölf englische Meilen laufen. Am Morgen kehrten wir wieder nach der Front zurück. Mit Vorpostenstehen, Schanzenaufwerfen und etwas Exerciren verging da die Zeit, bis die große Schlacht von „Cedar Creek" an die Tagesordnung kam. — Es war gegen drei Uhr Morgens, als ich vom „Hummelstein" träumte, daß mich die Stimme des Sergeanten zum Antreten rief. Ich stand langsam auf, wurde aber gleich etwas schneller, als ich Kanonendonner und Kleingewehrfeuer vernahm.

Wir waren zur Bedeckung einer Batterie bestimmt. Vor mir kauerte ein kleiner Irländer aus meiner Compagnie, dem der Schrecken eine ganz grüne Gesichtsfarbe verliehen hatte. Er war eben im Begriff sein Gewehr zu laden, steckte aber in der Aufregung die Kugel zuerst hinein und obendrauf das Pulver; er legte an, drückte ab und lud wieder. So machte er fort, bis der Lauf voll war, worauf er das Gewehr wegwarf und eiligst den Rückzug antrat.

Der Kampf tobte nun im Centrum und linken Flügel sehr heftig Bald wich der linke Flügel und löste sich in die eiligste Flucht auf. Der Feind, uns von beiden Seiten angreifend, war bald im Besitze unserer Artillerie und richtete jetzt die Kanonen auf uns. Sogleich folgte auch das Centrum dem Beispiele des linken Flügels und gab Fersengeld. Wir fielen auf den rechten Flügel zurück, der bis jetzt noch nicht belästigt worden war, um, durch sein Feuer geschützt, wieder Stellung zu nehmen. Doch das ging nicht so leicht. Denn sobald uns dieser kommen sah, wartete die Mannschaft nicht länger, sondern ergriff eiligst die Flucht. Nun lief die ganze Armee, was sie nur laufen konnte, der Feind hinterher. Da ich einen großen Mantel an hatte und überhaupt etwas faul war, so war ich mit den letzten. Neben mir war ein sechs Fuß hoher junger Sergeant, als ihn eine Kugel durch die Brust traf. Er fiel mir um den Hals und blieb im Todeskampf daran hängen. Ich konnte ihn nicht losschütteln noch weniger tragen und wußte nicht was thun; denn kaum hundert Schritte hinterher kam der Feind.

In der Verzweiflung machte ich einen gewaltigen Ruck, schlug ihn zugleich zwischen die Augen, daß er zu Boden stürzte, und nun gings fort. Vor mir war ein Fluß mit hohen Ufern, ungefähr zwanzig Fuß breit. Mit einem gewaltigen Satz sprang ich darüber und eilte der Armee nach. Durch ein Stück Cederwaldung eilend, hörte ich jemand meinen Namen rufen; als ich darauf zuging, siehe da! da lag mein Zeltkamerad, ein Israelit, durch beide Beine geschossen auf dem Rücken.

Er hatte, da ich mein Gepäck liegen ließ, es auch mitgenommen als Kriegsbeute; als er aber geschossen in eine kleine Aushöhlung des Bodens fiel, hatte ihn das große Gewicht seiner

Last so fest niedergehalten, daß er beinahe auf dem Kopfe stand. Ich verhalf ihm zu einer besseren Lage, entledigte mich meines Mantels und, da ich keine Zeit zu verlieren hatte, trabte ich wieder fort. Bald holte ich die Armee ein; gegen zwei Uhr machten wir in einem kleinen Oertchen hinter Steinmauern und Häusern Stand, um den Feind einige Stunden aufzuhalten, bis unser General Sheridan, der abwesend war, von Winchester herauskam, und uns zum Angriff führte. Nun kam der Wendepunkt. Wir schlugen den Feind, eroberten unsere Geschütze wieder, nahmen noch neunzig feindliche Kanonen nebst viel anderer Beute, rückten noch am selben Abend bis „Straßburg" vor und machten endlich um zehn Uhr Nachts Halt. — Dies war einer der größten Siege im amerikanischen Krieg. Es war ein Schlachtfeld, vierzehn bis fünfzehn englische Meilen lang.

Da wir bereits 36 Stunden nichts gegessen hatten, so ging ich sogleich am Morgen ans Werk, etwas aufzusuchen, fand aber auch ein schönes fettes Schwein in „Straßburg". Bald war ich auf dem Wege nach dem Lager, mein Schweinlein vor mir treibend. Ich gedachte es so nahe wie möglich zu bringen, ehe ich es tödtete, damit ich das Fleisch nicht so weit zu tragen hätte. Als ich näher kam, sah ich eine große Menschenmasse meiner harrend. Auf einmal stürzten sich ein Hundert tapferer Krieger auf mein Schwein. Mit der einen Hand zog ich mein Messer, mit der andern ergriff ich krampfhaft das edle Thier beim Schwänzlein um es zu retten. Allein zu spät. Die Menge zog sich zurück, jeder ein Stück Fleisch mit fort tragend und ich? Nun ich stand da, das Schwänzlein in der Hand, welches noch wedelte. Denn alles war so schnell gegangen, daß dieses selbst noch nicht wußte, ob es todt war oder nicht.

Ich kochte etwas (nicht sehr kräftige) Suppe aus meinem Theil der Beute; da aber gegen Mittag die Proviantwägen ankamen, so war uns wieder geholfen. — Nun lebten wir ruhig fort; hie und da gab's ein kleines Vorpostengefecht, sonst kam nichts vor. Einmal hatte ich einen Kampf mit einem Irländer um einen Blechbecher, aus welchem ich als Sieger hervorging. — Das Wetter fing an sehr kalt zu werden; wir hatten viel Schnee und litten um so mehr von der Kälte, als wir im Freien lebten

und nur eine dünne Decke hatten, um uns Nachts gegen Schnee und Frost zu schützen.

Wir zogen uns etwas zurück und bautən Winterquartiere, d. h. Hütten aus Rasen, drei bis vier Fuß hoch und sechs Fuß lang mit einem Kamin am Ende, worin wir tüchtige Feuer unterhielten. Nachts spazirten wir im Lager herum und wo man einen extra schönen Kamin sah, warf man von oben ein Packet Pulver hinein, so daß eine Explosion erfolgte, welche den Kamin in einen Trümmerhaufen verwandelte. Mein eigener wurde mir zwei verschiedene Male in die Luft gesprengt.

So vertrieben wir uns die lange Weile, bis wir im Monat December nach Winchester zurück gingen, wo wir ein Paar Tage blieben und dann per Bahn nach Baltimore fuhren.

Dort wurden wir in große Ställe einquartirt. Es war sehr kalt und wir unterhielten große Feuer. Schnaps wurde hereingeschmuggelt und bald waren unsere Krieger in einem gewissen Zustande. Neben uns lag ein Connecticut-Regiment. Einer davon, welcher in unsere Baracke kam, wurde von uns bewirthet; als er aber mit einer Feldflasche voll guten Whisky Reißaus nahm, wurde er von einigen hitzig verfolgt. Als sie ihn ein Stück vom Hause erwischten, prügelten sie ihn tüchtig durch, bis einige seiner Kameraden zu Hilfe kamen, worauf auch von unsern Leuten mehrere hinausstürmten. Bald wurde das Gefecht allgemein. Von beiden Seiten eilten Verstärkungen herbei, bis beide Regimenter sich vollzählig gegenüberstanden. Das Hauptgeschütz bestand aus Backsteinen; Mancher wurde mit gebrochenen Rippen weggetragen. Unsere Seite fiel zurück nach der Baracke, hart gedrängt vom Gegner. Hier griffen wir alle zu den Waffen und drängten die Connecticuter nach ihrem Quartier zurück, wo sie sich ebenfalls bewaffneten, und so wüthete die Schlacht, bis Militair aus der Stadt kam, sämmtliche Streiter von neutralen Mächten entwaffnet und etliche siebzig Mann als Gefangene abgeführt wurden. Wir hatten sieben Todte und viele Verwundete. Da kein Obdach für die Gefangenen vorhanden war, wurden sie im Freien bewacht und da sie sich im Rausch auf den Schnee legten und einschliefen, so fand man sie am Morgen beinahe alle erfroren.

Nächsten Tag kam unser Regiment auf ein Transportschiff, um nach „Savannah" im Staate „Georgia" gebracht zu werden. Das Meer war sehr stürmisch und wir wurden so ziemlich alle seekrank, selbst ich lag zwei Tage auf dem Verdeck, wo die Wellen oft über mich schlugen, ohne daß ich mich darum kümmerte.

Am vierten Tag liefen wir in die Mündung des Flusses „Savannah" bei Fort Pulasky ein und dampften nun den Fluß hinauf nach der Stadt „Savannah", wo wir anlangten, zwei Tage, nachdem General Sherman sie vom Feinde genommen hatte. Wir wurden zum Garnisondienst verwendet. Obwohl schon Ende December, war das Wetter schön und sehr warm. Wir nahmen sogleich von einigen Häusern Besitz für unser Quartier. Ein Bankgebäude war zum Hauptquartier bestimmt, obwohl sich der rebellische Eigenthümer dagegen sträubte. Ich speculirte im Hause herum, als ich ihn im Comptoir mit einer Zeitung beschäftigt fand. Neben ihm stand ein Kistchen Cigarren, wovon ich mir eine wählte und ihn um Feuer ersuchte, was er mir aber verweigerte, so daß ich mir selbst dazu helfen mußte. Da ich die Cigarre sehr gut fand, nahm ich einen Bogen Papier und wickelte das Kistchen ein, nahm es unter den Arm und empfahl mich höflichst. Provisionen waren sehr wenig und gar keine in der Stadt und die Bevölkerung war ganz und gar auf die Regierung angewiesen. Für ein kleines Laibchen Brod bezahlte ich einen Thaler. Reis war genug zu finden.

Als Sherman vorrückte, kamen die befreiten Sklaven (Neger) bei Tausenden nach der Stadt, um sich nnter den Schutz der Truppen zu stellen und gefüttert zu werden. In der Stadt waren zwei große Magazine mit Amunition gefüllt, und da die Südlichen fortwährend versuchten uns auszubrennen, so hatten wir eine Zeit lang sehr strengen Dienst. Es gelang ihnen endlich, doch einen Theil der Stadt in der Nähe des größeren Magazines in Brand zu stecken. Bald schlug das Feuer um sich und ergriff auch das Magazin. Nun konnte man nichts mehr thun; denn die Bomben und gefüllten Kugeln fingen an zu platzen, und Stücke davon füllten die Luft. Wir Soldaten hatten uns sogleich daran gemacht, so viel Eigenthum und Güter wie möglich zu retten und nach Hause zu schleppen. Ich mühte mich ab mit

einem großen Faß, da ich dachte es wären Schinken hineingepackt; als ich es aber zu Hause öffnete, war es getrockneter Stockfisch.

Am Morgen lag ein Viertheil der schönen Stadt „Savannah" in Asche. Bibliotheken confiscirten wir auch einige, so daß es uns nicht an Unterhaltung fehlte. Da die schwarzen Blattern in der Stadt ausgebrochen waren, besonders stark unter den Negern, so wurde ich kommandirt, die Kranken in der Stadt ausfindig zu machen und nach einem Hospital vor der Stadt zu bringen. Es standen mir Wägen zur Verfügung, und ich hatte eine Zeit lang sehr viel zu thun. Da ich aber kein Arzt bin, kann es vorgekommen sein, daß ich hie und da einen Patienten, dem gar nichts fehlte, mit hinausnahm aus Furcht, daß er die Blattern bekommen möchte, was gewiß jedesmal der Fall war, nachdem er einige Tage im Hospital gelegen. — Darauf wurde ich mit einem Freund auf eine Farm, sieben Meilen von der Stadt kommandirt als safe guard (Schutzwache), wo ich mich sehr gut amüsirte. Doch da wir gerade außerhalb der Vorpostenlinie und die Vorposten von Neger=Soldaten bewacht waren, hatten wir manches kleine Scharmützel mit denselben; besonders als ich einen, der mir Widerstand leistete und eine alte Pistole auf mich anlegte, schoß, so schwuren sie uns Rache. Manche Nacht, wenn Miller und ich auf unserer Plantage patrouillirten, feuerten sie auf uns, welches Compliment wir, nachdem wir hinter großen Bäumen postirt, mit Interesse zurückbezahlten. Ja, in einer Nacht unterhielten wir ein so heftiges Feuer, daß am Morgen alle Zeitungen meldeten: „Die Vorpostenlinie sei in der Richtung von Herrn Geils Farm von einer Guerilla=Bande angegriffen worden, welche sich erst nach dreistündigem schweren Gefecht mit großem Verluste zurückgezogen hätte". (D. h. als wir keine Patronen mehr hatten, gingen wir heim zu Bett). Nächsten Tag wollten wir einen Besuch in der Stadt abstatten, und da wir einige alte Maulthiere auf der Farm hatten, sattelten wir zwei und trabten, nachdem ich eine alte Reiterpistole ohne Schloß in den Gürtel gesteckt hatte, der Stadt zu. Obwohl wir beide schlechte Reiter waren, gelangten wir doch glücklich bis in die Hauptstraße, Bull street genannt, wo mein Maulesel, der auf einem Auge blind war, vor irgend Etwas scheu wurde und nun anfing, seitwärts auf die

blinde Seite zu gehen. Ich hielt mich fest an Zügel und Sattel, konnte ihn aber nicht dazu bewegen, geradeaus zu gehen. So schob er halb rückwärts halb seitwärts auf's Trottoir, dann mit dem Hintertheil in einen Vegetabilien-Laden, wo er gleich sämmtliche Körbe mit Kartoffeln, Gemüse, Zwiebeln 2c. umstürzte. Die Eigenthümerin, eine alte Frau, stürzte aus dem Laden mit einem Besen bewaffnet und fing an damit meine Rosinante zu bearbeiten. Bald kamen ihre Freunde als Freiwillige wohl bewaffnet zu Hilfe und machten einen wüthenden Angriff auf den Esel, dem es bald zu warm wurde. Nachdem er einen der Angreifer mit beiden Füßen auf den Magen geschlagen, ging er im rasenden Galopp die Straße hinauf unter einem donnernden Hoch der Zuschauer.

IV. Abenteuer und Kämpfe mit Negern.

Da wir nie weniger als Ein Faß Bier im Hause hatten, so ging es oft sehr lebhaft zu, besonders da Miller, wenn etwas angeraucht, Feuer auf friedliche Neger eröffnete, welche uns oft, obschon niemals getroffen, beim General verklagten, was uns aber keinen Schaden brachte. — Eines Tages saß ich in einer Scheune der Farm mit einer alten Reiterpistole spielend, welche gewöhnlich drei bis viermal abgedrückt sein wollte, ehe sie losging. Ein Neger, der da beschäftigt war, hatte die Unverschämtheit, mir zu sagen, daß das Pistol nichts tauge. Um ihn zu erschrecken, ließ ich den Hahn schnappen. Zum allgemeinen Erstaunen ging der Schuß diesmal los. Die Kugel ging durch den Hut des Negers und nahm ein klein wenig Kopfhaut mit, was den Neger veranlaßte zu tanzen und zu brüllen wie ein afrikanischer Löwe. — Als ich eines Tages einige Neger, die seit Wochen von der Farm gestohlen hatten, fangen wollte und gerade ein junger Mann Namens Rose bei mir war, so gab ich ihm dieselbe Pistole, um mich zu unterstützen.

Wir trafen auf einen der Marodeurs, der Fersengeld gab; da kam es zu einem sehr interessanten Wettrennen. Rose, der gut laufen konnte, war dem Neger dicht auf den Fersen. Als dieser nicht halten wollte, probirte er die Pistole; da er aber kein Zündhütchen darauf hatte, so ging sie natürlich nicht los. Er wurde

aufgeregt und steckte fortwährend im Laufen die Pistole dem Neger hinter das Ohr und drückte ab, natürlich ohne Erfolg. Der Afrikaner ward vor Angst beinahe weiß geworden, und der Geschichte doch nicht recht trauend, blieb er stehen und ließ sich zum Gefangenen machen. Wir brachten ihn nach der Farm, wo ich ihm die Hände auf den Rücken band und ihn an einen Baum befestigte; worauf wir noch vier andere arretirten und auf gleiche Weise festmachten. Da Rose nach der Stadt ging, gab ich ihm einen Brief an den Commandanten mit, worin ich ihm das Vorgefallene meldete und um Wache ersuchte, um die Sträflinge nach der Stadt zu bringen. Als ich auf die Ankunft der Soldaten wartete, fingen die Hände der Neger an etwas aufzuschwellen, da sie sehr fest gebunden waren, und sie baten mich, die Stricke zu lösen. Da ich aber ganz allein war und wohl wußte, daß die fünf Gefangenen mit mir kurzen Proceß machen würden, wenn sie die Hände frei hätten, so blieb mir nichts weiter übrig, als sie fest zu lassen. Sobald aber zwölf Mann Infanterie anmarschirt kamen, ließ ich sie los, und nachdem sich die Wache mit etwas Bier gelabt hatte, wurden sie nach der Stadt geschafft.

Auf der Plantage waren einige Hütten, die früher von Sklaven bewohnt, aber seit diese frei geworden, von einer Bande Neger, die nur von Diebstahl lebten, in Besitz genommen waren. Es lag dem Besitzer etwas daran, diese Leute loszuwerden; er versprach ein Faß Bier zu traktiren, wenn wir die Hütten räumten. Miller und ich machten uns sogleich daran; als wir aber die erste Hütte betraten, wurden wir von einer Schaar alter Negerinnen, mit Feuerzangen und Farmgeräthschaften bewaffnet, angegriffen, so daß wir es für gut befanden, uns zurückzuziehen.

Nächsten Tag nahmen wir Wägen und einige Neger, um in einem verlassenen Fort Bretter zu holen. Es waren etliche zehn Meilen, und da es sehr heiß war, wurden wir furchtbar vom Durste geplagt, konnten aber kein Wasser bekommen, bis wir im Fort anlangten. Dort fanden wir einen alten Brunnen und gingen sogleich an die Arbeit, Wasser aufzuziehen. Nachdem wir eine tüchtige Portion getrunken, bemerkte Miller, daß das Wasser schlecht sei, und ich stimmte ihm bei. Wir warfen brennendes Stroh in den Brunnen und siehe: da schwammen zwei todte Neger

und ein Hund darin, worauf wir den Appetit nach Wasser verloren. Es standen noch einige kleine Kanonen herum, die das Militair zurückgelassen hatte; da kam mir eine Idee in den Kopf. Während die Neger anfingen zu laden, gingen Miller und ich auf Entdeckungsreise durch das Fort. Ich stieg in einen Keller unter den Sandwällen und befand mich bis an die Kniee in einem Medium, welches ich für losen Sand hielt. Da es zu finster war, um zu sehen, strich ich ein Zündholz an und hielt es gegen den Boden, so daß es den vermeintlichen Sand beinahe berührte. Auf einmal verschluckte ich Zündholz, Feuer und alles und machte, daß ich ins Freie kam. Ich war in grobem Kanonenpulver gestanden und es fehlte höchstens eine Haarbreite, so hätte ich mich in die Luft gesprengt und das halbe Fort mit. Miller kam und sagte, er hätte einen Haufen gefüllter Bomben entdeckt. So gingen wir daran und suchten eine Kanone aus. An alten Ladestöcken fehlte es nicht. Wir füllten eine Kiste mit Pulver, eine größere mit Bomben und Kanonenkugeln, und nachdem wir mit großer Anstrengung die Kanone auf den Wagen geladen, traten wir den Heimweg an.

Zu Hause wurde die Kanone in den Hof gestellt und tüchtig geladen. Während Miller beschäftigt war, eine Feuerzange glühend zu machen, richtete ich das Geschütz auf die Hütte der kampflustigen Neger. Als alles in Ordnung, stürzte Miller mit dem glühenden Eisen herbei und hielt es auf's Zündloch. Ein furchtbarer Knall folgte, dann ein Spektakel und Geschrei von der Hütte; sämmtliche Neger stürzten heraus und baten uns um Gotteswillen, ihr Leben zu schonen. Die Kugel hatte das halbe Dach fortgerissen. Während ich wieder lud, sagte ich ihnen ganz kurz, daß sie gerade zehn Minuten hätten, um mit Sack und Pack die Gegend zu verlassen. Die Zange lag bereits im Feuer, aber schon in acht Minuten waren die Flüchtlinge über die Grenze. Wir feuerten daher ein Salut in die Luft und meldeten uns bei Herrn Geil um unser wohlverdientes Faß Bier, was wir auch sogleich erhielten. Kurz darauf wurden wir zum Regiment kommandirt, welches Befehl hatte, nach „Augusta" zu marschiren. Das Wetter war furchtbar heiß; wir hatten im Schatten ein hundert und zehn Grad. Kaum marschirten wir eine halbe Stunde, als

die Leute massenhaft vom Sonnenstich zu Grunde gingen. Dies gefiel mir durchaus nicht; ich setzte mich auch bald im Schatten eines Baumes nieder und ging am Abend wieder nach Savannah zurück, wo ich mich als von Ermüdung zurückgeblieben meldete und ins alte Compagnie-Gebäude geschickt wurde. Am Morgen war beinahe ein Drittheil des Regiments wieder da, die es alle mir nachgemacht hatten. Nun lebten wir drei Wochen lang lustig und vergnügt, bis das Regiment wieder zurück kam. Der Krieg war beendet.

Wir schifften uns wieder ein und wurden nach „Hildenhead" im Staate „North Carolina" gebracht, wo wir fünf Tage zu warten hatten, bis wir unsere Abschiedspapiere bekamen. Während der Zeit gingen wir in den Sumpf, um Beeren zu suchen, wo ich mich auf ein Krokodill stellte, welches so in Schlamm gehüllt war, daß ich es für einen alten Baumstamm gehalten hatte. Sobald es aber anfing sich zu bewegen, machte ich, daß ich fort kam.

V. Abschied vom Militair und Farmer-Leben.

Den 4. Juli feierten wir auf „Hildenhead"; am 5. bekam ich meinen Abschied nebst Bezahlung, worauf ich am Abend per Dampfschiff nach „Savannah" zurückging. — Nun kaufte ich mir Civilkleider, einige Kästen Papierkrägen, einen Spazierstock 2c. — Nächsten Tag war ich zu einem Ausflug an die Meeresküste eingeladen und man konnte mich im Festschmuck auf der Thunderbolt-Straße dahinwandeln sehen. Manches Mädchen fragte, wer denn der hübsche Jüngling wäre? Ehe ich aber auf dem Festplatz ankam, wurde die Hitze unerträglich, so daß mein schöner weißer Papierkragen zerschmolz und mir den Rücken hinunterlief. Trotz dieses Zufalles verbrachten wir einen vergnügten Tag und kehrten erst spät Abends nach der Stadt zurück. Nächsten Tag nahm ich eine Stelle bei einem Deutschen an, bei dem es mir sehr gut ging, bis im Herbst das Fieber ausbrach, welches es besonders auf mich abgesehen zu haben schien. Man wird dabei furchtbar vom Frost geschüttelt, bis es sich ins heiße umwandelt, darauf geht es besser bis zum nächsten Tag; dann kommt es wieder 2c. — Nun, ich hatte meinen Theil und mußte deshalb die Arbeit

aufgeben. Da der Doctor mir versicherte, daß ich das Fieber im Staate Georgia nie loswerden würde, so begab ich mich auf einen Dampfer und trat den Weg nach New-York an.

Am ersten Tage zur See hatte ich einen sehr heftigen Anfall vom kalten Fieber; es schüttelte mich so heftig, daß das Schiff anfing zu zittern; ein Mast brach ab und fiel ins Meer, und wäre die Schiffsmannschaft nicht herbeigesprungen mich festzuhalten, so hätten wir ohne Zweifel Schiffbruch erlitten. Wann ich nachher das Fieber an mich kommen spürte, meldete ich mich sogleich beim Schiffskapitain, welcher zehn Matrosen kommandirte, um mich festzuhalten. Dadurch wurde manches Unglück verhütet.

In New-York fand ich sofort Aufnahme und gute Verpflegung im Militair-Hospital, wo mein Zustand jedoch immer schlechter wurde, so daß ich das Bett nicht verlassen konnte. Da kam ein Quäker, welcher auf dem Lande ein Hospital hatte, wo er Krüppelsoldaten verpflegte. Er bot sich an mich mit hinauszunehmen, und da der Doctor mir auch dazu rieth, so entschloß ich mich endlich dazu. Ich wurde auf die Bahn gebracht; wir fuhren nach dem Städtchen „Penn Yan“ im Staate „Pensylvania“, wo uns das Fuhrwerk des Quäkers erwartete und uns auf seine sieben Meilen von der Stadt gelegene Farm brachte, wo uns ein kräftiges Abendmahl erwartete. Hier ging es mir gut, und ich war bald im Stand im Freien herumzugehen.

Im Hause war vor Jahren eine alte fromme Quäkerin, Taute Jemima genannt, gestorben. Sie wurde im Keller in einem Gewölbe beerdigt und nach einigen Jahren wieder ausgegraben, um im Garten eine Ruhestätte zu finden, wo man ihr eine schöne Gruft gebaut hatte. Nun hatte mir Freund A. oft von ihr erzählt und mir versichert, daß ihr Geist sich noch immer im Keller blicken ließe, was ich zu glauben verweigerte. Gut, eines Tages ersuchte mich die alte Haushälterin, einen Topf Mus aus dem Keller zu holen, welcher in dem Gewölbe stand, das früher Jemima's Ueberreste enthalten hatte. Ich stieg hinab, nahm den schweren Topf auf den Arm und wollte eben zur Thür hinaus, als plötzlich alles von einem weißen Lichte erleuchtet war. Vor mir stand eine lange weiße Gestalt, die einen Teller in der Hand

hielt, auf welchem sie mit der einen Hand etwas rührte, das ein weißes, todtenfarbiges Licht über Alles warf. Ich wäre furchtbar erschrocken, hätte ich nicht einen der größten Füße Amerikas unter der weißen Hülle hervorgucken sehen, der ganz gewiß nicht Tante Jemima angehören konnte. So erhob ich drohend meinen Topf mit Mus und sprach mit einer Stimme, wie es für die feierliche Gelegenheit paßte: „Geist oder nicht Geist! Wenn du nicht machst, daß du fort kommst, so werf ich dir die ganze Geschichte an den Kopf.“ — Der Geist nahm mich beim Wort, blies sein Licht aus und lief davon, während ich triumphirend aus dem Keller stieg.

Als ich mich kräftig genug fühlte, gedachte ich mich auf Landbau zu verlegen, und verließ daher „Friends Home“ eines feinen Morgens. Mein Reisegeld war fünfzig Cents, Gepäck leicht, somit marschirte ich lustig und vergnügt meines Weges. Ein dreistündiger Marsch brachte mich nach Penn-Yan, wo ich meine fünfzig Cents in einer Conditorei deponirte.

Nachdem ich mich mit Pasteten und Limonade erfrischt, ging ich meiner Wege auf der Landstraße nach den großen Seen zu. Gegen vier Uhr regte sich der Hunger wieder; da fiel mir erst ein, daß ich Beschäftigung suche. Ich kam gerade an eine große Farm; der Eigenthümer, welcher vor seiner Thüre stand, rief mich an und, nachdem wir uns etwas unterhalten, fragte ich ihn, ob er Jemand brauche, der den Ackerbau gut verstünde. Wir kamen bald überein und ich war engagirt.

Darauf sagte er mir, ich sollte zwei Pferde aus dem Stalle nehmen, die bereits angeschirrt waren, an einen Wagen mit Heu spannen und auf die Straße heraus fahren, so daß wir an der Scheune abladen könnten. Ich spannte an, setzte mich auf den Wagen und fuhr. Da es aber etwas eng herging und ich überhaupt das Fahren nicht verstand, so hatte ich bald das Rad unter dem Wagen, so daß er umgestürzt wäre, hätte ich nicht schnell angehalten. So spannte ich eben die Pferde hinten an und zog den Wagen ins Freie, wo ich wieder wechselte. Dann wandte ich auf einem Drei-Ackerfeld um und trabte stolz die Straße hinab zur Scheune. Nachdem wir abgeladen, wobei ich furchtbar schwitzte, ging's zum Abendessen, wo ich meine Schuldigkeit that.

Hierauf producirte Mr. Bates einen Sack guten Rauchtaback und wir unterhielten uns gut bis zur Betzeit. Nicht zu vergessen, daß ich Herrn Bates zwölfjährigem Töchterlein bei ihren Schulaufgaben half, besonders im Französischen; mein Principal war nicht wenig stolz darauf, einen Gelehrten in seinem Hause zu haben.

Einige Tage darauf wurde gedroschen, und da ich natürlich die Arbeit nicht gewöhnt war, mußte ich mich furchtbar anstrengen, um mit den Andern gleich zu arbeiten; beim Mittagstisch aber war ich ihnen weit voraus. — Kurz darauf fragte mich Mr. Bates, ob ich Klee säen könnte was ich natürlich gleich bejahte, denn ich hatte ja schon Bauern säen gesehen. So gab er mir einen Sack voll Saamen und ich machte mich auf's Feld hinaus, wo ich auf- und abmarschirte und den Saamen Handvollweise wegschmiß. Sehr schnell war ich fertig; der alte Herr sagte mir auch, daß er noch nie Jemand mit einer solchen Fertigkeit im Säen gekannt, und ich zündete stolz meine Pfeife an. Als aber der Klee anfing zu wachsen, da war hier ein Busch sehr schön und dicht, dann kam lange nichts, dann wieder ein Flecken u. s. w. über's ganze Feld. Es sah aus wie eine Landkarte und Herr Bates zerplatzte beinahe vor Lachen, doch hieß er mir nie mehr etwas säen. Der Winter war hereingebrochen und Herr Bates, der Land in der großen Petroleum-Gegend in Pennsylvania besaß, worauf einige sehr reiche Oelquellen waren, verkaufte sein Haus und brachte seine Familie nach der Stadt. Ich sollte noch auf der Farm bleiben, bis alles Vieh, Getreide u. s. f. verkauft wäre. Sein Sohn, der gerade in meinem Alter war, kam von der Pensionsschule heim, um das Geschäft zu übersehen, während sein Vater nach „Oil City" ging, um dort an der Hand zu sein. Wir waren bald gute Freunde, arbeiteten immer zusammen, und so verging die Zeit sehr schnell.

Wir hatten noch einige fünfzig Mäße Holz nach dem Hause in der Stadt zu bringen, was wir mit unsern Pferden und Wägen hinschaffen sollten. So fuhren wir jeden Tag nach der Stadt, luden unser Holz ab und gingen dann in das Hotel, wo wir rauchten und Karten spielten, bis wir Abends wieder heimfuhren. In einem Monat hatten wir Alles in der Stadt und

nun sollten wir es spalten und aufschichten. Da aber keiner von uns ein guter Holzhauer war, so ließ man Leute dazu kommen, während wir uns in der Stadt amüsirten.

Nachdem die Geschäfte alle in Ordnung gebracht, wurde ich bezahlt und Herr Bates drang in mich, ihn als sein Buchhalter nach Oil City zu begleiten. Da sich aber bei mir das Fieber wieder eingestellt hatte, so konnte ich mich nicht dazu entschließen, sondern ließ mich als Weingärtner an einem Weinberge engagiren, wo ich zwei und einen Dollar pro Tag, Kost und Logis hatte. Da ich aber wußte, daß es mit dem Wein wie mit dem Kleesäen gehen würde, so zog ich mich schon bei Zeiten zurück. — Meine Gesundheit war wieder ganz schlecht, und als ich Friend Allcook traf, nahm ich sein Anerbieten, zu ihm zurückzukehren, mit Vergnügen an. Mit der Zeit raffte ich mich wieder auf.

VI. Eintritt bei der regulären Cavallerie. Nach Texas.

Als ich kräftig genug dazu war, ging ich im Monat Juni nach New-York, hielt mich da einige Zeit auf und ließ mich nachher zur regulären Cavallerie anwerben. Ich kam nach dem Rekruten-Depot in „Carlisle“, Pen., wo ich einige Bekannte traf und wir recht gute Zeiten hatten. Wir waren täglich auf der Reitschule und mußten oft eine Stunde lang ohne Sattel herumtraben. Doch wurden wir mit der Zeit alle gute Reiter.

Nach Verlauf eines Monats gingen zweihundert Mann via New-York nach „Betlows Island“, einer kleinen Insel im Hafen von New-York, wo wir eine Woche verbrachten. Darauf kamen wir auf ein großes Dampfschiff und fuhren die Küste hinab in den Golf von Mexico, wo es auch gleich sehr unterhaltend wurde. Denn das Thierleben in den Gewässern des Golfes ist sehr manchfaltig. Hier waren Seevögel aller Art, besonders Pelikane, Haifische, Schweinefische und die kleinen fliegenden Fische, von welchen hie und da einer auf das Verdeck fiel. Bald waren wir an der Mündung des Mississippi, welchen Fluß wir eine Strecke zu befahren hatten. Als wir aber einfuhren, blieben wir auf einer Sandbank mitten im Strome stecken. Es wurde die ganze Dampfkraft angewandt, was aber nichts half. Wir waren eben

einmal fest. Ein Flußdampfboot kam von New-Orleans, spannte sich an ein langes Seil und arbeitete mit allen Kräften, um uns heraus zu ziehen, was aber wieder nichts half. Inzwischen kam das große Dampfschiff „Hegbes" den Fluß herab und fuhr geradewegs in unsern Schleppdampfer hinein, so daß dieser sogleich sank. Der größte Theil der Mannschaft wurde jedoch aus dem Wasser gefischt. So blieben wir fest. Als gegen ein Uhr Nachts die Fluth am höchsten war, wurden sämmtliche Soldaten und Mannschaft auf die eine Seite des Verdeckes aufgestellt. Auf ein gegebenes Zeichen liefen alle auf die andere Seite, dann wieder zurück und so fort, bis wir das Schiff in eine schwankende Bewegung gebracht hatten. Die Schraube arbeitete furchtbar; endlich arbeitete sich das Schiff durch den Sand, bis wir mit einem lauten Hurrah ins tiefe Fahrwasser gelangten. Am Morgen, als wir stromauf fuhren, schwammen eine Menge großer Alligatoren um das Schiff, die alles aufschnappten, was über Bord fiel. Einige sehr große alte Kerle schwammen vorbei, nichts wie die lange Schnauze über dem Wasser, aber immer bereit, Jemanden Arm oder Beine abzubeißen. Doch ziehen sie Negerbraten dem Europäer vor: denn wenn ein Neger unter hundert Weißen im Wasser ist, so nehmen sie jedesmal den Neger heraus. Wahrscheinlich ist das Fleisch etwas feiner, jedenfalls aber ist der Geruch viel stärker. — Bei „Jackson Barracks", New-Orleans, legten wir an und landeten, wo wir acht Tage Rast hatten. Wir vertrieben uns die Zeit damit, in der Stadt New-Orleans umherzulaufen. Des Abends badeten wir im Mississippi, gingen aber immer in größerer Menge ins Wasser, weil dann der Alligator etwas scheu ist. — Wir schifften uns wieder ein, fuhren flußab in den Golf und erreichten den Hafen von Galveston (Texas), wo wir einige Stunden vor Anker lagen. Sogleich war wieder alles im Meere, um zu baden; als aber die Rückenflosse eines großen Haifisches in der Entfernung auftauchte, ging ein schreckliches Klettern an. Jeder wollte der Erste aus dem Wasser sein; wir kamen auch alle glücklich aufs Verdeck.

Wir fuhren weiter nach Indianola, von wo wir mit kleineren Segelschiffen nach Port La Vaca gingen, dort landeten und wiederum einige Tage verbrachten. Port La Vaca ist auf einer

Seite von einer Bucht des Meeres, auf der anderen von niedrigen Prairien umgeben. Es ist berühmt wegen seiner Moskitos, welche dort die Größe einer Schnepfe erreichen, sowie wegen der großen Pferdefliegen und anderm Ungeziefer, welche Nachkommen der alten Drachen zu sein scheinen. Hier fingen wir viele Lobster und Seekrebse, sowie auch schöne Fische. Es ging ein langes Wharf in das Wasser, wo Schiffe anlegten und Neger täglich angelten. Die Fische hingen sie an einer Schnur ins Wasser, um sie frisch zu erhalten bis sie nach Hause gingen. Hier amüsirten wir uns, indem wir unter dem hohen Wharf hinausschwammen, wenn ein schöner Büschel Fische da hing, die Schnur abschnitten und mit unserer Beute den Heimweg antraten. Als wir dieses Kunststück am dritten Tage wiederholten, wären wir bald in Verlegenheit gekommen. Zwei von uns nämlich, Smith und ich, schwammen vergnügt hinaus. Ein besonders schöner Büschel Fische hing heute herab. Smith, der mir etwas voraus war, streckte eben die Hand darnach aus, als ein großer Garfisch, ungefähr zwölf Fuß lang, aus dem Wasser sprang und die ganze Geschichte, Fische, Schnur und Alles in seinem Rachen verschwand. Es geschah so schnell, daß wir beide den Garfisch für einen Hai hielten und daher etwas erschrocken waren. Ich lief an einem Pfeiler des Wharfes hinauf wie ein Eichhorn, wo der Neger saß, der vor Schrecken ganz grün aussah. Er hatte auf dem obern Ende der Schnur gesessen und wäre beinahe mit ins Wasser gezogen worden. Smith lag auf dem Wasser und konnte sich vor Schrecken nicht rühren, bis ihm eine Quantität Seewasser in den offenen Mund floß, was ihn zur Besinnung brachte; er schwamm eiligst dem Lande zu.

Wir sollten nun per Bahn nach der Stadt „Victoria" am Flusse Quadalupe gehen; es wurde daher alles Gepäck geladen und wir nahmen unsern Sitz auf offenen Wägen, wo uns die Mosquitos mit solcher Stärke angriffen, daß sie zwei bis drei Mann von den Wägen zerrten, welche sofort spurlos verschwanden. Der Weg ging durch niedere sumpfige Prairien, die dicht von Hasen, Antilopen und Präriehühnern belebt waren. Die Schienen waren an vielen Stellen in den Schmutz versunken, so daß wir alle Augenblicke aussteigen mußten, um die Waggons aus dem Sumpf

zu ziehen. Fuhren wir dann wieder, so ging es so langsam, daß einige von uns von den Wägen sprangen, Hasen nachliefen bis sie so müde waren, daß sie sich fangen ließen, und dann doch noch dem Bahnzuge nachkamen, um wieder aufzuspringen. Eine Strecke von dreißig englischen Meilen legten wir in zwei Tagen zurück. In Victoria machten wir Camp am Flusse, wo einer von unsern Leuten ertrank. Hier mußten wir warten, bis Bagagewägen von San Antonio kamen, um dann unsere Fußreise nach San Antonio anzutreten, was hundert Meilen entfernt war und wo das Regiment gegenwärtig lag.

Sobald die Transportation kam, wurde aufgeladen und alles fertig gemacht, um früh am Morgen die Reise anzutreten. Gegen fünf Uhr wurde aufgebrochen, als plötzlich Bock Taylor, ein Texas Desperado, mit seiner Bande erschien, die Wägen anhielt, sechs gute Maulthiere ausspannte und sich wieder entfernte. Da wir keine Waffen hatten, so fühlten wir uns nicht angezogen, das Eigenthum der Regierung zu vertheidigen, sondern machten ruhig den Zuschauer. — Weil uns das Marschiren mit dem Commando nicht gefiel, so ging ein vierblättriges Kleeblatt, wobei ich mich befand, voraus; wir schlugen aber aus Versehen den falschen Weg ein, so daß wir am Abend vergeblich auf das Commando warteten. Es gehen nämlich drei Fahrstraßen von Victoria nach San Antonio; wir waren auf der einen, während unser Departement auf der andern war. Da wir die ganze Nacht hätten marschiren müssen, um den Zug zu treffen, so beschlossen wir auf eigene Faust nach San Antonio vorzurücken. Hunger stellte sich ein und Nachtessen mußte herbeigeschafft werden. Da nahm ein unternehmender Geist seine Jacke und verkümmelte sie um verschiedene Fressalien, wovon wir speisten und uns dann zur Ruhe legten.

Nächsten Morgen brachen wir frühzeitig auf und erreichten gegen acht Uhr eine Plantage, wo wieder eine Jacke herhalten mußte, um für das Frühstück zu zahlen; Mittags verschwand die dritte und Abends die vierte Jacke, so daß wir jetzt sämmtlich in Hemdärmeln waren. Nächsten Tag kamen wir an eine Schnapsschänke, wo unser Irländer Mc. Gee es nicht übers Herz bringen konnte vorüberzuziehen. Er verkümmelte seine Hose für eine Flasche Schnaps und einen Sack getrocknetes Fleisch, worauf er,

obwohl in ziemlich schmutzigen Unterhosen, doch im Triumph zu uns zurückkehrte. Am San Antonio-Flusse wurde Halt gemacht für die Nacht; ein Theil des Fleisches sowie ein Restlein in der Flasche lieferten ein frugales Abendmahl. Unsere Schuhe und Stiefel waren ausgetragen; so machten wir von den Stiefelröhren Sandalen, welche wir mit Streifen, von unsern Hemden gerissen, befestigten.

VII. Einzug in San Antonio. Cholera.

Am vierten Nachmittag erreichten wir San Antonio und lagerten uns vor der Stadt in ein Gebüsch, um die Abenddämmerung zu erwarten, da wir nicht in dem Zustande waren, unsern Einzug in die Stadt bei Tag zu bewerkstelligen. Als wir aber gegen acht Uhr im Paradeschritt die Straßen durchzogen und nach der Garnison marschirten, wurden wir doch allgemein bewundert. Wir hielten vor der Adjudanten Office, wo einer, der als Sprecher gewählt, den Rapport machte, worauf wir vorläufig einer Compagnie zugetheilt wurden, wo man uns reichlich bewirthete. Am Morgen erhielten wir Kleider und Stiefel und um neun Uhr marschirte ich schon mit der Compagnie nach dem Stall, um die Pferde in den Fluß zu reiten. Ich sprang auf ein Pferd; da es aber keinen Zaum an hatte, ging es mit mir durch und ich gab ein Salto mortale zum Besten, worauf ich drei Tage lang ein großes Pflaster auf dem Rücken trug. Erst einige Tage später kam unser Detachement Rekruten an; wir wurden dann in den zwölf Compagnien des Regimentes vertheilt und machten Dienst. Jeden Abend brachten wir in der Stadt zu, welche zum Theil spanisch und mexikanisch war. Gegen halb neun Uhr Abends wurden auf dem plaza oder Marktplatz Feuer angezündet, ringsum waren Buden, wo Kaffee, Thee, Chokolade, Tomalos, Chili con carne und andere mexikanische Speisen verkauft wurden. Dabei waren zwei Caroussells, oder „hoppy horses" in vollem Gange, auf drei bis vier Plätzen ertönte Musik, wo das Fandango (Tanz) vor sich ging. Die ganze Einwohnerzahl bewegte sich da und amüsirte sich bis Mitternacht; dann ging alles ruhig nach Hause. — Als aber einige Fälle der Cholera vorkamen, verließ das Regi=

ment die Stadt und schlug sein Lager auf einer Anhöhe zwölf Meilen von San Antonio auf. Hier brach die Krankheit furchtbar aus; und die Leute starben dahin, wie das liebe Vieh. Die wenigen Gesunden, worunter ich mich befand, mußten abwechselnd Tag und Nacht Gruben graben und die Todten beerdigen. Mancher, der am Abend grub, wurde schon am Morgen selbst hineingelegt. Wir hatten nur einen gesunden Arzt, um alle Kranke zu behandeln. Als Hospital hatten wir große Zelte aufgeschlagen; sobald nur einer aussah wie todt, wurde er in eine Decke genäht und fort mit ihm. Hie und da kam es vor, daß man einen einnähte und hinaustrug, wobei er wieder zu zappeln anfing, und ich weiß verschiedene Fälle, daß solche wieder genasen. Die Krankenwärter, welche, um nicht angesteckt zu werden, furchtbar Schnaps soffen, waren für die meiste Zeit unzurechnungsfähig, Einer derselben ging, da die Kranken fortwährend um Wasser baten, mit zwei Eimern herum und ließ sie alle trinken, soviel sie wollten, worauf sie beinahe alle starben. Als der Doctor kam, wurde der Krankenwärter abgelöst. Das Lager war in einem Eichenwald, und viele gingen und legten sich in's Gebüsch, wo man sie nachher todt fand. Kurz, es war eine schreckliche Zeit, und wir waren herzlich froh, als die Krankheit nachließ und endlich ganz aufhörte. Das Regiment von zwölfhundert Mann war auf ungefähr sieben hundert zusammengeschmolzen. Viele hatten während der Cholerazeit ihre Pferde gesattelt und waren mit Sack und Pack nach Mexiko durchgebrannt. Nun, es wurde endlich ruhig, eine Anzahl Rekruten kam, und bald war wieder alles beim Alten. — Eines schönen Morgens war die Sonne auf einmal verfinstert und dicke schwarze Wolken tauchten überall auf. Sie kamen näher, und immer niedriger, und siehe da, es waren Grashupfer oder Heuschrecken, welche den Boden ringsum meilenweit bedeckten. Im Augenblick verschwanden Gras, Blüthen und Blätter unter dem vereinigten Angriff ihrer Zähne. Nach einigen Tagen erhoben sie sich in die Luft und in zwölf Stunden waren sie sämmtlich wieder verschwunden, um eine andere Gemeinde zu überraschen. Wo sie hinfallen, vernichten sie Alles, doch kommen sie nur alle sechs bis sieben Jahre einmal.

Wir wurden jetzt nach verschiedenen Frontier-Posten kom-

mandirt, um gegen die Indianer zu operiren. Meine Compagnie war eine der ersten, welche Camp Sheridan verließ; sie ging zurück nach San Antonio, wo wir uns acht Tage aufhielten, um frische Pferde zu fassen und uns neu zu equipiren. Da die Pferde alle jung und meistens wild waren, so hatten wir die ersten acht Tage ziemlich viel zu thun, um sie etwas einzureiten. Bei meiner Ankunft zum Regiment hatte man mir einen alten Schimmel gegeben, welcher mit Rheumatismus geplagt war, in Folge dessen er bei feuchter Witterung alle drei Schritte zweimal hinstürzte, was für den Reiter ebenso unangenehm wie gefährlich war. — Ich trat ihn an einen Rekruten ab, der so wie so einen feurigen Gaul nicht gebrauchen konnte und bekam selbst ein sehr gutes junges Pferd. Ein dreitägiger Ritt brachte uns von San Antonio nach Camp Verde, unsern Bestimmungsort, welches in den Quadaloupe-Gebirgen liegt. Wir waren kaum abgestiegen, als alles zu kratzen anfing und es stellte sich heraus, daß auf jedem Quadratfuß Erde zwei Millionen Flöhe waren. Hier war guter Rath theuer. Vom Schlafen war keine Rede; als ich Nachts um ein Uhr nach dem Fluß hinunter lief, um einige Flöhe loszuwerden, fand ich bereits die ganze Compagnie im Wasser versammelt, wo wir bis Morgens Collegium hielten. Wir schafften uns Alle Hängematten an, die man an den Bäumen aufhing und hineinkletterte, nachdem man sich ausgekleidet, so daß die holden Thierchen einem nicht recht beikommen konnten. Doch war dabei auch wieder etwas Unangenehmes; denn es gingen Nachts Abenteurer umher, welche die Stricke der Hängematten entzweischnitten, so daß man sich oft auf den Boden gestürzt fand. — In diesem Camp waren wir achtzehn Monate; die meiste Zeit davon auf scouts nach Indianern, wobei wir manches Abenteuer erlebten. Die ganze Gegend wimmelte von Wild, als: Hirsche, Rehe, Antilopen, Bären, Panther, Truthühner, Hasen und anderem Wild; an Fischen fehlte es ebensowenig, wozu sich im Winter noch Buffaloes gesellten.

VIII. Gegen Indianer.

Bald nach unserer Ankunft machten wir uns fertig, auf eine Expedition gegen feindliche Indianer zu ziehen. Wir ritten den

Fluß Madina hinauf in die Quadeloupe-Berge, wo wir in allen Ecken und Winkeln herumstöberten. Da wir alle in diesem Geschäft neu und sehr kampflustig waren, so kam manches Lächerliche vor. Während einer Nacht z. B., als Luni an Wache war, ging ein junger Kerl, Porter, hinaus zum Lager. Kurz darauf sah ihn Luni im Gebüsch, und ihn für einen Indianer haltend, fing er an auf ihn zu schießen. Porter, der ebenfalls Luni für einen Comanche ansah, lief ins Lager, holte seinen Carabiner nnd eröffnete Feuer auf Luni, wobei er ihm eine Kugel durch die Hosentasche schoß, die ihm sein Taschenmesser total zerstörte und seine Hüfte etwas verletzte. Das ganze Lager sprang zu den Waffen, um den vermeinten Angriff abzuschlagen. Der erste Sergeant stürmte umher mit einem Revolver in jeder Hand und zwischen den Zähnen ein großes Messer haltend und wollte fortwährend wissen, wo der Feind war, damit er sich auf ihn stürzen könnte. Endlich wurde Ruhe hergestellt, die Geschichte aufgeklärt und in wenigen Minuten war Alles wieder in tiefem Schlafe. Früh am Morgen ging ich auf einen sehr steilen Berg, um einige Truthühner zu schießen, welche hier in großer Menge waren. Ich verwundete auch eines davon sehr schwer und wollte es gerade packen, als die Erde unter meinem Fuß nachgab und ich den Berg hinabrollte, gefolgt von losem Gestein und kleinen Felstrümmern, die ich auf dem Wege losgerissen. Unten angelangt klaubte ich mich zusammen und trat meinen Weg nach dem Lager an, wo ich gerade noch recht zum Frühstück ankam.

Wir gingen noch einige Zeit in den Bergen umher, konnten aber keine frischen Spuren entdecken und gaben uns daher dem Glauben hin, daß keine Indianer im Lande seien. Aber gleich während der nächsten Nacht krochen einige Rothhäute in unser Lager, schnitten etliche Pferde los und wollten sich eben fortmachen, als sie die Wache noch entdeckte und Feuer gab. Darauf sprangen sie ins Gebüsch und wurden nicht mehr gesehen, ließen aber in der Eile ein altes Pistol zurück, was wir als Siegestrophäe behielten.

Darauf suchten wir den Fluß Rio Frio auf; da das Wasser nur stellenweise in diesem Flusse läuft und dann wieder sinkt, so ritten wir oft darüber ohne ihn zu finden bis spät gegen Abend.

Am Morgen ließen wir zwei Mann zurück, deren Pferde etwas lahm waren und ritten in der Gegend umher. Gegen Abend traten wir den Rückzug nach dem Rio Frio an und ritten einmal kaum zweihundert Schritte an ihm vorbei. Die zwei Zurückgelassenen sahen uns kommen, hielten uns aber für Indianer und versteckten sich im Gebüsch. So ritten wir fort, bis wir frische Spuren trafen, welche wir sogleich als unsern nach dem Frio führenden trail bezeichneten und ihm daher folgten. Wir ritten und ritten, jede halbe Stunde wurde die Spur größer; nach ein paar Stunden fanden wir, daß wir schon den ganzen Abend im Kreis herumgeritten waren, immer unserer eigenen Spur folgend. Es wurde Halt gemacht, einige Mann ausgeschickt, und bald kam die freudige Nachricht, daß der Fluß gefunden sei, wo wir für die Nacht Halt machten.

Einige Tage später kehrten wir nach Camp Verde zurück. Unser Quartier war ein langes Haus von Baumstämmen gebaut; jede Nacht wurde ich erweckt von Etwas eiskaltem, das mir über das Gesicht lief, konnte aber nie entdecken, was es war, bis ich eines Nachmittags ein Schläflein machte und mir dieselbe Geschichte passirte. Ich sprang schnell auf und sah gerade noch den Schwanz einer Schlange unter das Dach hinter einem Brette verschwinden. Nachdem wir uns mit Säbeln bewaffnet, riß ich das Brett weg und da lag eine Hühnerschlange (Chicken Snake), welche etwas über acht Fuß lang war und uns ganz verwundert ansah; denn sie betrachtete sich wahrscheinlich schon seit Jahren als Herrin dieses Hauses.

Obwohl diese Art Schlangen nicht giftig sind, so machten wir doch einen heftigen Angriff mit Säbeln auf den Feind, welcher bald der Uebermacht unterlag, und ich konnte in Zukunft ungestört schlafen. Kurz darauf wurde ich kommandirt, die Post nach Fort Insh zu tragen, zu welcher Rundreise sechs Tage nöthig sind. Die erste Nacht machten wir Halt am Frio-Wasserloch, was das einzige Wasser in einem weiten Umkreise ist und nur aus einer Pfütze besteht, mitten auf einem offenen Flecken im Gebüsch. Wir koppelten unsere Pferde und ließen sie gehen, worauf wir zu Abend speisten, uns dann ums Feuer setzten, rauchten und plauderten. Wir waren unserer drei, und als wir so gegen neun

Uhr Abends gerade recht gemüthlich ums Feuer gelagert uns angelogen, ging es auf einmal sss, sss, sss, und eine Anzahl Pfeile flog an unsern Köpfen vorbei in das Feuer. Meinen Karabiner zu packen und ein Salto mortale rückwärts ins Gebüsch zu machen, war das Werk eines Augenblicks. Meine Kameraden waren nicht viel langsamer und da lagen wir nun in der Finsterniß und wußten nicht, ob zwei oder zweitausend Indianer uns überfallen hatten. Alles war todtenstill; nicht einen Laut konnten wir hören, außer das Kauen unserer Pferde. Einer meiner Leute kroch an mich heran und flüsterte mir zu: Du, kriech' ins Gebüsch und sieh wo sie sind! — Ich sagte ihm ganz ruhig, daß ich keinen Indianer verloren hätte, fände mich daher nicht geneigt, einen zu suchen. Den Anderen konnte er auch nicht dazu bewegen, und da er selbst keine Lust dazu hatte, so blieben wir alle ruhig bis Tagesanbruch, wo wir uns dann umsahen und fanden, daß die Indianer fort waren. Es war nur eine kleine Partie von höchstens fünf Mann, welche es wahrscheinlich auf unsere Pferde abgesehen hatten, und da ihnen das Schießen mißlang, wagten sie sich nicht an die Pferde, sondern zogen sich ruhig zurück. Wir machten unsere Reise glücklich, doch hüteten wir uns in der Zukunft, Nachts um große Feuer zu sitzen.

Kurz darauf gingen wir etwa hundert Mann stark auf eine Expedition gegen Indianer. Wir schweiften in der Gegend herum, bis wir an ein verlassenes Fort (Fort Territt) kamen. Hier machten wir Halt für die Nacht, ließen die Pferde ins Gras laufen und machten es uns bequem. Jetzt ging aber das Geklapper an. Hier war eine Klapperschlange, dort eine, hüben und drüben eine u. s. f., kurz wir schienen in ein Nest (rattlesnake den) gerathen zu sein, denn, nachdem wir fünfunddreißig todtgeschlagen, konnte man noch keine Verminderung derselben verspüren.

Die Wache getraute sich nicht auf und ab zu gehen im hohen Grase während der Nacht, aus Furcht, gebissen zu werden, und der Offizier, der hinausgehen wollte, um ihm den Standpunkt klar zu machen, zog sich eiligst zum Feuer zurück, als er etwas vor sich klappern hörte. Manche liefen die ganze Nacht mit ihren Decken herum und konnten sich nicht entschließen, ihr Bett ins

Gras zu machen; andere, die sich schon zur Ruhe begeben, standen wieder auf, wenn sie ein Geräusch hörten und suchten sich einen andern Platz. Um es noch hübscher zu machen, wurden die Pferde durch einen Panther erschreckt und rissen aus. Da sie aber alle an den Vorderfüßen gekoppelt waren, blieben sie bald wieder stehen und ließen sich einfangen, außer zwei alten Gäulen, die so weit in den Sumpf hineingerannt waren, daß sie sanken und mit Seilen herausgezogen werden mußten.

Gegen ein Uhr war alles in Ordnung, und ich suchte mein Lager neben dem Feuer wieder auf. Nachdem ich meine Decken geschüttelt, wobei eine Klapperschlange herausfiel, legte ich mich wieder und schlief den Schlaf des Gerechten, bis die Trompete mich am Morgen weckte. Beim Frühstück gab es vieles zu erzählen von den Erlebnissen der Nacht. Bald waren wir wieder im Sattel; gegen neun Uhr fanden wir frische Indianerspuren, welchen wir den ganzen Tag folgten bis gegen vier Uhr, als wir einige Wasserlöcher erreichten, wo wir unsere Thiere tränkten und unsere Wassergefäße füllten, da wir an der Grenze der Wüste (Staked plains) waren und voraussetzten, daß die Indianer darüber gehen würden. Während wir so beschäftigt waren, ritten unsere zwei Führer, Valentine und Toby Joy, der letztere ein rothhaariger lustiger Gesell, der immer frischer werdenden Spur nach. Als sie nun etwa fünfhundert Schritte vor uns um einen Berg ritten, fanden sie sich gerade in dem Lager von vierzehn Indianern, welche um ein Feuer saßen und Fleisch rösteten. Da sie die beiden Führer noch nicht bemerkt, winkte Valentine seinen Kameraden zu, daß sie sich ruhig verhalten sollten, während er uns rufen wollte. Aber sobald Toby die Indianer erblickte, stieß er sein Kriegsgeschrei aus und sprengte mitten unter sie, indem er einen mit einem Schuß leicht verwundete; da er aber eine elende, alte Muskete hatte, konnte er nicht wieder laden. Die Indianer, die sich von einer größeren Macht überfallen dachten, sprangen auf ihre Pferde, Sättel und Alles außer ihren Waffen zurücklassend, gingen im vollen Galopp davon, Toby hinterher wie verrückt, seinen Hut auf das Gewehr steckend, während sein rothes Haar gerade in die Höhe stand. Sobald wir den Schuß vernahmen, sprang jeder zu Pferd und ging auf eigene Faust darauf los wie

toll über Gebüsch, Baumstämme, Gräben und Löcher jagend. Die Packthiere, auf die Niemand acht gegeben, wurden ebenfalls von der allgemeinen Heiterkeit angesteckt und kamen im rasenden Galopp daher, hinten und vorn ausschlagend, wobei die Kaffekessel und Bratpfannen nebst andern eisernen Geschirren ein solches Geklirre und derartigen Spektakel machten, daß man dachte, es käme das wüthende Heer daher. Die Päcke wurden losgeschüttelt, Mehlsäcke, Kaffeesäcke, ganze Seiten Speck lagen überall auf dem Boden, aber niemand dachte daran, zu halten. Etwa tausend Schritte voran war Toby dicht hinter den Indianern, ohne Hut, schreiend und jauchzend. Die Indianer sahen jetzt, daß Toby ganz allein war, und wandten sich schnell, um ihm den Garaus zu machen. Allein Toby war auch nicht faul, er drehte sein altes gelbes Pferd auf einem Hinterfuße um und jagte nun zurück, seinen alten Hut schwingend und ein furchtbares Kriegsgeschrei ausstoßend. Wir waren jetzt so nahe, daß die Indianer von ihren Pferden sprangen und sich zu Fuß in ein sehr dichtes Cedargebüsch flüchteten, wo man sie auch nicht mehr fand. Bald wurde Halt geblasen, die zerstreuten Krieger sammelten sich wieder und die Beute wurde zusammengebracht.

Wir hatten fünfundzwanzig Indian-Pferde, sieben Sattel, darunter ein sehr schöner, der an einem Busch hängend gefunden wurde, eine Anzahl Lariate (Lasso), Decken und andere Kleinigkeiten. Auf dem Platze, wo wir die Comanches getroffen, wurde Halt gemacht für die Nacht. Eine Portion Büffelfleisch, welches sich die rothen Neger gebraten, aber nicht Zeit hatten, zu essen, zogen wir uns zu Gemüth und verzehrten es mit dem größten Appetit. Die Packthiere wurden eingefangen und eine Abtheilung der Mannschaft zurückkommandirt, um das Gepäck aufzusuchen. Bald herrschte die größte Gemüthlichkeit im Lager: Kaffee wurde gebraut, Fleisch gebraten, geraucht und geplaudert. Wachen für die Nacht wurden ausgestellt. Valentine, Toby und ich gingen auf den Berg, im Gebüsch zu liegen, um, im Falle die Indianer nach ihren Sätteln kämen, bei der Hand zu sein. Wir lagen die ganze Nacht im Gebüsch, wo uns Mosquetos, Gnats, und anderes Ungeziefer beinahe auffraßen, da wir uns nicht rühren durften, um kein Geräusch zu machen, bis gegen drei Uhr Morgens eine

ungewöhnlich große Moskito Toby biß. Er konnte es nicht mehr aushalten, sondern fing an zu fluchen und zu schimpfen, welches sich bald in ein allgemeines Gelächter verwandelte. Wir plauderten nun bis Tagesanbruch, da nach dem von Toby gemachten Lärm jeder Indianer in der Gegend wissen mußte, daß wir im Gebüsch waren. Als sich die Morgenröthe zeigte, wurden wir auch eines Indianers gewahr, der zu Pferd auf einem uns gegenüberliegenden Berge stand, von wo er unser Lager beobachtete. Da er aber zu weit für unsere Karabiner war, ließen wir ihn in Ruhe. Nun kehrten wir nach dem Lager im Thale zurück, wo wir Frühstück fertig fanden und hörten, daß ein Indianer-Pferd während der Nacht spurlos verschwunden war. Bald waren wir wieder auf dem Wege, die Berge des Llano-Flusses zum Ziele nehmend. Gegen zehn Uhr Morgens überraschten wir wieder einen kleinen Trupp Indianer, von welchen wir einen Scalp, dreizehn Pferde, und andere Kleinigkeiten bekamen.

IX. Am Fluß Llano. Davis's Tod.

Gegen neun Uhr Abends erreichten wir den Fluß Llano, welcher zwischen hohen Bergen fließt. Ich nahm meinen Sattel ab, ließ das Pferd gehen, warf meinen Karabiner hin und dummer Weise auch meinen Revolver, nahm den Feldkessel und kletterte unbewaffnet das Ufer des Flusses hinab, um Wasser zum Abendbrod zu holen. Als ich mich neben einen großen Felsen knieete, um meinen Kessel zu füllen, sprang auf einmal ein großer Panther über mich weg in den Fluß, wo er vor mir stand und wente. Aufspringen, ihm den Kessel an den Kopf werfen und ausreißen wie der Blitz, war das Werk eines Augenblicks. Oben angelangt, bewaffnete ich mich nnd ging in Begleitung von einigen Freunden wieder zurück. Der Panther war fort; den Kessel fanden wir erst nach langem Suchen wieder, da er ein Stück flußab geschwommen, sich dann mit Wasser gefüllt und stehen geblieben war. Etwas später fing das Thierleben an rege zu werden. Von allen Seiten her ertönte das Gebrüll oder vielmehr Geschrei der Panther und Puma's, welche sich sehr nahe an's

Lager wagten; dann erfüllte das Geheul der Wölfe und Coyotes die Luft. Große Eulen flogen herum, ihr schauerliches u, u, u, uah, uah ausstoßend, und Tausende von andern Thieren und Nachtvögeln thaten ihr Bestes, um das Riesenconzert so geschmackvoll wie möglich zu machen. Die Wachen um die Pferde mußten verstärkt werden, da diese die Nähe der Panther sehr scheu und unruhig machte; Feuer brannten die ganze Nacht, was sie etwas beruhigen half.

Nächsten Tag wollten wir hier rasten, um den Pferden etwas Ruhe zu geben, die während der letzten Tage sehr angestrengt waren. In aller Frühe machten sich die Kameraden, ausgenommen die Wache, auf den Weg, um zu jagen, zu fischen und die Gegend zu exploriren. Meine Partie ging flußaufwärts, wo wir einige sehr große Höhlen fanden, besonders eine, in die wir beinahe eine Meile weit hineingingen, bis unsere Lichter ausgebrannt und wir genöthigt waren den Rückzug anzutreten. An Ungeziefer fehlte es darin nicht; denn wir fanden Schlangen, Eulen, Stinkthiere und allerhand kleinere Raubthiere, auch erlegten wir einen schwarzen Bären und eine Wildkatze. Gegen Mittag gingen wir nach dem Camp zurück, um die Pferde zu tränken und selbst etwas zu genießen. Unsere Tafel war reichlich mit Fisch, Wildpret und Geflügel versehen. Nachmittags ging ich hinunter, um im Flusse zu baden. Das Bett des Flusses ist ganz flacher Kalkstein, so schön und eben, wie der Boden eines Zimmers. Das Wasser ist ungefähr einen Fuß tief, hie und da aber sind Bassins oder Becken im Stein ausgewaschen, in welchen das Wasser fünf bis sechs Fuß tief so hell und rein wie Krystall steht. Ein solches hatte ich mir zum Baden ausgesucht. An beiden Seiten des Flusses standen steile Felswände neunzig und hundert Fuß hoch mit nur hie und da einer Unterbrechung, durch die man zu dem Fluß gelangen konnte. In einer dieser Felswände hatten die Jungens Bienen entdeckt, welche sich in einer Felsenspalte ansäßig gemacht und sie wollten nun den Honig haben. Zwei junge Kerle, Davis und Funk, kletterten von oben hinab. Dort standen sie auf einem drei Zoll breiten Felsenrande, etwa achtzig Fuß über dem Flußbett, wo sie sich nur an kleinen Sträuchen und Wurzeln festzuhalten vermochten. Ich saß unten im Wasser,

eine Pfeife rauchend, während einige andere sich die Sache von oben betrachteten. Es wurden von allen Seiten schlechte Witze gemacht und jeder war im besten Humor. Davis, der den Honig mit seinem Arm nicht erreichen konnte, wandte sich, um nach einem Stock zu suchen, als der weiche Kalkstein unter seinem Fuße brach und er den Abgrund hinabstürzte. Im Fallen klammerte er sich an einen Felsblock, der ebenfalls fiel und durch sein Gewicht den Kopf erst hinabriß. Es gab einen dumpfen Schlag, als er auf dem Boden des Flusses anlangte. Er fiel auf die Brust und prallte einige Fuß wieder in die Höhe; der Felsen, den er noch im Arme hielt, schnitt ihm den ganzen Backen entzwei. Ich sprang schnell hinzu, hob ihn etwas in die Höhe und sah, daß er inwendig stark verletzt sein mußte, da ihm das Blut aus Mund und Nase lief. Inzwischen waren Mehrere herbeigeeilt; wir trugen ihn bewußtlos ins Lager, wo wir ein Bett bereiteten und ihn darauf legten. Funk, der mit ihm war, als er fiel, und den es so schwindelte, als er ihn fallen sah, daß er sich selbst nicht mehr halten konnte, wäre ohne Zweifel auch herabgestürzt, hätte ihm Valentin nicht schnell ein Lasso umgeworfen und ihn mit Hilfe anderer hinaufgezogen. Da wir keinen Arzt hatten, so war es eine traurige Geschichte für den armen Davis. Die Nacht saß ich bei ihm bis zwölf Uhr, und mit dem Lärmen der Raubthiere außen und dem Fantasiren des armen Kerls war es eine Nacht, wie man sie nicht leicht vergißt. — Am Morgen wurde eine Leiter oder Tragbahre verfertigt und an zwei Maulthieren befestigt; Davis wurde hineingelegt und wir traten unsere Reise an. Ueber hohe Berge mußten immer einige Mann absteigen und die Bahre tragen, da die Maulthiere ihn über Felsenblöcke geschleift haben würden. Es war eine furchtbare Hitze und Fliegen waren massenweise da, so daß der arme Davis viel zu leiden hatte und fortwährend nach Wasser rief. Kein Mann berührte seine Feldflasche, obwohl Jeder Durst hatte, sondern alles Wasser wurde den Tag über dem Kranken gegeben. Am dritten Abend erreichten wir Taylor town, eine Ansiedelung von vier Häusern, und hier ließen wir Davis zurück, während das Commando den Weg nach Camp Verde antrat. Dort angekommen wurde ich sogleich commandirt mit zwei Mann nach

Taylor town zurückzugehen, um Arzneien und eine Flasche Brandy für Davis zu überbringen. In aller Frühe waren wir auf dem Weg. Nach einem starken Ritt hielten wir gegen Mittag eine halbe Stunde, um die Pferde etwas zu rasten und uns selbst zu erfrischen. Als wir so im Schatten einiger großer Bäume saßen und uns das Pfeifchen schmecken ließen, kam eine Bande wildes Vieh uns ganz nahe. Auf einmal hörten wir einen furchtbaren Schrei; als wir aufsprangen, sahen wir einen großen Panther, der vom Baum auf eine Kuh gesprungen war und ihr mit einem Schnapp das Rückgrat entzwei gebissen hatte. Im Augenblick gingen drei Schüsse los und der Panther rollte todt auf die Seite. Nachdem wir die Kuh vollends getödtet, zogen wir dem Panther das Fell ab. Er war neun Fuß von tip to tip —, und nun ging der Krawall los. Wir hatten alle drei geschossen, das Thier hatte aber nur eine Kugel im Kopf; jeder behauptete, daß das sein Schuß wäre, und daß die andern nichts getroffen hätten. Man sprach von Duellen mit Pistolen und Messern, man sprach von Durchprügeln, und verschiedene Pläne wurden entworfen, aber Keiner wollte nachgeben. Man beschloß endlich, das Fell zu verkaufen und das gelöste Geld gemeinschaftlich zu versaufen, was unbedingten Beifall fand und später auch ausgeführt wurde. Nachdem wir noch die besten Stücke Fleisch aus der Kuh geschnitten, traten wir die Reise wieder an und erreichten Taylor town am Abend, fanden Davis aber todt. Er war gar nicht zur Besinnung gekommen; am nächsten Tage begruben wir ihn. Da die mitgebrachte Flasche Brandy ihm nichts mehr helfen konnte, so wurde beschlossen, daß wir sie selbst vertilgen wollten. In Folge dessen wurden große Kessel Wasser heiß gemacht und ein ausgezeichneter Punsch gebraut. Wenn ein Wanderer während dieser Nacht durch die Llano-Berge gezogen wäre, so hätte er eines der schauerlichsten Concerte, das je aus menschlichen Kehlen kam, gehört; denn der Punsch hatte uns furchtbar musikalisch gestimmt, und erst in später Stunde suchten wir unser Lager auf. Nächsten Tag kehrten wir nach Camp Verde zurück; ich rapportirte dem Doctor, daß das Packpferd gestürzt sei und die Brandy-Flasche zerbrochen hätte, worauf er ein Auge zudrückte, und „so!" sagte.

X. Garnison-Dienst. Zweikampf.

Dann traten wir für einige Tage wieder den gewöhnlichen Garnison=Dienst an. Eines Morgens, als wir um das Feuer saßen, wollte ich ein Stück Holz darauf werfen, aber gerade auf dem Stück, das ich wünschte, saß mein Freund Deamers; da er sich nicht aufbemühen wollte, so half ich ihm etwas nach. Ganz wild sprang er auf und forderte mich zum Zweikampf auf. Ich benachrichtigte ihn, daß ich nach dem Frühstück zu seinen Diensten stände, aber vor dem Frühstück es nicht riskiren wollte, ein Paar Zähne zu verlieren. Ich nahm mir Zeit zum Essen, besonders da ich bemerkte, daß Deamers in einer sehr großen Aufregung sich befand. Nachdem ich noch einen extra Becher Kaffee getrunken, meldete ich mich als fertig und wir gingen hinaus auf einen freien Platz, von der ganzen Compagnie begleitet. Dort stülpte Deamers seine Hemdärmel auf und frug mich, nachdem er sich so viel wie möglich dem Ansehen eines Metzgers gleich gemacht hatte, ob ich fertig sei? Ich bat um noch einen Augenblick, holte meine Pfeife aus der Tasche und zündete sie an, worauf ich Deamers mit einer höflichen Verbeugung bat, er möchte jetzt die Güte haben loszuschlagen. Ich hatte mich nicht verrechnet. Deamers, der so wie so kein rechter Krieger war, wurde nun durch mein kaltblütiges Betragen in großen Schrecken versetzt und sah sich schon im Geiste mit gebrochenen Rippen und allgemein verstümmelt. Er hätte gerne das Kämpfen aufgegeben, aber die Zuschauermenge stieß ein Hurrah nach dem andern für Sombrero aus und rief ihm zu, darauf los zu gehen; so drückte er endlich in der Verzweiflung beide Augen zu und fing an loszuschlagen. Da er aber in einer furchtbaren Aufregung war, so schlug er immer um und neben mir in die Luft. Ich, der trotz aller Anstrengung von seiner Seite nicht in Wuth zu bringen war, rührte ihn gar nicht an, sondern parirte blos hie und da einen Hieb, der mir zu nahe kam. Als er endlich aus Erschöpfung einen Augenblick innehalten mußte, ersuchte ich ihn um ein Zündholz, da meine Pfeife ausgegangen war, was soviel Hurrahrufen und Heiterkeit verursachte, daß Deamers sich als besiegt erklärte und mir die Hand reichte, worauf ich ihn im

Arm nach Hause führte. Die Zuschauer haben nie dieses Duell vergessen, und nach Jahren wurde es noch den Leuten erzählt, wie Sombero den Deamers besiegt.

Wir waren jetzt sehr beschäftigt in Camp Verde, da wir neue Häuser zu bauen hatten; indeß ging es immer lustig zu. Wir hatten einen Sergeant in der Comp., der etwas stolz war und durchaus nicht beliebt. Als er eines Abends ziemlich viel whisky getrunken hatte und daher fest schlief, hoben wir ihn mit Bettstatt und Zubehör auf und trugen ihn über den Paradeplatz vor die Hausthüre des Obersten, ihn dort der Ruhe überlassend, nahmen aber sämmtliche Kleidungsstücke zurück nach dem Quartier. Bei Sonnenaufgang wurde Reveille geblasen und unser Serg. Brennan sprang aus dem Bett; aber groß war sein Erstaunen, als er weder Kleider noch Stiefel hatte und sich auf dem Paradeplatz fand. Die Offiziere waren bereits vor ihren Häusern und schauten diese fremde Erscheinung mit Verwundern an. Brennan wurde desperat und sich eine Decke umwerfend flog er in großen Sätzen über den Paradeplatz, wo er halbwegs die Decke verlor und den übrigen Weg im bloßen Hemde zurücklegte. Nachdem er sich angekleidet, schwur er blutige Rache gegen die Missethäter; da ihn aber niemand belehrte, wer es gethan hatte, so wurde sie nie ausgeführt.

XI. Expedition mit General H. und Major M. Verirrt in der Wildniß.

Kurz darauf wurde ich kommandirt, mit General H. und Major M. als Bedeckung zu gehen, welche eine von den Spaniern einst entdeckte Silbermine, die aber von den Indianern wieder verschüttet wurde, so daß bisher Niemand im Stande war, sie zu finden, aufsuchen wollten. Eines schönen Morgens brachen wir auf und erreichten nach einigen Tagen den Fluß Pedernales, wo wir viele Fische und Schildkröten fingen und überhaupt sehr gute Jagd fanden. Dann gingen wir langsam flußaufwärts und ritten vierzehn Tage lang in den Bergen umher, bis wir in einer ganz wilden Gegend nach Packsattel-Berg kamen. Hier hielten wir während der Nacht und da wir Indianerspuren gefunden, banden

wir die Pferde kurz an und bewachten sie strenge. Am Morgen befahl der General, die Pferde auf eine Stunde loszulassen, damit sie etwas Gras bekämen. Als wir beim Frühstück waren, kam mein Pferd wie gewöhnlich zu uns heran und bettelte Brod ꝛc., was es auch immer bekam. General H. gab ihm sogar ein paar Eier, die es aussog. Darauf ging dasselbe wieder hinaus ins Gras mit den andern Pferden. Bald waren wir zum Aufbruch bereit und gingen hinaus, unsere Pferde zu holen. — Ich konnte Peter aber nicht finden; der Führer, ein Mexikaner, fragte mich, ob ich sein Pferd nicht gesehen hätte; dann kam Major M's. Bedienter, ein Neger, ebenfalls seinen Gaul suchend. Kurz drei Pferde waren fort, konnten nicht gefunden werden, und hier waren wir in den Bergen, 150 Meilen vom nächsten Platz zu Fuß. Es war angenehm! Nun packte man die Ladung zweier Packthiere auf eines und der Führer war wieder beritten, aber weiter konnte man nichts machen. General H. sagte mir dann, ich müßte zu Fuß gehen, er würde mir bei erster Gelegenheit ein Pferd verschaffen, worin auch kein großer Trost war, denn, um Pferde zu verschaffen, muß man erst sein, wo es welche gibt, und wir waren weit davon. So brachen wir auf, das Commando zu Pferd, ich und der Neger zu Fuß. Es war sehr heiß, und um es mir bequem zu machen, hatte ich einem der Reiter meinen Rock, Carabiner und Pistole zu tragen gegeben und ging nun in Hemdärmeln und vollständig ohne Waffen daher. Das Land hier war nichts wie Sandhügel und Berge, es war sehr beschwerlich zu marschiren, und ich blieb daher auch bald hinter der Kavalkade zurück und verlor sie zuletzt gänzlich aus dem Gesicht, was mich nicht genirte, denn ich konnte ja den Spuren folgen; nur wäre es mir lieb gewesen, wenn ich meine Waffen bei mir gehabt hätte. So ging es fort und fort und ich wurde durstig, fand aber kein Wasser, und bald wurde mir der Gaumen so trocken, daß ich nicht einmal mehr die Arie: „Ach du lieber Augustin", pfeifen konnte. Jetzt kam ich durch eine kleine Waldung. Als ich so dahin wandelte, hörte ich Lärm hinter mir und sah eine Heerde wildes Vieh auf mich zu galopiren; ich hielt mich dicht zu den Bäumen. Sie kamen heran, spitzten die Ohren und manche rieben sogar die Nase gegen mich und probirten auch die Hörner, aber

ich schlug jeden, der mir nahe kam, mit einem Prügel über die Nase, und hielt dadurch die Thiere etwas vom Leibe. Dabei ging ich von einem Baum zum andern, immer fertig auf einen zu klettern, im Falle sie mich im Ernst angriffen. — Es ist immer eine gefährliche Geschichte für einen Fußgänger unter wildem Vieh, das nie einen Menschen zu Fuß, wenn überhaupt je einen gesehn. Sie hielten mich daher für eine Art Raubthier und behandelten mich darnach. Sie folgten mir eine lange Strecke und ich fing an zu denken, daß sie ganz und gar bei mir bleiben wollten, als sie sich eines Besseren besannen und stehen blieben. Bei dieser Geschichte war ich aber von der Spur meiner Leute abgekommen: ich nahm daher die Richtung nach den Bergen, wo ich sie zu treffen hoffte. Es war jetzt Abend; ich war von Hitze und Durst so gepeinigt, daß ich mich hinsetzte und nicht wußte, ob ich weiter gehen sollte oder nicht. Da ich aber ziemlich genau wußte, daß mir Niemand Wasser da herausbringen würde, so machte ich mich wieder auf den Weg. Es wurde dunkel; doch traf ich wieder Pferdespuren, was mich ganz aufheiterte. Als ich aber gegen zehn Uhr in eine Schlucht kam, und eine Heerde wilder Mustang-Pferde an mir vorbei galopirte, so wußte ich, daß ich der falschen Spur gefolgt, und in die Berge gelaufen war. Da sah ich aber ein Waldbächlein mit gutem Wasser vor mir; sofort legte ich mich der Länge nach aufs Gras, steckte den Kopf in's Wasser, und ließ es mir schmecken. Nachdem ich mich gehörig erfrischt, sang ich ein gaudeamus igitur, legte mich auf den Boden, deckte mich mit einer alten Zeitung, die ich noch in der Tasche hatte, zu und überließ mich dem Schlaf des Gerechten. In aller Frühe stand ich auf, machte meine Toilette, stieg in den Bach und hatte in kurzer Zeit einige Pfund Krebse gefangen, worauf ich ein Feuer machte, meine Krebse darauf warf, und in fünf Minuten hatte ich „fricassée à la mode“ zum Frühstück. Nach einer solchen Mahlzeit kann man nicht traurig sein, und nachdem ich meine Pfeife im Gang hatte und die übrigen Krebse in die Tasche gesteckt, zog ich fröhlich weiter, eine östliche Richtung einschlagend; denn nur da durfte ich hoffen auf Ansiedelungen zu treffen. Ich kletterte über Berge und allerlei Gegend, als ich mich gegen Mittag in einem dichten Cedar-Gebüsch be-

fand, wo ich auf einmal ein Geräusper hörte mit Husten. Indianer! denk' ich, und laß' mich schnell hinter einen Busch nieder, in jeder Hand einen großen Stein; denn sollten sie mich finden, so gibt es kein parlezvouz, sondern ein ganz elendes Trauerspiel. Das Geräusch kommt näher, meine Haare stehen gerade in die Höhe wie Binsen und mein Hut dreht sich oben auf der Spitze herum wie eine Wetterfahne. Näher und näher kommt es, ich fasse meine Steine krampfhaft, plötzlich steigt aus dem Gebüsch heraus: eine alte Kuh. Sie hatte einen Grashalm im Schlunde stecken; daher der Husten und das Geräusper. Ich brach in ein Gelächter aus und erschrocken rannte sie davon. Ich machte mich wieder auf den Weg und gegen Abend kam ich zu einem Fluß (Crape creck), wo ich Halt machte. Nachdem ich einige Dutzend Schlangen todtgeschlagen, hatte ich Platz ein Bad zu nehmen, worauf ich mich nach etwas zu essen umsah, hatte auch bald ein paar Eichhörnchen mit Steinen erlegt, und nun füllte der Wohlgeruch eines Braten's die Luft. Nachdem ich etwas geraucht und noch eine Anzahl kleiner Schlangen aus dem Weg geschafft hatte, begab ich mich zur Ruhe. Nächsten Morgen folgte ich dem Fluße stromabwärts, aber gegen eilf Uhr wurde es immer enger, und lief dann durch eine Schlucht mit hohen steilen Wänden, so daß ich genöthigt war hinaufzuklettern, um im Stande zu sein, meine Reise fortzusetzen. Oben auf dem Berg hielt ich an, um mir die Gegend zu besehen; zu meiner großen Freude bemerkte ich am entgegengesetzten Ufer eine Rauchsäule, und bald entdeckte ich eine Hütte im Gebüsch. Nun kletterte ich ein Ufer hinab, das andere hinauf, und nach einigem Suchen fand ich eine Ranch, die einem Deutschen, von Gluth, gehörte, der mich trotz meiner etwas wilden Erscheinung sehr freundlich empfing, und nachdem ich mich als Deutscher zu erkennen gegeben, sogleich für eine Woche einlud, was ich aber nicht annehmen konnte. Bald war ein gutes Mittagessen auf dem Tisch und ich that meine Schuldigkeit dabei. Nach Tisch brachte H. G. einen Vorrath selbstgebauten Taback und füllte meine Hosentaschen damit, worauf wir uns gemüthlich vor's Haus setzten, rauchten und plauderten, und so verging die Zeit bis Abend.

Am Morgen nachdem ich ein gutes Frühstück genossen, er=

klärte ich mich reisefertig, und Herr Gluth schickte sich an, mir das Geleit ein Stück Weges zu geben und mir einen Pfad zu zeigen, der mich nach dem hundert Meilen weit entfernten Städtchen „Fredricksburg" bringen sollte.

Wir waren bereits ein Stück Weges, als Herr Gluth nach dem Hause zurücklief und mit einem schönen Jagdgewehr wiederkehrte, welches er mir nebst Munition übergab und mich bat, es zu nehmen, bis ich außer Gefahr sei, wo ich es dann in „Fredricksburg" liegen lassen könnte. Das nahm ich dankbar an, und es verhalf mir auf dem Weg zu manchem guten Stück Wildpret. Herr Gluth ging zehn Meilen mit mir, worauf er Abschied nahm und nach Hause zurückkehrte; erst nach drei Jahren sah ich ihn wieder, wo ich Gelegenheit hatte, ihm einen gleichen Gefallen zu erweisen

Ich setzte meinen Weg wohlgemuth fort und erreichte am zweiten Abend eine kleine deutsche Ansiedlung, Ulm Creek Settlement, wo ich sehr gastfreundlich empfangen wurde und „Sechs und sechzig" und „Schwarzen Peter" mit den jungen Leuten spielte bis spät in die Nacht. Nächsten Tag hatte ich Gelegenheit, in einem Wagen nach Fredricksburg zu fahren, wo ich ohne Unfall anlangte Dort suchte ich den Bruder des Herrn Gluth auf, gab das Gewehr ab und amüsirte mich dann im Hotel. Nachmittags kam die Postkarawane von Fort Mason herein und ich reiste am nächsten Morgen auf einem Maulthiere beritten mit ihnen zurück; wir kamen aber erst am zweiten Abend am Ziel der Reise an.

XII. Wiedersehen der Kameraden. Meine Menagerie.

General H. mit meinen Leuten war da und sehr erstaunt, als ich mich vorstellte. Meine Kameraden, welche sich bereits als Erben betrachtet und in meinen Nachlaß getheilt hatten, brachten ein Stück nach dem andern wieder zum Vorschein. Nachdem ich ein Pferd bekommen, traten wir den Weg nach Camp Verde an, wo wir seiner Zeit glücklich anlangten. Den darauf folgenden Sonntag machten einige von uns einen kleinen Ausflug. Wir ritten nach Bandeira, einer Ansiedlung, dreizehn

Meilen vom Camp entfernt, wo eine sehr große Quantität Eierpunsch vertilgt wurde.

Ein gewisser Cohlman war so angegriffen, als es zum Heimritt Zeit war, daß er, wenn er auf einer Seite zu Pferde stieg, auf der andern wieder herunterfiel; da er ein junges halbwildes Pferd hatte, so sah es schlecht aus mit dem Heimkommen. Wir gingen also her und setzten ihn aufs Pferd, banden seine Füße unter dem Pferd zusammen, daß er nicht herunterfallen konnte, dann band man ihm zur allgemeinen Sicherheit noch die Hände und befestigte sie vorn am Sattel. Darauf nahm man dem Pferde den Zaum ab, sagte Cohlman er solle heimreiten, haute dem Gaul eine hin und fort ging's die Straße hinab wie verrückt. Wir blieben noch einige Zeit und ritten dann heim. Dort fanden wir, daß Cohlman noch nicht da war; er kam in der That erst vierundzwanzig Stunden später. Sein Pferd hatte sich in die Prairie gewandt, und nachdem es da eine Heerde Pferde gefunden, war es diesen gefolgt, den Reiter durch dick und dünn mitnehmend, bis es endlich bei Comfort aufgefangen und unser Mazeppa mehr todt wie lebendig erlöst wurde. Er ritt nie mehr mit uns spazieren.

Bei Camp Verde wohnte ein Grieche, der einige hundert Ziegen hatte, welche auf den Bergen um das Lager weideten. Eines Nachts hörten wir Lärm auf dem Berg, und als wir bei Tagesanbruch hinaufgingen, fanden wir sämmtliche Ziegen todt, sowie zwei Schäferhunde, welche immer mit der Heerde waren. Ein paar Panther hatten sich das Vergnügen gemacht, eine große Metzelsuppe zu halten. Den Ziegen war blos der Hals durchgebissen und das Blut ausgesaugt, weiter waren sie nicht beschädigt, bis dann eine große Schaar Wölfe kam, welche den Berg bald wieder abräumte. — Ich hatte immer eine große Menagerie, auf welche die Compagnie sehr stolz war, und fand Jemand einen jungen Wolf, Bären, Adler oder irgend ein Gethier, so brachte er es mit heim, wo es mir übergeben wurde. Unter andern bekam ich einen jungen schwarzen Bären, der ganz klein und äußerst komisch war. Ich gab ihm Milch aus einer Flasche zu trinken und oft konnte man ihn aufrecht sitzen sehen, mit der Flasche zwischen den Tatzen und allerhand dummes Zeug machend.

Ich nahm ihn als klein mit ins Bett, und als er größer wurde, wollte er nirgend anderswo schlafen, sondern machte um die Bettzeit einen derartigen Spektakel, daß man ihn hereinlassen mußte. Nach einem Jahr mußte ich die Bettstatt vergrößern, denn wenn er sich hinlegte, war er schon länger wie ich und wir hatten manchen Streit um Platz. Einmal lief er nach dem Offiziershaus, stellte sich vor dem Fenster auf die Hinterfüße und da er einen Bären im Fenster sah, haute er drauf, daß die Trümmer nur so flogen. Kurz, er hatte viele Abenteuer, da er seine Nase in Alles stecken mußte. Einmal kam ich ins Haus, als er vor meiner Kiste saß, die er aufgebrochen hatte. Er nahm ein Kleidungsstück nach dem andern heraus, drehte es ein paar mal in seinen Tatzen herum, worauf er es entzwei riß und auf die Seite warf. Er hatte gerade mein letztes Hemd demolirt, als ich dazu kam und seinem Vergnügen ein Ende machte. — Ein großer Adler befand sich auch in meiner Sammlung, sowie zahlreiche Vögel, ein Wolf, eine Zibetkatze, verschiedene Eichhörnchen, Waschbären, Oppossums, Eulen und andere Thiere.

Eines Tages im Winter fingen wir einen beinahe zweijährigen Büffel; er war aber schon zu groß, um dressirt zu werden. Wir hatten ihn an ein langes Seil gebunden, und wenn ich ihm einen Eimer Wasser brachte, so ging er zurück, soweit es das Seil erlaubte, worauf er den Schwanz in die Höhe streckte, den Kopf auf den Boden und auf den Eimer losging, aus dem er gewöhnlich beim ersten Angriff Trümmer machte. Nachdem wir ihn eine Woche hatten, ließen wir ihn, weil er nicht fraß und verschiedene Wassereimer zu Grunde richtete, wieder los. Ich hatte vier junge Vögel aus einem Neste genommen und aufgezogen, die man Chapparel Cock heißt. Sie haben die Form einer Elster, langen Schwanz, graue Farbe, eine Haube auf dem Kopfe und starken Schnabel. Der Vogel ist etwas größer als die Elster, hat längere Beine und fliegt nicht, aber läuft sehr schnell. Sie tödten Frösche, Eidechsen, Mäuse und Schlangen jeder Größe und Art und fressen das Fleisch davon. Diese liefen im Lager umher wie Hühner und es war oft sehr interessant zu beobachten, wie sie ihre Beute fingen. Wenn einer davon eine große Schlange entdeckte, so stieß er einen Ruf aus, der so wie börrr, börrr lautete,

worauf die andern drei schnell herbeieilten und die Schlange umringten, welche sich, ihrer Gefahr wohl bewußt, in einen Knäuel ringelt, mit dem Kopf in der Höhe, fertig zu beißen. Jetzt macht einer der Vögel einen Scheinangriff und die Schlange schlägt mit den Fängen nach ihm. In demselben Augenblick springt ein zweiter von der entgegengesetzten Seite herein und schlägt der Schlange mit seinem langen spitzigen Schnabel ein Auge aus; wüthend wendet sich die Schlange nach diesem, während der erste Vogel mit einem schnellen Sprunge das andere aushackt. Jetzt stürzen sich Alle darauf und im Augenblick liegt die Schlange todt da, worauf die Sieger anfangen, das schöne weiße Fleisch zu verzehren. Ich habe sie einzeln oft stundenlang vor Mauslöchern sitzen sehen, bis die Maus herausspazirte, worauf sie sie mit einer blitzschnellen Bewegung packten, ein oder zweimal auf die Erde schlugen und dann mit Haut und Haar verschluckten. Da sie gewöhnlich ihre Beute unter mein Bett schleppten, um es in Ruhe zu verzehren, so fand ich oft eine schöne Auslage von Schlangen-Ueberresten, Froschbeinen, Ratten-, Eidechsenschwänzen und andern anatomischen Merkwürdigkeiten vor und hatte das Vergnügen, sie hinauszuwerfen.

Fünf Meilen vom Camp ist eine Wirthschaft, wo wir oft zusammen hingingen, um schlechten Wein und Whisky zu trinken. Eines Abends war die Rede vom Pferdestehlen und Einige behaupteten, daß man aus unserem Compagnie-Stall unmöglich ein Pferd herausnehmen könnte, ohne dabei erwischt zu werden, da zwei Schildwachen am Stalle wären. Meine Partei behauptete es thun zu können und bald war eine Wette gemacht. Sobald es dunkel war, gingen wir nach dem Stalle zu, mit einer Flasche Whisky bewaffnet. Einer ging mit der Flasche zur Wache und knüpfte ein Gespräch mit den Posten an, während die Andern an der hintern Seite des Stalles ein paar Pfosten auszogen und sieben Pferde herausführten, worauf wir aufsaßen und dem Wirthshause zusprengten. Da wir aber keine Zäume hatten, konnten wir nicht viel mit den Pferden anfangen. Ein gewisser Bernard, der ziemlich voll war und mir vorausritt, rollte jetzt vom Pferde und mein Gaul lief gerade über ihn, so, daß er acht Tage nicht aufrecht gehen konnte. Bei der Wirthschaft angekommen, ließen

wir die Pferde gehen, welche sich am Grase Gutes thaten, während wir ins Haus gingen, um den gewonnenen Eierpunsch zu vertilgen. Wir waren eben in der größten Feierlichkeit begriffen, und ich stand auf dem Tisch, um eine Ansprache zu halten, als auf einmal eine große Patrouille Cavallerie im Hause war. Man hatte die Pferde vermißt und diese Leute waren ausgeschickt worden, um sie zu suchen. Im Vorbeireiten hörten sie unsern Lärm und so waren sie herüber gekommen, um zu sehen, was los wäre. Ich sagte dem Offizier, daß ich Pferde im Thale bemerkt hätte, worauf er einige Mann hinschickte; die Pferde wurden wieder zurückgebracht. So weit war Alles gut. Jetzt war es aber bereits Mitternacht und wir hatten keine Erlaubniß, uns nach neun Uhr von der Garnison zu entfernen. Als daher die Patrouille zurück ging, nahm sie uns auch mit, soff aber erst unsern wohlverdienten Eierpunsch aus. Man ließ uns gleich im guard house übernachten und nächsten Tag mußten wir in einem großen Kreise herumgehen, Jeder ein Scheitholz tragend. Am Abend waren wir wieder frei. So ist eben keine Freud' ohne Leid!

XIII. Desperados. Austin.

Eben wurde im Fort Mason der Hauptmann Thomson und ein Soldat von einem Desperado erschossen. Es ist nämlich ein Kaufladen mit Wirthschaft in der Nähe des Forts, wo Soldaten wie Civilisten verkehren. An diesem Tage waren sehr viele Leute da und es wurde stark getrunken, als ein Desperado mit einem Soldaten Streit bekam. Capitain Thomson, der gerade mit Frau und Kindern vorbeifuhr, hielt an und versuchte den Streit zu schlichten, als der Desperado ihm eine Kugel durch den Kopf sandte; eine andere endigte die Carriere des Soldaten, worauf sich die Mörder auf ihre Pferde warfen, davon sprengten und noch ein paar Schüsse in die unbewaffnete Menge fliegen ließen. Im Fort sattelte Alles gleich auf und bald durchstreiften Abtheilungen die Gegend ringsum nach den Mördern. Sie fanden auch einen Mann und hängten ihn sogleich auf; es stellte sich aber am nächsten Tage heraus, daß es nicht der richtige war.

Die Indianer ließen sich jetzt auch wieder sehen. In der Nähe von Camp Verde verbrannten sie eine alte Frau und verwundeten ihre Tochter. Nicht weit davon erschossen sie einen Mann und stahlen ein Kind. Wir wurden sogleich zur Verfolgung ausgeschickt, verloren aber die Spur und kehrten unverrichteter Sache zurück. Auf dem Wege wurde unser Vorrath von Fleisch erschöpft; Allen und ich ritten hinaus, um ein Stück Vieh zu schießen. Bald fanden wir eine kleine Bande wildes Vieh und ich schoß einen schönen zweijährigen Ochsen. Allen lief hin, um ihm den Hals abzuschneiden, als das Thier wieder aufsprang und auf Allen losging, welcher an einem Mesquit-Busch hinaufkletterte, wobei ihm der Stier von hinten nachhalf. Allein der Busch war nicht stark genug und fing an sich zu biegen, je höher Allen kletterte, desto mehr bog sich der Busch zur Erde, während ihm der Stier furchtbar zusetzte. Allen war in Todesangst und versuchte immer höher zu kommen, wobei er mir zurief, ich sollte um Gotteswillen das Vieh erschießen, und da ich ihm zu lange brauchte, mich mit allerhand ausgesuchten Namen nannte. Aber das Schießen ging nicht so leicht, denn ich war vor Lachen vom Pferde gefallen und wälzte mich nun in der Prairie herum. Bei jedem Stoß, den Allen erhielt, hätte ich beinahe zerplatzen mögen, es sah zu komisch aus.

Der Stier, der tödtlich verwundet war, stürzte jetzt zusammen und gab den Geist auf, während Allen sich examinirte, um zu sehen, ob nichts gebrochen sei. — Hie und da trug ich die Post nach dem Städtchen „Börne", welches sechs und dreißig Meilen entfernt war, gerade ein Tagesritt. Wir gingen hin den einen Tag und zurück den andern; dabei ritten wir sehr schnell, um so viel Zeit wie möglich in der Stadt zu haben. Auch nahm ich manchmal eine Ladung türkischen Korns nach der Mühle in Bandeira mit, wobei man natürlich nie vergißt, einige Extra-Säcke beizuladen, um die Reisekosten herauszuschlagen. Das Korn ist zwar nur Pferdefutter, doch ließen wir hie und da eine Portion mahlen, um Brod davon zu backen. Ich wurde mit drei Mann nach Fort Mason geschickt, wo wir einige Tage liegen mußten. Das Pferd, welches ich ritt, war früher blos zu Wettrennen benutzt worden, wurde aber verkauft, weil es Niemand halten konnte,

wenn es laufen wollte. Es hatte ein Maul so hart wie Stahl und bog die besten Gebisse gerade wie es wollte. Nun, während ich in Fort Mason war, fand ein großes Wettrennen statt, und wir ritten Alle auf die Rennbahn, um die Geschichte mit anzusehen. Bald war Alles fertig und die Reiter warteten nur auf das Wort „go". Ich stand nicht weit von dem Ausgangspunkt, als das Signal gegeben wurde und die Pferde daher brausten. Jetzt drehte sich aber auch mein alter Gaul, und trotz alles Zurückhaltens und Reißens am Zügel ging er fort. Zwanzig Mann hätten ihn nicht mehr halten können. Er lief in der Bahn, holte die beiden Rennpferde ein und war der erste am winning post. Unter einem allgemeinen Hurrah kam er als Sieger hervor, was aber nichts half, denn er lief gerade fort durch den Wald, über Felsen und Steine, durch Dick und Dünn. Meinen Hut hatte ich schon lange verloren, und nun verlor ich noch einen meiner Stiefel, die mir viel zu groß waren. Half aber alles nichts, die Bestie lief fort bis in die Nähe von Colt Springs, wo er aus Erschöpfung anhielt. Ich ließ ihm nicht viel Zeit, sondern kehrte gleich nach Mason zurück. Nächsten Tag traten wir unsere Rückreise nach Camp Verde wieder an, wo ich ein besseres Pferd bekam.

Unser neues Haus war jetzt fertig und Samstag Abends zogen wir ein. Sonntag Morgens ging die Festlichkeit schon um vier Uhr an. Warmer Punsch wurde servirt und bis sieben Uhr getrunken, wo es dann Frühstück gab. Nach dem Frühstück wurden einige Fässer Wein, Bier und Schnaps angezapft, dazu spielte die Regimentsmusik patriotische Lieder. Es wurde gesungen, getanzt und lustig gemacht, und ein großartiges Mittagsessen erfreute die Herzen aller Derjenigen, die noch nüchtern genug zum Essen waren. Als es gegen fünf Uhr zum Stall blies, marschirten wir mit Musik nach dem Stalle, von wo wir die Pferde zum Tränken in den Fluß ritten. Auf dem Rückweg hatten wir ein allgemeines Wettrennen, wie man es nicht leicht zu sehen bekommt. Einer, Namens Pie, sprengte im Carriere unter einem gespannten Wäschseil durch, welches er nicht sah und das ihn gerade an den Hals traf, so daß er sich in der Luft sieben bis acht mal überschlug und dann auf die Füße fiel wie ein gelernter Kunstreiter; nur war ihm der Hals beinahe dabei gebrochen.

Wir fütterten schnell und marschirten zurück nach dem Hause, wo dann der Spektakel erst recht losging. Gegen zwei Uhr stürmte der erste Sergeant, der auch genug Schnaps hatte, mit einer Holzhacke bewaffnet herein, jagte die Gäste hinaus und die Mitglieder ins Bett.

Einige Wochen nach dieser Festivität erhielt die Compagnie Befehl, nach Austin in Garnison zu gehen; so wurde gepackt und bald waren wir auf dem Wege nach der Hauptstadt von Texas. Den ersten Tag ritten wir nur fünfzehn Meilen und hielten vor dem Städtchen Comfort für die Nacht. Sobald „Stall" vorüber war, drückte sich Alles fort, und bald war eine schöne Gesellschaft in der Wirthsstube des Hotels versammelt, wo es auch ziemlich lebhaft herging.

Bald wurden allerhand dumme Wetten gemacht, unter anderm: wer die meisten rohen Eier aussaugen könnte. Der die wenigsten zusammenbringt, hat für die ganze Geschichte zu bezahlen Nun wurden einige Körbe Eier hereingeschleppt und Jeder that sein Möglichstes, wobei ich sechs und dreißig Stück aussaugte. J. Bliß hatte acht und dreißig und Andere hatten es kaum bis auf zwanzig gebracht. Kurz darauf verabschiedete ich mich aber und legte mich in den Wald, wo ich furchtbar seekrank wurde. Von Comfort gingen wir nach Boerne und San Antonio, wo die Compagnie in Streitigkeiten kam. Wir wurden deshalb gleich von der Stadt weg beordert und hielten am Fluß Sybilla. Von da ging es nach dem deutschen Städtchen New-Brownfeld, wo wir ebenfalls Abends eine kleine Ruhestörung hatten; dann nach Manchank Springs und zuletzt nach Austin, wo wir zwei Meilen von der Stadt unser Lager aufschlugen

Am folgenden Abend ging Alles nach der Stadt, was Erlaubniß bekommen konnte, und wer keine bekam, ging so wie so. — Als wir spät Nachts nach Hause gingen, bildete sich mein Freund Nolan, der etwas mitgenommen war, ein, daß das Camp auf der anderen Seite des Colorado-Flusses wäre, ließ sich nichts einreden, sondern schwamm hinüber; auf der anderen Seite, die nicht bewohnt war, gefiel es ihm nicht und er schwamm wieder zurück. Doch hielt er sich nochmals für falsch und schwamm zum zweiten Male hinüber, seine Kleider zurücklassend, wo er am

Morgen auf einem Sandhügel sitzend, eine Zeitung lesend, gefunden wurde. Ein andermal schlief er die ganze Nacht in einem Cactusbusche, worauf wir den ganzen Tag beschäftigt waren, die groben und feinen Stacheln aus seinem Körper zu ziehen.

Es wurde in der Stadt ein Beamter ermordet, und eines Abends bekamen wir Nachricht, daß sich der Mörder in dem Hause des Bürgers Mc Carty, einige Meilen von der Stadt, aufhielt. Sogleich bekamen etwa Fünfzehn von uns Befehl aufzusatteln und bald waren wir auf dem Wege, von einem Lieutenant befehligt. Es war zehn Uhr Abends, als wir das Haus umringten. Vor der Thüre rief man den Bewohnern zu, die Thüre aufzumachen, welche Bitte Mac. Carty mit einem Schuß beantwortete, der zwei Mann todt hinstreckte. Jetzt hatte die Höflichkeit ein Ende und wir brachen in das Haus, nahmen Mc. Carty gefangen und hätten ihn gleich gehängt, wenn nicht unser Offizier es verhindert hätte. So wurde das Haus angezündet und wir kehrten mit unseren beiden Gefangenen nach Austin zurück, von wo sie seiner Zeit entkamen.

Kurz darauf wurde ich an Eskorte kommandirt, der einige Forts zu besuchen hatte, und mit ungefähr dreizehn Mann machten wir uns auf den Weg in der Richtung von Fort Mason. Am zweiten Abend machten wir bei Cold springs (kalte Quellen) Halt und richteten uns ein, die Nacht gemüthlich zuzubringen. Bald aber kam eine Bande ausgehungerter Schweine, die in Texas tausendweis halb wild umherlaufen. Ihr Kopf sieht aus wie der Kopf eines Alligators, mit langen Mäulern, langen Beinen und Borsten, die in die Höhe stehen, so daß man sie für Hyänen halten könnte. Major H. lag auf dem Rücken im Gras, lesend, als ein extra mageres Schwein ihm das Buch aus der Hand riß und damit fortlief. Der Major sprang auf und erlegte es mit einem guten Schuß. Dies war das Zeichen zum allgemeinen Angriff und bald war das Lager von vierfüßigen Schweinen gereinigt. Da wir keinen gemahlenen Kaffee bei uns hatten, ging ich nach einem in der Nähe liegenden Haus, um eine Kaffeemühle zu borgen. Es wohnten zwei Deutsche dort und sie gaben mir mit Vergnügen Erlaubniß, meinen Kaffee dort zu mahlen. Der Tisch war noch gedeckt und sie hatten allem Anschein nach erst Mittag

gegessen, als der Eine das Zimmer verließ und im Hinausgehen dem Andern auf Deutsch zurief: Er sollte wohl Acht auf die Messer und andere Gegenstände geben, da man uns Kerlen nicht trauen dürfe. Nachdem sie noch einige Worte gesprochen und keine Ahnung hatten, daß ich deutsch verstehe, ging der eine weg; mir hatte Niemand angesehen, daß ich wußte, von was sie sprachen und ich mahlte ruhig fort. Als ich fertig war bedankte ich mich schön und ersuchte ihn dann auf deutsch, seine Messer und anderes Gelump zu zählen, ehe ich fortging, worauf er mich ganz betroffen anschaute und um Entschuldigung bat. Darauf rief er seinen Collegen herein, stellte mich als Landsmann vor und traktirte gleich eine Flasche Wein. — Später einmal kam ich wieder dahin und wir nahmen ein Pferd von ihm, das nach Fort Mason gehörte, vor einiger Zeit gestohlen und an ihn verkauft worden war.

XIV. Besuch militairischer Posten. Der Teufel unter den Indianern. Reibungen mit Negern. Wettrennen in Austin.

Wir besuchten mehrere militärische Posten und kamen durch Mountain-Paß, wo die Indianer vor ein paar Tagen den Postkutscher, als er durch die drei Meilen lange Schlucht fuhr, mit dem Lasso gefangen und zu Tode geschleift hatten. Einige Monate später überfielen sie in der Nähe drei Soldaten, die die Post trugen, wobei ein Deutscher Namens Wurm getödtet wurde. Als wir ihn fanden, war er furchtbar verstümmelt, sein Herz ausgeschnitten und an einen abgeschnittenen Zweig gesteckt. Wir begruben ihn, wo er gefallen.

Auf dem Rückweg gingen wir wieder über Fort Mason, welches dicht von Laubwaldung umgeben ist, worin sich zahlreiche Hirsche aufhalten. Sieben Meilen vom Fort ist ein Fluß (Honey Creek) und wir ritten eben in der Nähe des Flusses, der im Sommer trocken ist. Wir sahen viele Hirsche und ein Norddeutscher, Baker genannt, verwundete einen und jagte ihn nun zu Pferd durch das dichte Gebüsch. Er war ein sehr nervöser Kerl und in der Aufregung der Jagd ritt er blind darauf los, als er plötzlich über das acht Fuß hohe Ufer vom Honey-Fluß stürzte. Aber gerade unter der steilen Uferbank saß ein kleines Häuflein Indianer recht

gemüthlich um ein Feuer, Fleisch bratend. Als nun unser Freund Baker mit Pferd und Zubehör wie aus den Wolken gefallen gerade mitten in die Gesellschaft auf's Feuer stürzte, so daß Feuer und Rauch nur so herumflog, dachten wohl die armen Indianer, es wäre der Teufel, sprangen sämmtlich auf ihre Pferde und jagten wie böse Geister in den Wald. Baker's Pferd sprang auf mit dem Reiter und eilte den Indianer-Pferden nach, konnte aber nicht mit ihnen aufkommen.

Baker selbst war vor Schrecken wie gelähmt, und erst als sein Pferd freiwillig anhielt, fand er sich im Stande, es auf den Rückweg zu lenken. Als er uns in Fort Mason traf, war er schneeweiß und konnte kein Wort sprechen. Erst nachdem wir ihm eine Flasche Branntwein eingeflößt, war er im Stande, uns sein Abenteuer zu erzählen; als wir aber in Austin angelangt, fiel er schwer krank; so sehr hatte ihn der Schrecken angegriffen.

Die Indianer waren wieder hier gewesen, hatten sich bei Comfort gezeigt und in der Nähe von Fort Insh einige tausend Stück Vieh weggetrieben. Es gingen ihnen Truppen nach, welche den größten Theil der Heerde wieder zurückbrachten. Die Neger waren jetzt recht unverschämt geworden und alle Augenblicke kamen Reibungen vor. In der Nähe von Fort M. Cavett, welches eine Garnison Negersoldaten hat, wohnte ein alter Texicaner mit seiner Tochter. Ein Neger-Sergeant hatte die Frechheit ihr einige Briefe zu schreiben, welche sie sogleich ihrem Vater vorlegte. Als daher am darauffolgenden Sonntag der Neger im vollen Staat angeritten kam, um seine Aufwartung zu machen, schoß ihm der alte Herr eine Kugel durch den Kopf. Eine Compagnie Negersoldaten kam von Fort M. K. herunter, und nach einem halbstündigen Gefecht wurde der alte Herr gefangen genommen. Da er aber verwundet war, konnten sie ihn nicht zu Pferd mitnehmen, ließen ihn daher mit zwei Mann Wache zurück und schickten am nächsten Tage eine Ambulanz. Als aber die Ambulanz nach dem Hause kam, war der alte Herr nicht mehr da, dagegen beide Wachen mit den Hälsen von Ohr zu Ohr abgeschnitten. So konnten sie diese nach dem Fort fahren und begraben.

Wir hüteten unsere Pferde jeden Tag und trieben sie über

den Fluß Colorado, wo das Gras sehr gut war. Oft gingen wir am Morgen hinüber, und wenn wir Abends heimkehrten, war der Fluß durch Regen in den Bergen angeschwollen, so daß die Pferde zu schwimmen hatten. Da der Colorado ein sehr breiter Fluß ist, so verursachte es vielen Spaß, auch sieht es hübsch aus, wenn ein paar hundert Pferde über einen Strom schwimmen. Wir zogen die Stiefel aus und schwammen der Heerde nach, hie und da nahm die starke Strömung einen alten Gaul ganz weit hinunter, ehe er das Ufer erreichte, doch verloren wir niemals einen. Auf der Weide labten wir uns an großen blauen Trauben, die in Texas wild wachsen, und an jedem Fluß und Thal sind die Bäume dicht mit Weinreben überwachsen. Auch schonten wir benachbarte Melonenfelder nicht. — Eines Abends ging mein Freund Nolan in Austin spazieren, fand einen Neger, den er nicht leiden konnte, fing an sich mit ihm aufs freundschaftlichste zu unterhalten; sie spazirten die Straße auf und ab, plaudernd und lachend, als Nolan mit der Hand hinten herumlangte, seinen Revolver zog, den Neger durch einen gewissen Theil schoß und die Pistole wieder einsteckte. Der Neger brüllte wie ein Ochs, Nolan fuhr herum wie wild, um zu finden, wer seinen Freund geschossen. Der Neger schwur, es sei von der andern Seite der Straße herüber geschehen, aber der Thäter wäre entsprungen. Daß Nolan es gethan, hätte Niemand dem Neger glauben machen können. Ich mußte wieder acht Tage von hier fort, um nach La Grange zu gehen, einem sehr hübschen Städtchen. Wir hatten den Weg über den Colorado-Fluß in einem großen Kahne zu machen und blieben in der Mitte des Flusses im Sande stecken, da der Kahn zu schwer geladen war. Wir mußten daher sämmtliche Pferde ins Wasser werfen und ans Land schwimmen lassen, was den Kahn so erleichterte, daß wir bald wieder frei wurden.

Da ein Theil der sechsten Cavalry mit uns in Austin lag und beide Regimenter gute Pferde hatten, so schwätzte man so lange hin und her, bis endlich ein Wettrennen um hundert Dollars veranstaltet wurde. Vor der Station Austin war bereits eine schöne Rennbahn und bald war sie fein hergerichtet. Am Tage des Rennens ritt jeder Cavalry-Mann auf die Bahn, Infanteristen

wollten auch dabei sein, mußten aber natürlich zu Fuße gehen. Die Einwohner Austins kamen ebenfalls zu Wagen und zu Pferde; kurz, wir hatten eine anständige Versammlung. Das Rennen fiel schön aus und unser Company-Pferd gewann. Darauf hatten wir ein allgemeines Rennen und die ganze große Versammlung ging wie die Wilden über die Bahn; hielten aber nicht an, als sie zum Ende kamen, sondern galoppirten gleich in die Stadt, wo sie an den Wirthshäusern Halt machten. Dort wurde getrunken; es kam zu neuen Wetten, die gleich in den Straßen der Stadt abgehalten und wobei einige Fußgänger über den Haufen gerannt wurden. Erst spät Abends zog die Meute nach Haus, und wer ihr begegnete, konnte sich wohl einbilden, daß er eine Räuberbande vor sich hatte, besonders da sie noch verschiedene Truthühner und Enten aus der Stadt als Beute mitnahm. —

XV. Kanzlei-Dienst. Expedition nach Sulphur Springs. Gottesdienst auf der Prairie. Neue Kämpfe mit Desperados.

Ich wurde jetzt als Schreiber für ein Kriegsgericht kommandirt und hatte von Früh neun Uhr bis Nachmittag fünf Uhr jeden Tag zu thun; manchem armen Teufel hab' ich sein Urtheil ausgeschrieben. Es dauerte fünf Wochen, worauf man mich gleich in der Adjutant office behielt, was mir gar nicht behagte bei dem schönen Wetter, wo alle Augenblick eine Partie hinausging auf verschiedenartige Expeditionen. Eines schönen Tages reichte ich das Gesuch ein abgelöst zu werden und fand mich einige Tage darauf mit fünfunddreißig Mann und zwei Offizieren auf dem Weg nach Georgetown, wo wir für die Nacht Halt machten. Am zweiten Tag gingen wir nach dem Städtchen Salado, am 3. hielten wir vor der Stadt Belton, wo ich einige Pfund Butter, Zwiebeln und andere Delicatessen kaufte, um eine extra feine Mahlzeit zu halten. In Belton sind die Schweine weltberühmt wegen ihres elenden Aussehens und ihrer langen Köpfe; sie laufen da in einem halbwilden Zustande und bei Tausenden herum, werden nicht gefüttert, sondern müssen sich selbst ihre Nahrung suchen.

Es ist daher gefährlich in ihrer Nähe auf der Erde zu schlafen, denn sie würden einen auffressen, ehe man Zeit hätte aufzuwachen. Henderson war mein Associé bei dem kommenden Festschmauß; wir kochten Cotlett, Eier, Zwiebeln, Kaffee u. s. w. Als alles fertig war, wurde Tisch gedeckt, d. h. einiger Kuhmist auf die Seite geschoben, und die Teller auf die Erde gestellt. Henderson saß davor an Wache, während ich den Zuckersack suchte. Auf eine Frage, die ich an H. richtete, wandte er sich nach mir um, als ein krokodilartiges Schwein hereinstürzte, einen Feger mit dem langen Rüssel über die Teller machte, und sämmtliche feine Speisen waren in seinem Rachen verschwunden. Man konnte noch die schöne Butter zu beiden Seiten aus seinem Maule herauslaufen sehen. Bald kam das edle Thier wieder zurück nach einer andern Portion, wir hatten aber bereits eine Schlinge gelegt mit etwas Mais, und es dauerte nicht lange, so hatten wir es fest. Wir hielten ein Kriegsgericht, es wurde zum Tode verurtheilt und an einem Eichbaum aufgehängt zur Warnung für alle bösartig gesinnten Schweine.

Von Belton gingen wir nach Big-Elm-Fluß und am nächsten Tag nach der Stadt Vaco, wo wir einen Tag blieben und ich wegen schnellen Reitens durch den Rathhaushof verhaftet und um fünf Dollars gestraft wurde, was ich aber noch schuldig bin. Am nächsten Tag ritten wir nach Hillsboro, dann durch Milford nach Chambers-Fluß; am Sonntag durch Waxahachie nach Red Oak; Montag durch Lankaster nach Dallas, wo wir zwei Melonenfelder ausbeuteten und den Dienstag über rasteten; Mittwoch nach Spring-Fluß, dann durch Blano nach M. Kinney. Freitag erreichten wir Pilot Grove, wo eine halbe Compagnie der sechsten Cavalry lag. Hier blieben wir einige Tage. Es wurde dort eben Camp Meeting gehalten, d. h. es ist ein großes Dach von Büschen und Reisig gemacht, unter welchem einige hundert Personen im Schatten sitzen können. Darin wird gepredigt, und es kommen Ansiedler aus der ganzen Umgegend oft fünfzig und hundert Meilen weit her, um den Gottesdienst zu hören; da schlagen sie ihr Lager auf, um während der Feierlichkeiten, die acht, vierzehn Tage und oft drei Wochen dauern, hierzubleiben. Jeden Abend von sieben Uhr bis Mitternacht wurde gepredigt, und viele

bekamen Religion, d. h. sie arbeiten sich in eine solche Aufregung hinein, daß sie anfangen zu schreien, zu heulen, sich herumzuwälzen, mit Händen und Füßen auszuschlagen, bis der Prediger herbeispringt und ihnen Trost zuflüstert u. s. w.

Eines Abends machten sich ein Dutzend unserer Leute das Vergnügen, diesen religiösen Anfall zu bekommen, wobei sie brüllten wie Seelöwen und derartig mit Händen und Füßen ausschlugen, daß der Prediger über den Haufen geworfen und von den umhergeschleuderten Gliedmassen beinahe schwarz und blau geschlagen wurde. Eine Wache der sechsten Cavalry war um das Gotteshaus jeden Abend aufgestellt, um den Leuten, die hineingingen, ihre Waffen abzunehmen; denn es war schon oft mitten unter der Predigt eine blutige Schlacht geschlagen worden, in welcher es jedesmal einige Todte und Verwundete gab. — In Pilot Grove z. B. waren zwei Ansiedler, Lee und Peacock, die eine kleine Streitigkeit über ein Stück Land hatten, die Waffen wurden gezogen und beide verwundet; darauf warb jeder der beiden eine Zahl von fünfundzwanzig bis dreißig desperate Kerle an und es wurde ein regelmäßiger Krieg geführt, der fast fünf Monate gedauert hatte, als Peacock, der schwere Verluste in seiner Armee erlitten, sich unter den Schutz der sechsten Cavalry in Pilot Grove stellte. Da beide Parteien das Gotteshaus besuchten, so kam es oft zu Feindseligkeiten; es war also nothwendig, eine starke Wache dort zu postiren. — Sonntag Abends bekamen wir Nachricht, daß eine Company der sechsten Cavalry in Sulphur Springs von vier bis fünfhundert Mann des ku-klux-klan umringt sei und sich in einer äußerst gefährlichen Lage befände. Es hatten bereits zwei Gefechte stattgefunden mit Verlust auf beiden Seiten. Dabei hatten die k. k. ks. in der letzten Zeit drei Proviantzüge genommen, so daß die Truppen viele Entbehrungen leiden mußten. Sobald wir die Nachricht erhielten, wurde zu Pferd geblasen und in zehn Minuten gingen wir im scharfen Trab die Straße hinab. Gegen zehn Uhr hatten wir sieben und zwanzig engl. Meilen zurückgelegt und hielten einige Stunden bei White Rock, um zu füttern und zu rasten.

Wir brachen wieder auf, um drei Uhr Nachmittags hatten wir die andern siebenundvierzig engl. Meilen hinter uns und

sprengten nun von allen Seiten in Sulphur Springs ein. Wir trafen auf wenig Widerstand und erreichten die Barrikaden der sechsten Comp., die ganz erschöpft war von dem langen Wachen und uns mit Jubelruf empfing. Ihr Hauptmann sprang heraus und schüttelte jedem von uns die Hand, während ihm die Thränen aus den Augen liefen. Wir hielten lange genug, um unsere Sättel auf die frischen Pferde der sechsten zu werfen und fort ging es wieder nach dem zwei Meilen weit entfernten Hauptquartier der Desperadoes, wo wir ein halbstündiges Gefecht hatten, zwei Mann tödteten und mehrere verwundeten, als sie die Flucht ergriffen. Unser Trompeter hatte fünf Schrote in den Kopf bekommen, so daß er acht Wochen lang nicht mehr blasen konnte. Auch drei Pferde waren uns getödtet worden. Wir kehrten nach S. Springs zurück und nahmen für die Nacht in einem Bretterhaus Quartier. Gegen ein Uhr Nachts wurden wir von verschiedenen Seiten angegriffen und unser altes Haus voller Löcher geschossen. In wenigen Minuten hatten wir den Angriff zurückgeschlagen und den Feind aus der Stadt vertrieben.

Dienstag Morgens griffen wir einen andern Platz an, nahmen das Haus, wo wir sämmtliche Güter, die von den Proviantzügen genommen waren, vorfanden nebst vielen Gewehren, Pistolen und Amunition. Auch hatten wir im ersten Gefecht sechs Pferde und Sättel genommen. Am Abend wurde ich kommandirt mit zehn Mann nach einem ihrer Häuser, welches vier Meilen vor der Stadt war, zu gehen und sie ungesehen während der Nacht genau zu beobachten. Nachdem es dunkel, machten wir uns auf den Weg, unsere Pferde zurücklassend. In einem Kornfeld stießen wir auf einen feindlichen Vorposten, der sich um eine Kugel reicher zurückzog. Das Haus lag im Walde, und da an verschiedenen Stellen Bluthunde angebunden waren, so war das Nahekommen mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Doch gelang es und wir saßen die ganze Nacht um das Haus, ohne etwas Bemerkenswerthes zu hören. Bei Tagesanbruch kehrten wir nach der Stadt zurück, wo wir nur zehn Mann Wache fanden. Die Uebrigen waren alle hinaus, weil neun Meilen von Sulphur Springs die k. k. ks. einen Proviantzug angegriffen hatten, dessen Bedeckung nur aus einem jungen Offizier und sieben Infanteristen bestand.

Sie hatten die Wägen in ein Viereck aufgefahren, sämmtliche Vorräthe in Barrikaden verwandelt und damit bereits zwei Angriffe zurückgeschlagen. Da ihnen aber die Amunition ausgegangen war, so wären sie bei einem dritten Angriff verloren gewesen; nur die zeitige Ankunft des Rettungszuges hinderte den Verlust der Proviantcolonne. Am Abend fuhren sie unter dem Jubelrufe der Truppen in die Stadt ein. Bald kamen einige Compagnien Infantry von Jefferson; wir übergaben ihnen den Platz und traten den Marsch nach Tyler an, wo wir seiner Zeit anlangten und ein gutes Quartier bezogen. Die Nacht zuvor hatten wir in einem Sumpf zugebracht, was mir das kalte Fieber gab. Ich ging daher zu einem Arzt, der mir Quinine in Portionen abwog, um vier Tage davon einzunehmen; da ich aber leicht darauf vergessen könnte, so fraß ich die ganze Arznei auf einmal, hatte auch nie mehr einen Fieberanfall.

XVI. Tyler. Abraham Lincoln's Denkmal. Zurück nach Austin. Eilmärsche nach Cottonchin. Georgetown. Lager-Leben in Austin.

Wir mußten einige Zeit in Tyler verweilen und den Civil-Behörden Hilfe leisten beim Einfangen von Mördern und Verbrechern, so daß wir in kleinen Abtheilungen das Land durchschweiften. Da unser Taschengeld sehr zusammengeschmolzen war, so mußte wieder neuer Vorrath verschafft werden. Es wurde also ein großes Schreiben aufgesetzt, und am Morgen ging mein Freund Hill damit unter die Negerbevölkerung und sammelte Beiträge für ein Denkmal ihres Befreiers, des Präsidenten Abraham Lincoln. Ein Paar von uns machten Brodpillen, in Zucker gerollt, welche für kaltes Fieber sehr gut sind und die ich um fünfundzwanzig Cents per sechs Stück verkaufte. Am Abend hatten wir nahe an hundert Dollars in der gemeinschaftlichen Kasse und eine große Festivität folgte. Nächsten Morgen kamen einige Neger, die den Monument-Schwindel gerochen, zum Offizier, um ihren Beitrag wieder zu holen, was aber nicht so leicht ging. Zwar erkannten die Neger Hill und er wurde vom Offizier unter Wache gestellt; als aber der Offizier Mittags kam, um Hill zu unter-

suchen, fand er weder Wache noch den Gefangenen vor, da alles im Wirthshaus war, wo Hill eben die Festrede hielt. Er wollte Hill noch länger in Arrest halten, konnte aber Niemand finden, um ihn zu bewachen; so mußte er ihn gehen lassen. Bald verließen wir Tyler und kehrten nach Austin zurück, nach einer Abwesenheit von sieben Wochen. Der Zahlmeister kam und die Truppen in Austin erhielten vier Monate Bezahlung. Am Abend ging Jedermann mit oder ohne Erlaubniß nach der Stadt und um neun Uhr wurde eine Patrouille hineingeschickt, um die Herren nach Hause zu bringen.

Als sich diese aber selbst besoff und das Heimgehen vergaß, so wurde um zehn Uhr eine andere geschickt, die es nicht besser machte, ja einige davon verloren ihre Säbel. Um eilf Uhr ging der Hauptmann selbst mit einer dritten Patrouille und einigen Wägen nach der Stadt; nun wurden die Unzurechnungsfähigen, welche nimmer gehen konnten, aufgeladen und heimgefahren, wo man sie im Wachhause ablud; die anderen wurden heimmarschirt und ebenfalls eingesteckt. Nächsten Tag saß das Kriegsgericht; da man bei dem gegenwärtig strengen Dienst alle Leute haben mußte, so wurden sie sämmtlich freigelassen und zu fünf Dollar Strafe per Mann verurtheilt, die Patrouillen bekamen zehn Dollar Strafe.

Mittlerweile waren wieder große Unruhen im Städtchen Cottonchin, einer der verrufensten Plätze in Texas, vorgekommen; dahin wurde eine Abtheilung kommandirt, um Ruhe herzustellen. Als sie aber zurückgeschlagen worden und unverrichteter Sache heimkehrten, ja sogar einige Gefangene, die sie gemacht, ihnen wieder abgenommen worden waren, mußte meine Compagnie ausrücken und in Eilmärschen nach Cottonchin reiten. Wir nahmen den Platz mit Gewalt, plünderten theilweise und nahmen auch viele Verbrecher gefangen, worauf die unbesiegbare Compagnie wieder heimkehrte. Tags darauf ging ich mit Major H. und sieben Mann an eine Expedition in die Umgegend von Fort Mason, wo wir in Llano-Städtchen einen halben Tag blieben, um zu fischen. In der Gegend von Georgetown wollten wir einen Mörder fangen und ritten daher auf das Haus zu, als ein Kerl davon lief und immer um ein großes eingezäumtes Feld

herum, ich hinter ihm her, bis mich ein großer Stier angriff und beinahe mein Pferd aufgeschlitzt hätte; aber ich hatte keine Zeit mit ihm zu spielen. Als wir zum dritten Male ums Feld gerannt, holte ich meinen Mann ein, steckte ihm die Pistole hinter's Ohr bis er seine Waffen abgab, worauf ich ihn zum Haus brachte, welches unsere Leute in Besitz genommen hatten. Halpin war einem andern Missethäter nachgeritten, fiel aber in einen tiefen Graben, den er in der Eile nicht gesehen hatte.

Als ich nach Austin zurückkam, gab ich mein altes Pferd ab und bekam ein neues sehr gutes dafür. Darauf ging ich mit einigen meiner Kameraden und einem Infantry-Offizier über Georgetown, wo wir die Nacht über im Schulhaus campirten zum großen Verdruß der Einwohner, die am Morgen den Platz wieder zu reinigen hatten; dann nach Vaco, Gatesville und Muffet-town. Da uns aber der Infanterie-Offizier nicht gefiel, weil er Märsche und Halte nicht so machte, wie wir dachten, daß es für unsere Pferde gut sein würde, so beachteten wir ihn nicht mehr, sondern machten Halt, wann wir dachten es wäre Zeit. Wir hatten einen Wagen mit, und ich ritt mit dem Wagen als escort, während meine Leute so weit voraus waren, daß wir nicht mehr wußten, welchen Weg sie eingeschlagen. Daher machten wir Halt, spannten aus und machten uns da zu Hause, bis am andern Tag die anderen zurückkamen, elend hungrig über die Provisionen herfielen, daß sie sich beinahe krank aßen, denn sie hatten vier-undzwanzig Stunden gefastet. Bei Round Rock konnte es der Offizier nicht mehr mit uns aushalten; er ging deßhalb nach Austin zurück und verklagte uns beim Oberst, der ihm sagte, daß er wahrscheinlich mit Cavallerie nicht umzugehen wisse. Wir setzten unsere Reise ruhig fort, bis wir in Austin anlangten. Nun wurde ich in die Quartiermeisters-Office kommandirt, wo ich einige Mo-nate beschäftigt war und Extra-Zahlung erhielt.

Als einmal neue und wilde Pferde angekauft waren, wurde ich zum Zureiten genommen, wobei gelegentlich ein Pferd, das sich besonders dumm aufführte, mit mir durch die offene Thüre des Comptoirs sprang und darin rechts und links ausschlug, bis wir es wieder hinausbrachten. Ein andermal sattelte ich ein recht hübsches dreijähriges Pferd, als es mich so kräftig auf den

Magen schlug, daß ich das Maul weit aufriß und zwei Minuten lang keine Luft schöpfen konnte. Als ich aufsaß machte es nicht viel und ließ sich ganz gut dirigiren, so daß ich es in die Stadt ritt. In der Hauptstraße aber blieb es stehen und weder Peitsche noch Sporen konnten es bewegen weiter zu gehen. Es schlug mir nur immer die Steigbügel von den Füßen weg, wandte den Kopf und biß nach meinem Bein und führte sich überhaupt unartig auf. Nachdem ich vergeblich versucht hatte fortzukommen, stieg ich endlich ab und führte es aus der Stadt.

Nachdem die Pferde im Regiment vertheilt, kehrte ich wieder zur Compagnie zurück. Jeden Morgen zur Reveille wurde eine Kanone vor dem Quarthause abgeschossen, was der wachhabende Unteroffizier zu besorgen hatte; ebenso bei Sonnenuntergang. Wir pflegten oft alte Säcke und Zeug hineinzuladen, damit es ärger knallte. Als ich einmal an Wache war, lud ich eine alte Hose und Weste hinein und war fertig zum Abfeuern, als unser Pferde-Doktor, ein Deutscher, hergeritten kam. Ich wartete, bis er ungefähr acht Schritte vor der Kanone war und feuerte, daß die alten brennenden Lumpen nur so um ihn herumflogen. Das Pferd machte ein paar Sprünge, schmiß den Doktor ab und galoppirte nach dem Stalle. Der Doktor erhob sich wieder und fuhr ebenfalls furchtbar räsonnirend ab, hütete sich aber in Zukunft, um Kanonen herumzureiten.

Da jeder Soldat ein paar Hunde hielt, so hatten wir bald so viele, daß man an Parade die Soldaten vor lauter Hunden nicht sehen konnte; der General gab daher Befehl, sie sämmtlich zu vergiften. Zwei Tage lang fuhr ein Wagen im Lager herum, todte Hunde aufladend.

Da unser Freund Nolan oft sehr schwer zu wecken war, so machten wir einmal ein kleines Feuer bei seinen Füßen, als er im Schatten eines Baumes schlief, gingen dann weiter und vergaßen ganz und gar darauf. N. schlief auch fort, bis ihm die Strümpfe von den Füßen gebrannt und diese auch voll Blasen waren, so daß er vierzehn Tage keine Stiefel tragen konnte und vom Dienst entschuldigt war. — Es wurden viele dergleichen dumme Streiche gemacht und nie eine große Schlange erschlagen, ohne sie Jemand ins Bett zu legen. Ja einmal, als wir einen

Stein nach einem großen Schwein warfen, daß es betäubt hinfiel, nahmen wir es, und da Taylor im Bette lag und den Schlaf des Gerechten schlief, hoben wir seine Decke sanft auf und legten das dreckige Schwein neben Taylor, worauf wir beide wieder schön zudeckten. Das Schwein kam bald zur Besinnung und gab Taylor mit seiner kalten Schnauze ein paar Stöße in die Rippen, wobei es ganz freundlich grunzte. Taylor, der sich von einem Grizzly-Bär gepackt dachte, schrie um Hilfe, sprang aus dem Bett und lief fort wie der Wind, während das Schwein jetzt wieder ganz hergestellt im schnellen Trabe der Heimath zueilte.

Während der Nacht hatten wir Feuer im Lager, wobei fünf Zelte verbrannten. Da wir über den Zelten ein Sonnendach von Reisig hatten, das ganz ausgetrocknet war, so brannte das Feuer hoch auf und bei dieser Beleuchtung hatte einer von meiner Compagnie mit einem Cavalleristen vom 6. Regiment einen Faustkampf, welcher dauerte, bis beide in Arrest abgeführt wurden.

Ich wurde jetzt nach Webberville geschickt, um einen Streit wegen des Besitzes eines Hauses zu schlichten. Ich hörte die Beschwerden beider Kläger, gab beiden Recht, quartirte mich auf ihre Kosten im Hotel ein und kehrte am Morgen ganz erhaben über meine juristischen Kenntnisse nach Austin zurück, wo ich die Sache als zur allgemeinen Befriedigung abgemacht rapportirte.

Als ich eines Morgens meinen Freund Hartleib in seinem Zelte besuchte, fand ich, daß er sehr bleich aussah und ich stellte ihn darüber zur Rede. Er sagte mir, daß am Morgen, als er seinen Stiefel anzog, eine schwarze Spinne darin war und ihn in den Fuß biß und daß er sich etwas unwohl fühlte. Da ich wohl wußte, daß wir hier viele solche Spinnen hatten, deren Biß tödtlich ist, so rieth ich ihm, sogleich zum Arzt zu gehen oder ich würde ihn holen, wenn er es wünsche. Er lachte mich aus und dachte, daß es sich schon bald von selbst geben würde; so ging ich nach meinem Zelte zurück. Kurz darauf wurde Hartleib auf dem Boden seines Zeltes schneeweiß und bewußtlos liegend gefunden und nach dem Hospital getragen. Dort wurde von Früh sieben Uhr bis Mittag eilf Uhr der stärkste Branntwein als Antidotum in ihn hineingegossen, genug um das ganze Regiment

betrunken zu machen. Endlich fing er an zu singen Er war besoffen und der Branntwein hatte die Herrschaft über das Gift errungen, so daß er erst nach zwei Tagen wieder nüchtern wurde; doch konnte er erst nach einigen Wochen das Hospital als völlig genesen verlassen.

Jetzt kam ein großer General, um eine tour of Inspection in den verschiedenen Posten zu machen; er verlangte dazu nur sechs auserlesene Leute als Bedeckung, und ich hatte das Vergnügen, zu der Partie zu gehören.

XVII. Dreimonatliche Inspectionsreise über die westliche und nordwestliche Grenze von Texas.

An einem Freitag verließen wir Austin, im Ganzen sieben Mann zu Pferde, mit einer Ambulanz (vierspännig), worin General B. und ein Surveyer, der über das Land u. s. w. zu berichten hatte, saßen Dann kam ein Bagagewagen von sechs Maulthieren gezogen, welcher, ehe wir nach Round Rock kamen, im Schmutz stecken blieb und erst nach langer angestrengter und dreckiger Arbeit wieder herausgeholt wurde, so daß es zu spät geworden war, um weiter als Round Rock zu gehen, wo wir für die Nacht Halt machten. Samstag gingen wir über lauter Prairieland und machten am Abend bei einem Wasserloche Halt. Sonntag passirten wir die Städtchen Salado und Belton und kampirten Nachts am Flusse Leon. Montag brachte uns gegen Abend nach einer aus fünf Häusern bestehenden Stadt, Mastersville genannt, und Dienstag nach einem angestrengten Marsch erreichten wir die Stadt Vaco, welche am Brazos-Flusse steht.

Mittwoch trafen wir auf ein einzelnes Haus, Pattens Mühle genannt, Donnerstag Prairie, Freitag durch die Ansiedelung Buchanan und Schlafen auf der Prairie, Samstag ebenfalls Prairie. Sonntag kamen wir durch Weatherford und hielten diesmal im Wald. Montag Abends kamen wir nach Jacksboro (Fort Richardson), wo wir uns zwei Tage der Ruhe erfreuten, gingen Donnerstag wieder ab und erreichten ein altes verlassenes Fort (Belnap), das mitten im Walde liegt. Wir machten es uns in den Ruinen bequem, auch schossen wir während der Nacht eine

Anzahl Truthühner. Freitag kamen wir nach „Fort Griffin“, das an einem Zweig, Clear Fork genannt, des Brazos-Flusses liegt. Hier wohnen auch die Tonkowa-Indianer, und da wir ein paar Tage Zeit hatten, so amüsirten wir uns, indem wir durch ihr Lager spazirten, wo wir überall die squaws (Frauen) beschäftigt fanden mit Zubereiten von Fellen, meistens Büffelfellen, mit dem Verfertigen von Mocassins (Schuhen aus Hirschfell), Kochen, Brennholz herbeischleppen und anderen schweren Arbeiten, während die Krieger herumlagen und rauchten oder eine Art Fußball spielten. Die Jugend kugelte herum, wie sie Gott erschaffen, im Sand, in Pfützen und im Fluß. Hunde waren ebenfalls sehr zahlreich, eine hungrige, wilde Art, halb Wolf, halb Hund, schnäppische und mürrische Thiere, die es bei Nacht für einen Weißen unmöglich machen, in das Lager zu kommen. Als ich Vormittags in unserm Lager saß, kam ein alter Tonkowa-Indianer im Gala-Anzug, der aus weiter nichts als einem alten Papierkragen bestand, hereinspazirt und gab mir in gebrochenem Englisch zu verstehen, daß er „Haufen hungrig“ sei. Ich hatte eine Masse Fleisch vorräthig gekocht, was ich so auf sechs Pfund schätzte, stellte die Schüssel vor ihn hin und bat ihn, sich selbst zu bedienen, was er auch that. In unglaublich kurzer Zeit war der ganze Vorrath Fleisch aufgegessen und der alte Kerl rieb sich vergnügt den Bauch und sagte schmunzelnd „Haufen gut“, worauf er sich entfernte, aber in fünf Minuten wieder kam, diesmal mit einem Blechkessel. Er sagte: „Krank Kind, Supp'“. Da ich einen Feldkessel mit Suppe dastehen hatte, so füllte ich sein Geschirr, hoffend, daß es dem kranken Kinde gut bekommen möge, worauf er sich entfernte und bald hinter einem nahen Felsen verschwand. Etwas neugierig schlich ich ihm nach, und hier war das kranke Kind in Person des alten Schwindlers, ganz ruhig den Kessel Suppe trinkend.

Eines Morgens fand ich die Tonkowa's bei einer Berathung, welche bald nach meiner Ankunft endete. Ein ganz alter Indianer trat hervor, setzte sich auf einen Felsen und begann zu singen, als ein Krieger mit dem Beile bewaffnet herbei kam und ihn auf den Kopf schlug, daß er todt zur Erde stürzte. Auf meine Frage,

warum das geschehe, antwortete man mir: „Er Hausen alt, nicht mehr gut“.

Es schien bei diesem Stamm Sitte zu sein, daß man die alten Leute, welche nicht mehr mitreiten und fortkommen können, mit ihrer Zustimmung ganz ruhig auf den Kopf haut, um sie nach den glücklichen Jagdgründen zu senden. — Andere Stämme lassen oft ihre hilflosen Alten zurück, mit einigen Tagen Proviant versehen, welche dann elend umkommen. Ein ander Mal badeten Tonkowa's im Flusse (Clear fork of the Brazos), als ein squaw (Frau) von dem sehr hohen Ufer auf den Kopf in das Wasser sprang. Unglücklicherweise war aber hier gerade ein Felsen unter dem Wasser, an welchem sie den Kopf zerbrach und augenblicklich todt war. Die anwesenden Indianer lachten nur, ohne Miene zu machen, den Körper, welchen der Strom mit sich fort nahm, herauszuholen und sagten: „Squaw Hausen dumm, warum springt so hoch“.

Montag machten wir uns zur Abreise fertig und da General B. noch Büffel jagen wollte, so wurden die Wagen und die Eskorte fortgeschickt, während ich mit General B. zurückblieb, um auf die Büffeljagd zu gehen und dann auf kürzerem Wege die Wagen einzuholen. So ritten wir hinaus, in Begleitung von einem halben Dutzend grün, gelb und roth bemalter Tonkowa-Krieger, und erlegten bald eine Anzahl Büffel, welche wir den Indianern überließen und nach der Straße ritten, wo wir die Wägen zu treffen hofften. Dort angekommen, fanden wir nichts, ritten daher langsam zurück gegen Fort Griffin, wo wir fünf Meilen vom Fort die Wagenspuren, einen falschen Weg nehmend, sahen. General B. befahl mir, den Spuren nachzugehen und die Wägen zurück nach Fort Griffin zu bringen, wohin er selbst sich wandte. So trabte ich fort und hatte keine Schwierigkeit, die Spuren zu behalten, bis sie auf einmal umbogen und eine ganz andere Richtung einschlugen. Der Commandant von Fort Griffin hatte bemerkt, daß die Wägen den falschen Weg genommen, sandte daher einen Indianer nach, um sie auf den richtigen zu bringen, und es war hier, wo er mit ihnen aufgekommen war, um sie nach Indianerfaçon über Berg und Thal auf den ziemlich weit entfernten richtigen Pfad zu bringen.

Sie hatten einen großen Vorsprung gewonnen, da ich auf felsigem Boden sehr vorsichtig sein mußte, um die leichten Spuren nicht zu verlieren, was auch im dicken, trockenen Grase leicht möglich war, da die Räder oft streckenlang gar keinen Eindruck gemacht hatten. So ging es fort den ganzen Vormittag; als ich gegen drei Uhr Nachmittags auf rollende Prairie kam, wo ich dahinritt, die Augen nicht vom Boden auflüftend, als mich das Schnorten meines Pferdes aufmerksam machte; ich sah auf, und die Prairie war von drei Seiten im Feuer. Es war windig, zum Umkehren schon etwas zu spät; so wählte ich den ersten Platz, wo das Gras niedriger war, daher weder ein so hohes noch so heißes Feuer wie auf anderen Stellen machte, schlug Tom die Sporen ein; mit einigen gewaltigen Sätzen sprang er über und durch das Feuer, und im Nu waren wir auf schwarzem, abgebranntem Boden, der bei dem schnell dahinlaufenden Feuer gar nie recht heiß wird und bald wieder abkühlt. Mein Pferd hatte die Haare an den Beinen versengt, außerdem aber keinen Schaden genommen.

Ich war jetzt in einer gemüthlichen Stellung, denn die Wagenspuren waren total verlöscht, die Sonne war beinahe unter, worauf es dort gleich Nacht wird; Durst und Hunger hatte ich auch etwas. So stieg ich ab, füllte meine Pfeife, und nachdem ich einige Züge geraucht, kamen meine Ideen wieder klar. Ich wußte, daß die Prairie sich nicht von selbst angezündet, und wer sollte es thun außer meinen Leuten, was sich auch später so herausstellte. Ein gewisser Graves hatte es gethan, um Pfeifen daran anzuzünden. Also, um meinen Leuten wieder auf die Spur zu kommen, mußte ich gehen, wo das Feuer angefangen; was leicht zu finden ist, da es ja mit dem Wind läuft. So stieg ich auf, galoppirte fort und kam gerade als es dunkel wurde an die Ecke, wo der Brand angestiftet war, fand auch natürlich den trail wieder. Ich ritt noch eine Stunde, konnte aber dann in der Finsterniß nichts mehr sehen, fürchtete meinen Weg ganz zu verlieren und beschloß deshalb, für die Nacht Halt zu machen; stieg ab, lockerte den Sattel etwas, nahm den Zaum ab, band mein lariat (langes Seil) an's Pferd, und da weder Baum noch Strauch war, um es fest zu binden, so band ich es mir an's Bein, legte

mich hin und fiel in einen Schlummer, aus dem ich schnell wieder geweckt werden sollte. Denn es dauerte nicht lange, als eine Heerde Büffel vorbei galoppirte, welche mein Pferd so erschreckte, daß es im gestreckten Galopp davon jagte. Da es aber an einem Ende des Seiles fest war und mein Bein am anderen, so ging ich natürlicher Weise auch mit und fuhr über die Prairie, gerade wie der Schnellzug von Fürth. Glücklicher Weise waren keine Cactusse auf dem Weg, sonst hätte die Schlittenpartie unangenehm werden können. Mit der Zeit sah auch mein Pferd ein, daß es Zeit zum Stehenbleiben sei und ich führte es zurück, wo ich nach vielem Suchen im Dunkeln meine Sachen wiederfand. Ich hatte keine Lust mehr zu schlafen; da Wölfe und Büffel mein Pferd fortwährend ängstigten, so stopfte ich meine Pfeife, setzte mich aufs Pferd, steckte beide Hände in die Taschen und ließ es gehen, wohin es Lust hatte. Es schlug bald seine Richtung ein, die Nase bis auf die Erde haltend, wie ein Spürhund.

Nachdem es eine Zeit lang im Schritt gegangen, fing es an zu traben, und als es an eine Anhöhe kam, galoppirte es hinauf und begann zu wiehern. Oben angelangt, sah ich vor mir im Thale ein Wachtfeuer, das Lager meiner Leute, worauf ich so schnell wie möglich zuritt, ihnen von Weitem zurufend, um nicht für einen Indianer geschossen zu werden. Sobald ich mein Pferd versorgt, machte ich mich über ein paar Pfund Büffelfleisch, einen Becher Kaffee u. s. w., worauf ich mich zur Ruhe begab. Am Morgen in aller Früh sandte ich die Ambulanz und zwei Mann Bedeckung zurück nach Fort Griffin, um General B. abzuholen, und als dieser Nachmittags unser Lager erreichte, so ritten wir noch acht Meilen weiter.

Mittwoch gingen wir über „Dead mans creek" (todten Mann-Fluß) und „Phantom hill", einem alten verlassenen Fort, wo vor einigen Jahren eine ganze Compagnie Soldaten von Indianern überfallen und massacrirt worden war, und hielten in der Nähe von „Comanche Pike". Darauf passirten wir „Dead mans hole" (Todten Mannes Loch), welches seinen Namen von sieben dort gefundenen, von Indianern getödteten und verstümmelten Leichnamen hat. Kurz, ganz Texas ist ein großer Kirchhof, von dessen Bewohnern kaum Einer eines natürlichen Todes gestorben. Bei

Mountain=Paß hielten wir einige Minuten, um Woods Grab etwas in Ordnung zu bringen, und machten unser Halt für die Nacht einige Meilen weiter in der Prärie, an einem kleinen Bächlein, wo sich Nachts einige Indianer ums Lager schlichen. Als wir aber durch unsere Maulthiere darauf aufmerksam gemacht wurden, welche die Ohren spitzten und damit auf den Platz deuteten, wo die Fremden waren, zogen sie sich auf ein paar Kugeln, die wir ins Gebüsch schossen, eiligst zurück.

Freitag erreichten wir ein anderes altes Fort, „Chatburn" genannt, wo sich eine Poststation, von drei Soldaten bewacht, befindet. Wir hatten mehrere Tonkowa=Indianer von Fort Griffin als Führer mitgenommen, mit welchen Einige von uns gewöhnlich vorausritten. Als wir uns Chatburn näherten, trafen wir zwei der dort stationirten Soldaten etwa zweihundert Schritte vom Hause im Walde an. Diese ergriffen, sobald sie die Tonkowa's sahen, eiligst die Flucht und liefen den Gebäuden zu, da sie sich von feindlichen Indianern überfallen dachten. Wir stießen einen Schrei aus und sprengten ihnen nach, durch die Thür in das Haus, noch ehe sie Zeit hatten, dieselbe zu verschließen. Sie standen alle Drei da und bebten vor Aufregung, die sich jedoch legte, sobald sie Zeit fanden uns anzusehen und die Uniform zu bemerken. Der Corporal hatte sich in der Eile, um das Haus in Vertheidigungszustand zu setzen, einen Finger halb abgerissen und stand nun etwas beschämt da.

Gleich darauf traf General B. ein, und sie halfen uns das Lager für die Nacht in Ordnung bringen.

Samstag ritten wir zwei und dreißig englische Meilen und schliefen bei einem Wasserloch, „Crows nest" (Rabennest), von einem Rabenneste, das sich daneben auf einem hohen Baume befand, so genannt. Sonntag Vormittags hielten wir unsern Einzug in Fort Concho, wo eine Garnison von Negertruppen ist. Hier verweilten wir drei Tage. Das Fort liegt gerade zwischen zwei Flüssen, dem Nord= und dem Süd=Concho, die sich dort vereinigen und den „Main" oder Haupt=Concho bilden. Am Mittwoch traten wir unsere Reise wieder an, folgten dem Nordconcho stromaufwärts und hielten nahe an seinen Quellen. Auf dem Wege kamen wir durch Camp Charlotte, einem seit vorigem Jahre

verlassenen Posten, wo vor zwei Monaten ein dreitägiges Gefecht zwischen Goldgräbern von Californien und Comanche-Indianern stattgefunden hatte. Nachdem die Goldgräber einen Indianer und alle ihre Pferde getödtet hatten, erreichten sie nach einigen Strapazen glücklich Fort Concho. Wir fanden viele Pfeile, einige zerbrochene Bogen und andere Waffenstücke auf dem Hauptschlachtfeld. Donnerstag früh füllten wir unser Wasserfaß, da wir die „Staked Plains" zu passiren hatten, und gingen weiter nach „Flat Rock" oder „Flacher Felsen", wo wir etwas Wasser in einer Pfütze fanden, das aber so voll von todtem Vieh und Wild lag, daß es unsere durstigen Pferde nicht anrührten. Hier ging Herr D. (surveyer) wie gewöhnlich in der Nähe des Lagers umher, um Mineralien und Pflanzen zu sammeln, als er auf einen großen Wolf stieß, der ganz gemüthlich dasaß und ihn beobachtete. Herr D., der ihn für einen Hund hielt, pfiff und lockte ihn; als er sich aber nicht rührte, ging D. auf ihn zu, um ihn zu streicheln. Aber der vermeintliche Hund ließ es dazu nicht kommen, sondern fing an zu knurren und die Zähne zu fletschen, so daß er Herrn D. Angst einflößte, welcher sich dann eiligst aus dem Staube machte. Ich ging darauf hinaus, um das Thier zu schießen, aber es ließ mich nicht nahe genug kommen, sondern nahm Reißaus.

Freitag hatten wir noch fünf und vierzig englische Meilen ohne Wasser zu gehen, bis wir den Pecos-Fluß erreichten, dessen Wasser da etwas salzig ist, und wo man auf hundert Meilen weder Baum noch Strauch findet; hätten wir nicht ein leeres Mehlfaß im Wagen gehabt, das wir zerschlugen, um Feuer damit zu machen, so hätte es schlecht für Kaffee ausgesehen. Erst liefen wir aber weit umher, um Alles, was zum Brennen verwendbar ist, aufzusuchen, wobei ein junger Kerl etwas aus dem Boden hervorragen sah; als er daran zog, kam das Skelet eines Mannes zum Vorschein, der s. Z. dort ermordet und nur leicht mit losem Sand bedeckt worden war. Wir begruben ihn wieder und steckten ein Kreuz auf mit der Inschrift: „Grab eines Unbekannten", von denen man im Westen so viele findet.

Nach dem Abendessen wurden die Wachen ausgestellt; gegen zehn Uhr begaben wir uns zur Ruhe, als wir durch ein fürchter-

liches Geschrei, wobei man einige Worte, wie Hilfe, Mörder ꝛc., verstand und das vom Flusse herzukommen schien, aufgeweckt wurden. Denkend, daß vielleicht Reisende von Indianern angegriffen, nahmen wir unsere Waffen und liefen so schnell wie möglich nach der Stelle, um Hilfe zu leisten, aber was sahen wir? An dem steilen und nassen Ufer des Flusses lag Herr D. auf dem Rücken, einen Fuß im Wasser, und der ganze Körper langsam nachrutschend, da er sich nirgends halten konnte. Mit beiden Händen klammerte er sich an einer Schnur fest, an deren Ende im Wasser Etwas ganz gewaltig zappelte und ihn langsam nach dem Wasser hinzog. Er war gleich nach dem Essen herausgekommen, um zu fischen, hatte einige Fische gefangen, zuletzt aber etwas an den Haken bekommen, das so gerissen, daß er auf dem steilen Ufer ausrutschte und gefallen war. In dieser Lage fanden wir ihn, doch hielt er fest an der Schnur und ließ nicht los. Als wir ihm aufhalfen und die Beute einzogen, fand sich ein Cadfish (Cadfisch), der fünfundsiebzig Pfund wog, also keine Kleinigkeit, das aus dem Wasser zu ziehen. Wir kehrten nach dem Lager zurück, wo wir nicht mehr gestört wurden während der Nacht, außer durch das Geheul zahlloser Wölfe, die sich da herumtummelten.

Samstag erreichten wir, nach einem Ritt von 35 englischen Meilen, Fort Stockton, auch sonst Comanche genannt, wo wir wieder einige Tage wohlverdiente Rast hatten. Da aber die Garnison aus Negern besteht, so schlugen wir unser Lager außerhalb des Fort's an einer Quelle auf, wo es kein Holz giebt. Das Brennholz hier besteht aus kleinen Mesquit-Wurzeln, die vierundsiebzig Meilen von hier ausgegraben und um sechzehn Dollars per Meß an die Regierung verkauft werden. Der Holzstoß des Forts war von den Negersoldaten bewacht; als es ganz dunkel war, nahm ich einen großen Sack, schlich mich hin und füllte ihn mit Wurzeln vom Holzstoß, ohne das geringste Geräusch zu machen. Als ich mir aber den Sack auf den Rücken warf, stolperte ich dabei und machte ein ganz elendes Geklapper, worauf der Wachtposten „Wer da" rief und sogleich anfing zu schießen, ich aber zu laufen, den schweren Sack auf dem Rücken behaltend; denn ich dachte, im Falle mich der Esel zufälliger Weise in der

Finsterniß doch treffen sollte, so ginge die Kugel nicht durch einen Sack Holz; kam auch glücklich mit meiner Beute nach unserem Lager, wo wir zu braten und zu kochen anfingen.

Von hier ritten wir nach dem vierundsiebzig Meilen entfernten „Fort Davis“ in einem Tag; doch wechselten wir Pferde halbwegs und kehrten am nächsten Tage wieder zurück. Auf dem Wege kommt man nach „Leon holes“ (Leon-Wasserloch), ein großes Loch reinen Wassers, dessen Tiefe man noch nie gemessen, und wo ganz unten ein Strom zu gehen scheint. Man sagt hier mit Recht, das Wasser habe keinen Boden. Es wird erzählt, daß einst ein großer mexikanischer Wagenzug während der Nacht dort anlangte, und da die sämmtlichen Wagenräder von der Hitze dem Zerfallen nahe waren, nahmen sie dieselben alle ab und legten sie in das Wasser, wo sie den nächsten Tag vergebens darnach fischten. Auch geht man durch die vierzehn Meilen lange Schlucht Olympia Cannon, deren Wände steil und mehrere hundert Fuß hoch sind, und die an manchen Stellen so eng ist, daß gerade ein Wagen hindurch kann. Diese Gegend ist arg verschrieen, da sie seit langen Jahren der Schauplatz unzähliger Gemetzel und Kämpfe mit Indianern war und noch ist.

An einem Sonntag Morgen verließen wir Fort Stockton wieder und kehrten nach dem Pecos-Flusse zurück. Montag hielten wir bei Chinee pawns, Dienstag bei Mustang pawns; Mittwoch kamen wir durch Camp Charlotte, wo ich ein Stinkthier schoß, welches die ganze Gegend mit Wohlgeruch erfüllte; dann hielten wir am Conchoflusse. Donnerstag kamen wir nach Fort Concho zurück, wo die Negertruppen gerade bezahlt wurden und einer von unseren Leuten den Negern etwas Geld abgewinnen wollte. Da die Neger mit mit Blei gefüllten Würfeln versehen waren, verlor er zwanzig Dollars, statt zu gewinnen. Abends wohnten wir einigen Raufereien bei, wo betrunkene Neger jedesmal mit Rasirmessern, ihrer Lieblingswaffe, fochten. Freitag gingen wir über Lepan springs nach Kikapooh springs, wo auch eine Partie Texasleute in unserer Nähe campirten, denen Indianer während der Nacht die Pferde stahlen.

Samstag erreichten wir Fort Mc. Kavett, wo ebenfalls Negertruppen sind. Montags zogen wir wieder ab und machten bei

einem einzeln im Walde liegenden Haus (Coggans Ranch) Halt. Mittwoch ritten wir durch Fort Mason nach Cold Springs und Donnerstag nach Fredriksburg, wo unser Herr D. am Abend von der Stadt heimgetragen werden mußte. Er hatte die Strapazen der Reise gut ausgehalten, aber das Fredriksburger Bier war doch zu viel für ihn geworden.

Freitag Abends fanden wir uns am Flusse „Quadeloupe" und Samstag passirten wir die deutsche Stadt „Boerne" und übernachteten in „Leon Springs", wo uns General B. mit heißem Punsch traktirte. Sonntag Morgens kamen wir nach San Antonio, wo wir zwei Meilen vor der Stadt kampirten. Sobald wir abgesattelt, ließen wir die Pferde laufen und gingen sammt und sonders nach der Stadt, das Lager auf sich selbst achtgeben lassend. Als wir am dritten Tage wieder zurück kamen, fanden wir Alles in Ordnung, ausgenommen die Pferde waren nirgends zu finden, obwohl man die ganze Gegend durchsuchte. Als wir am Mittwoch alle Hoffnung aufgegeben hatten, sie zu finden und schon beim Abendessen saßen, spazirten dieselben plötzlich ganz stolz ins Lager. Wir sattelten sogleich und ritten noch acht Meilen weiter an ein Flüßchen, „Slough" genannt. Abends amüsirten wir uns in dem hübschen deutschen Städtchen „New-Brownfeld". Freitag sah uns am Flusse Blanco und Samstag gingen wir über den Colorado nach Austin, nachdem wir so lange Zeit fort gewesen und mehrere tausend Meilen zurückgelegt hatten.

XVIII. Ball in Austin. Tarandulas, Scorpione &c. Abschied nach dreijähriger Dienstzeit. Reise nach Europa.

In unserem Lager gab es viel Arbeit; denn es wurden die Zelte auf andere Plätze verlegt, Scheunen gebaut für die Pferde, so daß wir vollauf zu thun hatten und uns nicht über Langeweile beklagen konnten.

Jetzt wollte die Compagnie einen feinen Ball geben. Große Vorbereitungen wurden getroffen, Einladungen über die ganze Welt geschickt, zehn Fässer allerhand Getränke herbeigeschafft und eine famose kalte Schaale auf den Tisch gestellt. Bald kamen die Gäste von allen Seiten, es wurde tüchtig getrunken und gegessen,

und ehe die Musik kam, war schon Alles ausgetrunken. Sehr Wenige waren noch zum Tanzen fähig, aber Jedermann war seelenvergnügt, als der erste Sergeant, der den Wein zu oft probirt hatte, mit einer großen Eisenstange in den Saal sprang, womit er rechts und links umherschlug, so daß die versammelten Gäste sich eiligst durch Thür und Fenster zurückzogen, und er der alleinige Besitzer blieb. Die Musik, die gerade anfuhr und die Schlacht mit ansah, zog sich ebenfalls schnell nach der Stadt zurück, und so endigte der große Ball unserer Compagnie zur Befriedigung aller Anwesenden. Da jetzt meine Dienstzeit nahezu aus war, und ich eine Reise nach Europa beabsichtigte, so beschäftigte ich mich in meiner freien Zeit mit dem Einfangen von Kuriositäten, als Hornfrösche, Scorpione, Tarandeln, Cent de pieds &c.

Den ersten Tag konnte man mich auf den Hügeln herumgehen sehen, mit einem kleinen Wasserfläschchen und einem scharfen Stock bewaffnet, Wohnungen der Tarantulas aufsuchend. Fand ich ein Loch, so goß ich einige Tropfen Wasser hinein, worauf Herr oder Frau Tarantel sogleich herausspazirt kam. Den scharfen Stock stieß ich in die Erde hinter ihm, so daß er nicht wieder zurück in sein Loch konnte, und praktizirte ihn in ein großes Glas, worin sich am Abend etwa fünfundzwanzig schöne lebende Spezimens befanden, über welche ich am Morgen Spiritus zu gießen gedachte. Ich stellte das Glas wohlverschlossen auf den Tisch in meinem Zelt. Gegen Mitternacht erwachte ich und hörte von dem Tische her ein furchtbares Gezappel und Geknirsche, so daß es mir Angst war, das Glas sei geöffnet und die ganze Gesellschaft der giftigen Tarantels wäre im Begriff, einen Angriff auf mich zu machen. Schnell machte ich Licht, fand das Glas noch fest verschlossen, aber die Spinnen hatten einen solchen Vernichtungskrieg unter sich geführt, daß man nichts wie Beine Fühlhörner und Körperstücke sah, nur eine besonders große Tarantel war noch am Leben, hatte aber ebenfalls einige Beine verloren, so daß ich sie nicht mehr gebrauchen konnte und eine andere zu suchen hatte. Dann fing ich einige Hornfrösche, und suchte lange, doch vergebens, um eine „King snake" (Königsschlange) zu finden. Diese sind ein und einen halben Fuß lang, dünn, der Kopf kohlschwarz und der ganze Körper dambrett=

artig roth, schwarz und gelb gefärbt. Dabei stieß ich auf eine neun Fuß lange Grasschlange, Prairie Racer genannt; ich verfolgte sie ein Stück mit Steinen; als ich aber nichts mehr zu werfen hatte, wandte sie sich und ging auf mich los. Ich aber auch nicht faul lief wie verrückt und sie folgte mir ungefähr fünfzig Schritte lang. Diese Schlangen laufen sehr schnell, wobei sie den Kopf hoch in der Luft tragen, so daß sie über das hohe Prairie-Gras hinaussehen. Sie sind nicht giftig, aber sehr stark und wohl im Stand, ein vier bis fünfjähriges Kind zu erdrosseln. Ich fand einmal zwei beisammen unter einem Baum und sobald ich näher ritt, kamen beide auf mich zu, worauf ich wie gewöhnlich ausriß. — Sie klettern auf Bäume und Sträucher und sind sehr auf junge Vögel erpicht. Ich fing noch einige Cent de pieds, was mein Glas füllte. Einen Hornfrosch nahm ich lebend mit. Am Tage vor meiner Abreise sandte General C. nach mir und als ich hinkam, ersuchte er mich um einige meiner Vögel, die ich ihm mit Vergnügen gab. Die andern Vögel und Theile der großartigen Menagerie wurden an Freunde und Bekannte gegeben, welche mich schon lange dafür angegangen hatten.

Am neunzehnten Juni bekam ich meine Papiere und trat am nächsten Tage meine Reise in der Postkutsche an. Es waren unserer neun Passagiere, etwas zu viele um bequem zu sitzen, besonders da wir eine Nacht und einen Tag zu fahren hatten. Nachdem wir verschiedene Male im Schmutz stecken geblieben, erreichten wir Brennam, von wo ich per Bahn nach Houston fuhr und dort mich auf einen Dampfer begab, der mich nach Galveston brachte. Hier schiffte ich mich ein nach New-Orleans, woselbst ich mich wieder auf die Eisenbahn verlegte, welche mich nach vier Tagen und Nächten nach New-York brachte, wo ich einige Tage bei meinem Vetter S. blieb. Darauf ging ich per Dampfschiff „Cymbria" nach Hamburg, welche Reise wir in der kurzen Zeit von eilf Tagen machten; von Hamburg durch Hannover, Cassel &c. nach Nürnberg, wo ich eines feinen Morgens meine Erscheinung machte.

Beim Abgang von Hamburg wurden Koffer und Bagage vom Zollamt untersucht; da ich nicht lange aufgehalten sein wollte, setzte ich den lebenden Hornfrosch in meinem Köfferchen obenauf.

Als ich es öffnete, sah der Beamte natürlich das Thier auf der Wäsche sitzen, welches den Kopf nach ihm drehte und ihn ganz klug ansah. Der Herr trat erschrocken zurück, als ich ihn in aller Ruhe sagte: Nehmen Sie sich in Acht, das Thier ist sehr giftig; auch sind weiter unten noch andere giftige Insecten. „Machen Sie zu!“ rief er. Ja! wollen Sie denn nicht inspiciren? fragte ich gelassen. „Machen Sie zu, machen Sie zu!“ war die Antwort, worauf ich ruhig mein Köfferchen verschloß, er das Zeichen darauf machte und ich passirte.

XIX. Zweite Reise nach Amerika. New-York. Zusammentreffen alter Krieger in Carlisle. Seereise nach Galveston. Sturm am Cape Hatteras. Marsch nach Austin. Empfang.

Nach einem Aufenthalt in Nürnberg von sechs Wochen, fuhr ich wiederum Hamburg zu in Gesellschaft des H. K. von New-York und seines Bruders Professor K., der uns bis an das Dampfschiff begleitete und einer jungen Dame, die unter unserm Schutz die Reise nach New-York machen sollte, woselbst sie von Freunden erwartet wurde. Wir besuchten alle größeren Städte, um das Sehenswürdige zu betrachten und kamen seiner Zeit in Hamburg an, wo wir noch einige Tage Zeit hatten, ehe der Dampfer „Allemania“ zur Abreise bereit war, was wir benützten, um uns recht gut in der Stadt und Umgegend umzusehen. Den Zoologischen Garten, das Theater u. s. w. verfehlten wir natürlich auch nicht. Endlich war Alles bereit; wir gingen auf's Schiff, wo uns Professor K. verließ; bald waren wir in der Nordsee und im englischen Canal, legten dann vierundzwanzig Stunden in Havre an, wo wir die Stadt besuchten, so daß wir doch auch sagen konnten, wir waren in Frankreich gewesen, lüfteten wieder Anker und schwammen bald auf dem Ocean. Nach einer Fahrt von sechzehn Tagen erreichten wir New-York, wo sich seit meiner

Abreise nichts verändert hatte. Nachdem ich mich einen Monat lang in der Stadt aufgehalten, ohne irgend eine Situation zu bekommen, fuhr ich nach Carlisle, wo ich viele meiner alten Cameraden traf, die fertig waren, nach dem Regiment in Texas zurückzukehren; auch General Y. war da, mit dem ich einst war, als wir die Pferde verloren und ich die interessante Fußreise machte. Er begrüßte mich herzlich, ebenso meine Freunde, die hocherfreut waren mich zu sehen. Nach kurzer Ueberlegung schloß ich mich ihnen an. Wir wurden sogleich der Permanent-Troupe zugetheilt, das ist eine Truppe alter Soldaten, die als Unteroffiziere dienen und Rekruten einexerzieren. Meine Beschäftigung war hauptsächlich in der Reitschule und ich ließ die armen Rekruten oft tüchtig reiten. Wir hatten ein sehr gutes Theater ganz von Schauspielern gehandhabt, gingen jeden Abend in die Stadt, genoßen überhaupt viele Privilegien, die man Rekruten nicht gestattet. Nach einigen Monaten war ein Detachement Rekruten fertig, um nach Texas zu gehen; wir hatten die schöne Aufgabe sie hinzubringen. So setzten wir uns früh um vier Uhr auf die Bahn mit etlichen hundert Mann und fuhren nach Jersey N.-Y., wo mich mein Bruder Karl und Vetter A. S. auf dem Bahnhof empfingen und ersterer mich nach Betlows Island (Insel) begleitete, um den Tag mit mir zu verbringen. Hier mußten wir acht Tage liegen, bis ein Transportschiff ausgerüstet wurde und hatten nichts zu thun als Unfug zu treiben. Endlich wurden wir eingeschifft und fort ging es zu Hell Gate hinaus auf den Weg nach Galveston Texas in dem Gulf of mexico. Nachdem wir Cape Hatteras passirt, brach ein fürchterlicher Sturm los, der uns bald Allen etwas theuer gekostet hätte. Er begann während der Nacht, und das erste was ich davon erfuhr, war, daß mein Freund Bowman von einer Seite auf mich herabflog. Ich wollte ihm eben eine hinhauen, als er zurückrollte und ich auf ihn fiel. Inzwischen waren wir vollständig wach und hielten uns an den Bettpfosten fest. Bald schlug eine große Welle übers Verdeck, füllte das Maschinenzimmer und löschte die Feuer aus. Das Schiff füllte sich mit Rauch und ein nervöser Simpel rief sogleich „Feuer"; aber ein wohlgezielter Schuß mit meinem Stiefel brachte ihn zu Boden. Es kostete viele Mühe, die Leute zu beruhigen.

Einige große gefüllte Wasserfässer brachen jetzt von ihrer Befestigung los und flogen von einer Seite auf die andere, hätten auch viel Schaden angerichtet, wären die Matrosen nicht beigesprungen um sie zusammenzuschlagen. Da ich jetzt meine Stiefel anhatte, schlüpfte ich mit den Matrosen auf's Verdeck, wo sich eine erhabene Scene dem Auge darbot, hätte man Zeit gehabt romantisch zu fühlen. Alles auf dem Verdeck war über Bord gewaschen, ein Mast war oben abgebrochen und von Gehen oder Stehen war keine Rede. Man mußte kriechen und sich dabei fest anhalten, denn eine Welle über die andere schlug über das Schiff und man war mehr unter Wasser wie oben. Ich hing fest am Hauptmast tropfnaß und eiskalt; alle Augenblicke war ich unter Wasser. Kaum kam ich herauf aus dem Wasser und schöpfte Luft, so ging es schon wieder hinunter auf der andern Seite. In die Cajüte konnte ich mich nicht mehr zurückziehen, selbst wenn ich gewollt hätte; denn die Hatsches waren alle zu und so befestigt, daß sie nicht hinweggeschwemmt werden konnten. Jetzt aber kam der Augenblick der größten Gefahr: die Ruderkette brach und das Schiff konnte natürlich nicht mehr dirigirt werden, sondern drehte sich um und um wie ein Kreisel; und wäre nicht die Mannschaft gleich hinzugesprungen und die Kette wieder gespleist (zusammengebunden) worden — wobei auch ich half, denn es bedurfte der Kraft sämmtlicher Matrosen, — so hätte sich das Schiff keine fünf Minuten über dem Wasser gehalten. Es wurde wiederum Nacht und gegen eilf Uhr fing der Sturm an sich etwas zu legen, nachdem er vierzehn Stunden getobt; aber die See ging noch sehr hoch, bis sie sich am nächsten Abend allmählich legte. Endlich wurde wieder Dampf gemacht und wir liefen im Hafen von Key West (Florida) ein, wo das Schiff erst reparirt werden mußte, ehe wir unsere Reise fortsetzen konnten.

Wir lagen vierzehn Tage bei einer Temperatur, die, obgleich im Januar, doch auf ein hundert und zehn, also etwa fünfunddreißig Grad nach deutschem Maßstabe stieg. Den Tag brachten wir meistens im Wasser zu, das beinahe lauwarm war; auch fischten wir und fingen Lobstern und Hummern.

Am Abend durchstreiften wir die Insel, die von einer sehr gemischten Bevölkerung bewohnt ist, wovon die meisten große

Schwämme, Korallen u. s. w. aus dem Meere gewinnen, um sich damit das Nothwendige zu verdienen. Auch hatten wir manchen Abend Wettrennen, Ringkämpfe und Box=Uebungen. Bei einer solchen Uebung schlug ich meinen Freund Bowman so auf die Nase, daß mein kleiner Finger, aus dem Gelenk kam, worauf wir uns sogleich daran machten, es wieder einzurichten. Wir banden ein Taschentuch an den Finger woran drei Mann mit aller Gewalt zogen; drei andere hielten mich fest und zogen auf die entgegengesetzte Seite, bis der arme Finger so gezogen war, daß er heute noch krumm ist. Es ist nur ein Wunder, daß sie ihn nicht ganz ausgerissen haben.

Wir verließen Key West und steuerten auf Galveston zu. Am Abend sagte der Capitän des Schiffes, daß wir gegen zwei Uhr Morgens im Hafen von Galveston einfahren würden, aber er rechnete ohne den Wirth; denn eine Stunde später brach wieder ein Sturm los, so daß wir genöthigt waren, von der Küste weg auf offene See zu fahren. Nachdem wir uns vierundzwanzig Stunden lang hatten herumtreiben lassen, steuerten wir nach geendigtem Sturm wieder nach Galveston zu, wo wir diesmal richtig anlangten und unsere Rekruten ausluden. Einer derselben, der noch nie im Süden gewesen war und die vielen Insekten nicht kannte, ging hier auf die Jagd. Nachdem er einige Stunden umhergelaufen und viel Pulver verschossen hatte, kehrte er schwerbeladen nach dem Lager zurück. Auf die Frage, was er geschossen, antwortete er, daß er drei große Kraniche erlegt hätte. Als wir seine Kraniche in Augenschein nahmen, stellte es sich heraus, daß es nur gewöhnliche ausgewachsene Moskitos waren, die der unwissende Rekrut für Sumpfvögel geschossen hatte.

Von hier gingen wir per Bahn nach Brenham, von dort zu Fuß nach Austin. Die Compagnie war uns acht Meilen weit entgegengeritten, um uns alte Krieger festlich zu empfangen. Ein Pferd wurde mir angeboten, was ich mit Vergnügen bestieg und nun jagte ich mit meinen Freunden zurück nach der Stadt. Hier erholten wir uns bei einem Mittagessen von dem fünftägigen Marsch und labten uns an Bier, bis die Rekruten ankamen, welche dann nach dem Camp marschirten, wo mich mein Hauptmann sehr freundlich empfieng. Wir alten Scalpjäger kehrten sogleich zu

unserer Compagnie zurück, während die Rekruten nach einigen Tagen an die verschiedenen Compagnien des Regiments vertheilt wurden. Mein Pferd Tom, das sich während meiner Abwesenheit ein Offizier zugezogen hatte, wurde mir sogleich wieder ausgeliefert und bald war Alles beim Alten, sogar mein Zelt und verschiedene Kleinigkeiten bekam ich wieder; es war, als wäre ich nie fort gewesen.

XX. Expedition nach Blanco. Fort Concho. Panther im Lager. Rio Colorado. Büffeljagd. Milchpunsch. Meine Menagerie.

Kurz darauf bekamen wir Ordre, nach der Ansiedlung Blanco zu gehen und daselbst zwei Monate lang zu verweilen, weil sich feindliche Indianer gezeigt. Es wurde gepackt und nächsten Tag befanden wir uns auf dem Weg. Für die erste Nacht hielten wir in einem Thale, oder eigentlich in einer Schlucht, wo wir uns recht gemüthlich machten, als es gegen Abend furchtbar zu regnen anfing.

Neben uns war ein trockenes Flüßchen, das jetzt zu einem reißenden Strom herangewachsen war, als ein junger Kerl, Roy, der auf der andern Seite gewesen war, herüberwollte. Da er aber kein Schwimmer war, so wußte er es nicht anzufangen. Wir nahmen ein Lasso und riefen ihm zu, in das Wasser zu gehen, soweit er könnte; als er dies gethan, warf ich ihm das Lasso um den Hals, an dem wir alle zu ziehen anfingen; Roy mußte kommen, ob er wollte oder nicht und wurde in kurzer Zeit auf unserer Seite herausgezogen. Die Zunge hieng lang aus dem Munde und er hatte keinen Tropfen Wasser verschluckt, denn das Lasso hatte ihm den Hals fest zugeschnürt; nur war er beinahe erhängt, doch schadete ihm das nicht; im Gegentheil, es ist gut für ihn, wenn er sich bei Zeiten daran gewöhnt. Mein Pferd hatte ich mit dem Lariat (langem Seile) in einem niedern Platze, wo das Gras sehr gut war, an einem Baum befestigt und begab mich dann zur Ruhe. Um meine Kleider trocken zu erhalten, nahm ich sie ab, rollte sie zusammen, wickelte mich in meine Decke und

schlief. Bei Tagesanbruch wurde ich durch das Wasser, das über mich floß, geweckt. Der Sattel war von meiner Seite ein ganzes Stück weit weg geschwemmt worden. Als ich nach meinem Pferde sah, fand ich es um den Baum schwimmend und ich mußte selbst schwimmen, um es loszubinden und herauszuholen. Ich sattelte, zog meine Waffen aus dem Wasser, leerte die Stiefel aus und flüchtete mich auf einen Berg, wo bald die ganze Compagnie versammelt war.

Wir ließen die Pferde im Gras gehen und stiegen wieder hinab ins Thal, um die Wägen, die dem Versinken nahe waren, ebenfalls herauszuholen, was nach angestrengter Arbeit auch gelang. Gegen eilf Uhr hörte der Regen auf zu fallen und Mittag schien die Sonne herrlich. Es wurde nun Alles zum Trocknen ausgehängt und man konnte die tapfern Krieger in Adamskostüm ihre Waffen putzen sehen. Nach vier Stunden war alles wieder als ob es nie geregnet hätte.

Nächsten Morgen setzten wir unseren Marsch fort und erreichten am dritten Tage Blanco, wo wir im Walde unser Lager aufschlugen. Hier hatte ich Gelegenheit, Herrn Gluth von Grape Creek einige Tage zu bewirthen. Wir vertrieben uns die Zeit mit Jagen und Fischen und es kam nichts vor in zwei Monaten, außer daß einmal die Pferde durchgingen. Ich mußte damals sechzehn Meilen ohne Sattel im Carriere reiten, bis ich sie wenden und zurücktreiben konnte. Nach Verlauf von zwei Monaten kehrten wir nach Austin zurück, wurden indeß bald darauf nach Fort Concho beordert. Nicht lange nachher waren wir auf dem Weg und nach drei Tagen sahen wir das deutsche Städtchen Fredricksburg wieder, wo wir abstiegen und der Capitän ein paar Faß Bier traktirte. Zwei Tage darauf erreichten wir Fort Mason. Von dort gingen wir über Kikapoo Springs, in vier Tagen nach Fort Concho, wo wir unsere Zelte alsbald wieder häuslich einrichteten. Da wir gerade zwischen zwei Flüssen, dem North und Main-Concho, waren, so fehlte es uns nicht an Fischen; auch war die Jagd sehr ergiebig. Rings um das Lager waren große Prairiehund Städte; verschiedene Arten Eichhörnchen, die in der Erde wohnen, waren hier massenhaft, sowie andere Arten von Thieren, so daß meine Menagerie bald eine sehr große Dimension

annahm. Während der zweiten Nacht wurde ein Panther im Lager erschossen, der zwischen den Zelten herumspazirte, als wenn er ein großer General wäre.

Es dauerte nicht lange, so stellten sich auch die Indianer ein und zwar bei unserm Nachbar H. Tankersley, einem Texikaner, der nur hundert Schritte vom Lager entfernt wohnte und Viehzucht betrieb. Während der Nacht kamen sie in die Nähe der Corral (Einzäumung), um die Pferde zu stehlen. Da ein Mexikaner sie hörte und hinausging, um zu sehen, was los war, so machten sie einen Angriff auf ihn und jagten ihn um die Corral herum, wobei sie ihm ein Stück Ohr wegschossen; doch erreichte er glücklich das Haus. In aller Frühe waren wir im Sattel und auf ihrem Trail (Spur). Als wir den Quellen des Colorado-Flusses nahe kamen, fanden wir das Lager einer großen Schaar, die aber, von unserm Kommen in Kenntniß gesetzt, die Flucht ergriffen hatte. Die Feuer brannten noch mit Stücken Rostfleisch darauf; einige Stücke Vieh lagen da, von denen nur etwas Fleisch abgeschnitten war, und ein Stier stand noch verwundet daneben. Wir verfolgten die Indianer noch weit; da sie sich aber zerstreuten, so verloren wir bald ihre Spur und kehrten daher um. Auf dem Heimweg ließen wir uns Zeit, und da wir viele Büffel trafen, so jagten wir sehr viel. Eines Morgens wurde ein Büffel geschossen; da er sehr mager war, schnitt man ihm blos die Zunge aus und ließ das andere liegen. Wir ritten weiter. Bald sahen wir einen einzelnen Büffel daher galoppiren, machten sogleich Jagd auf ihn und er war schnell erlegt. Als man aber die Zunge ausschneiden wollte, siehe da! sie war schon fort. Es stellte sich heraus, daß es derselbe Büffel war, den wir kurz zuvor getödtet glaubten. Er war wieder zu Leben gekommen, nachdem wir ihn verlassen.

Nach einigen Tagen kamen wir wieder in Fort Concho an, wo wir etwas ausruhten. Auf der andern Seite des Nord Concho war eine Wirthschaft von einem gewissen Herrn Eisenstein gehalten, der sich für einen Italiener ausgab, aber kein Wort italienisch sprechen konnte. Dorthin ging ich mit meinem Freund Bill Rey, um den Nachmittag zuzubringen. Wir tranken Milchpunsch; da aber die Milch zu Ende ging, so tranken wir den Punsch

ne Milch, der uns auch bald in den Kopf stieg. Es wurde gesungen und auf dem Tisch getanzt; als dies dem Eigenthümer nicht gefiel, wurde er zum Haus hinausgeworfen. Gegen Abend gingen wir heim und da die Brücke über den Fluß aus einem einzigen Brett bestand und wir etwas schwindlich waren, so krochen wir auf Händen und Füßen hinüber, was beinahe eine halbe Stunde dauerte. Drüben angekommen machte Bill Ney einen Sprung und fiel in einen Misthaufen, wo er ruhig einschlief. Ich überließ ihn der Ruhe und ging nach meinem Zelt, wo ich meinen Freund Hill fand; in fünf Minuten hatten wir ein Gefecht, er fiel hinter eine große Kiste und konnte nicht mehr herauskommen, ich bekam einen kleinen Schnitt über dem Auge. Ich ging nach dem Hospital, um mir ein Stückchen Heftpflaster zu holen, als zufälliger Weise der Doctor dazu kam, mich sah und ins Bett orderte. Darauf brachte er eine ungeheure Portion Bittersalz, welche ich einnehmen mußte. Sobald er fort war, stand ich wieder auf, zündete meine Pfeife an und ließ mir's schmecken; aber auf einmal ging die Thüre auf und der Doctor stand vor mir. Nun mußte ich wieder ins Bett und die Kleider wurden mir weggenommen, so daß ich nicht mehr aufstehen konnte. Er sagte mir dabei, daß ich sehr gefährlich krank sei und still liegen müßte. Da mir aber gar nichts fehlte, so glaubte ich es nicht, mußte aber doch zwei Tage aushalten, bis er mich nach meinem Zelte gehen ließ. Er führte mich aber noch vierzehn Tage lang auf der Krankenliste als dienstfrei fort, welche Zeit ich benützte, um Eichhörnchen, Prairiehunde, Vögel ꝛc. zu fangen. Eines Tages saß ich in meinem Zelte, als ich eine Maus aus einem Loche schauend bemerkte. Ich legte ein Krümchen Käse vor das Loch, welches sie fraß, darauf eines weiter weg; da kam sie heraus und holte dasselbe ebenfalls. So machte ich fort und in ein paar Tagen brachte ich es so weit, daß sie mir in die Hand hüpfte und sich streicheln ließ; kurz, sie wurde so zutraulich, daß sie zur Essenszeit auf den Tisch kletterte und mit mir speiste. So trieben wir es einige Monate, als sie eines Tages erschien und acht winzige junge Mäuslein ihr folgten, die sich gar nicht genirten, sondern alles ihrer Mutter nachmachten. Die Gesellschaft wurde jetzt lebhaft und immer größer, bald wußte man nicht mehr, wer

Herr im Hause, ich oder die Mäuse. Eines Morgens hatte ich an Wache zu gehen und holte meine neue Paradejacke aus der Kiste, als ich in jedem Aermel ein Nest mit jungen Mäusen fand. Das war nicht das schlimmste, aber sie hatten der größeren Bequemlichkeit halber ein Loch als Hausthüre durch jede Schulter gefressen, so daß ich eine Jacke borgen mußte, um auf Wache zu ziehen. Ich kündigte ihnen sogleich das Logis in meiner Kiste und richtete ihnen eine eigene Wohnung ein.

XXI. Wache an der Poststation Johnson. Schlangen, Panther, Indianer.

Ich wurde jetzt mit drei Mann nach der Station Johnson kommandirt, um die Poststation zu bewachen. Sie liegt am Main-Concho, fünfunddreißig Meilen vom Fort, besteht aus einem kleinen Haus, von Baumstämmen gebaut, wo wir wohnten nebst einem Mann, der die vier wilden Maulthiere der Post zu versorgen hatte. Dazu gehört noch eine starke Corral für die Thiere. Die Post kam nur zwei Mal die Woche auf dem Wege nach El Paso und zurück; außerdem kam hie und da eine Heerde Vieh, die über die Staked Plains nach New-Mexico und Colorado getrieben wurde, vorbei und deren Papiere ich zu übersehen hatte. — Als ich meine Ordre hatte nach der Station zu gehen, wurde mein Maulthier mit Provision auf vierzig Tage bepackt und wir machten uns auf den Weg; da aber Niemand den richtigen Weg wußte, so gingen wir den Nord-Concho statt den Main-Concho hinauf. Nachdem ich weit genug geritten war, um nach meiner Berechnung gut nach der Station zu kommen, wenn eine solche am Nord-Concho gewesen wäre, machten wir Halt und beschlossen, weil es spät war, die Nacht über hier zu bleiben und dann Morgens in gerader Linie nach dem Main-Concho zu gehen. Wir sattelten ab, ließen die Pferde laufen und da meiner etwas unruhig war, band ich ihm den Kopf herunter an das Vorderbein, daß er nicht laufen konnte. Nicht lange darauf wollte ich ihn fangen, aber er gab es nicht zu, sondern trabte immer weg. Als wir ihn endlich am Ufer des Flusses umringten, ging er ins Wasser. Bald kam er in das tiefe und da sein Kopf herabgebunden war,

hatte er ihn gleich unter Wasser; da bäumte er sich, schnell den Kopf aus dem Wasser werfend. Zur selben Zeit muß ein großer Fisch über den Riemen geschwommen sein, denn beim Aufbäumen warf das Pferd einen siebenpfündigen Cadfisch ans Land, den wir sogleich für das Abendessen herrichteten. Gegen Sonnenuntergang brachten wir die Thiere heim und banden sie beim Lager an, da gerade Tausende von Büffeln auf uns zukamen, nach dem Flusse galoppirend. Wir mußten tüchtig auf die vorderen schießen, damit sie sich theilten und auf beiden Seiten vorbei gingen. Ueber eine Meile fluß- auf und ab war nichts zu sehen, als die schwarze Masse Büffel, die sich in den Fluß gedrängt hatten und jetzt sich das Wasser schmecken ließen. Bald kamen sie wieder heraus und fort ging es im sausenden Galopp über die Prairie. Wir legten uns zur Ruhe, ausgenommen ein Mann, der der Sicherheit halber Wache stehen mußte; denn wir waren auf dem Gebiet der Comanches. Mit Tagesanbruch waren wir nächsten Morgen auf dem Wege, erreichten gegen zwei Uhr Johnson-Station und löften die dortige Wache ab, die sich sogleich auf den Weg nach Fort Concho machte, unsere Pferde mit zurückführend. Wir richteten uns häuslich ein und nun begann ein faules Leben. Den Fluß entlang wuchsen viele Trauben und wilde Pflaumen, von denen wir ausgezeichnetes Mus machten; Büffel, Wild und Fische gab es ebenfalls viele, so daß man nicht den Hungertod zu sterben brauchte; doch wimmelte der Fluß von großen Mocassin-Schlangen, die sehr giftig sind und die dort nach Sonnenuntergang so frech wurden, daß sich keiner von uns im Dunkeln an den Fluß wagte. Klapperschlangen waren ebenfalls auf der Prairie stark vertreten, was uns aber wenig genirte, da sie sich gewöhnlich hören lassen, ehe sie beißen, daher bei weitem nicht so gefährlich sind, wie die Mocassin und Copperhead (Kupferkopf-Schlange). Dieselbe ist kupferfarbig, ein bis zwei Fuß lang, dick mit sehr breitem Kopfe. Ihr Biß ist tödtlich und sie sind besonders in Texas sehr zahlreich, wo es überhaupt an Reptilien und Ungeziefer nicht fehlt. Ich ging Nachmittags angeln und hatte einige ganz schöne Fische gefangen, die ich an eine Weidenruthe gesteckt hinter mir liegen hatte, als ich bemerkte, daß meine Fische langsam in das hohe Gras gingen. Näher zusehend, fand ich eine große Mocassin-

Schlange, die einen Fisch im Rachen hatte und rückwärts kriechend die ganze Geschichte mit fort zog. Ein guter Prügel machte bald ihrem Dasein ein Ende, indeß mochte ich die Fische nun auch nicht mehr essen, nachdem die Schlange sie schon im Rachen gehabt hatte und warf sie weg. Nächsten Morgen vor dem Frühstück ging ich zu sehen, ob ich nicht eine Antilope oder etwelche Hasen für Mittag finden könnte. Ich trug gewöhnlich zum Jagen Mocassins oder Indianerschuhe von Hirschfell gemacht, welche sehr leicht zum Gehen sind und auch kein Geräusch im Gras oder Laub machen, wie Stiefel oder Lederschuhe. Bald sprang ein Haase auf und ich stand zum Schuß fertig, sobald sich die günstige Gelegenheit bieten würde. Als ich so stand, den linken Fuß vorgesetzt, fühlte ich etwas, das sich unter dem Fuße bewegte und wie es schien hervorkommen wollte. Was war mein Erstaunen, als ich hinblickte und den Kopf einer großen Klapperschlange über dem Reihen meines Fußes liegen sah, den Rachen weit aufgesperrt, so daß man den rothen Schlund und die Giftzähne deutlich beobachten konnte. Auf dem zusammengerollten Körper der Schlange war mein Fuß fest gestellt, so daß sie sich nicht rühren konnte, doch spürte ich durch die dünne Hirschhaut, mit welcher Kraft sie arbeitete, um frei zu werden. Mein erster Gedanke war zu schießen, da ich aber durch meinen Fuß hätte schießen müssen, so besann ich mich schnell eines Besseren. Mich mit dem rechten Bein stützend, machte ich einen gewaltigen Satz rückwärts. Die Schlange, sobald ich den Sprung machte, war frei und machte einen Biß nach mir, wobei sie sich der ganzen Länge nach warf, doch zu spät. Ich erschoß sie und schnitt die Klappern ab, deren sie eilf hatte, was sie dreizehn Jahre alt macht; denn sie bekommen erst im zweiten Jahr einen Ring und dann jedes Jahr einen; es gibt welche, die es bis zu fünfundzwanzig bringen, wo sie dann sehr groß sind. Es wurden einige Ziegen auf der Station gehalten, aber ein großer Panther, der sich in der Nähe aufhielt, holte sich hie und da eine davon; trotz alles Wachens konnten wir nie einen Schuß auf ihn bekommen. Blieben wir drei Nächte auf und lauerten auf ihn, so kam er nicht; schliefen wir eine Nacht, so holte er gewiß eine Ziege, wodurch unsere kleine Heerde in drei Wochen bis auf ein Stück zusammenschmolz.

Am Freitag kam die Postkutsche mit ihren vier wilden Maulthieren, und außer dem Postillon noch ein anderer, der weiter die Straße hinauf gehörte. Sie hatten ein Fäßchen Schnaps mit sich und waren daher beide ziemlich betrunken. Während des Essens kamen sie in Streit und ein Duell wurde sogleich vorgeschlagen. Beide gingen vor das Haus, mit Karabinern bewaffnet, um es auszukämpfen, als der eine vorschlug, lieber Pistolen zu nehmen. So wurden die Pistolen geholt und Alles war fertig zum Schießen, als Bobo vorschlug, die Geschichte lieber mit Messern abzumachen. Als die Messer gebracht wurden, fingen sie an zu plaudern und machten plötzlich wieder „gut Freund".

Jetzt wurde angespannt. Die Maulthiere mußten in der Corral mit dem Lasso gefangen werden; dann wurden sie kurz angebunden und geschirrt hinausgeführt und jedes einzelne von einem Mann gehalten. Der Kutscher sitzt während dem Einspannen auf dem Bock, die Zügel festhaltend, bis alles fertig ist; dann ruft er „go". Wir, die die Thiere beim Kopfe halten, springen auf die Seite und mit einem Satze, daß man denkt, sie reißen die Kutsche entzwei, treten sie die Reise an. Ueber Gräben und Steine geht es im wilden Galopp, bis sie sich etwas ausgetobt haben; dann fallen sie in einen Trab, den sie den ganzen Weg beibehalten.

Ich unternahm es eines Nachmittags, zwei von diesen Maulthieren zugleich nach dem Flusse zu führen. Dazu gebrauchte ich für jedes ein langes Lasso. Doch kaum war ich aus dem Corral, als beide Maulthiere sofort durchbrannten. Hätte ich das Seil losgelassen, so wären sie verloren gewesen; daher hielt ich, mit aller Kraft mich stemmend, am Lasso fest und wurde einige hundert Schritte weit geschleift. Als ich einen Baum im Wege bemerkte, raffte ich mich auf, lief mit dem Ende der Seile schnell um den Stamm und brachte die wilden Thiere zum Stehen. Nun band ich sie fest und ging nach dem Hause zurück, um Verstärkung zu holen. Abends brachten wir sie, indem je zwei Mann ein Maulthier führten, glücklich nach der Corral zurück.

Von meiner Station aus mußte die Kutsche vierundsechzig englische Meilen ohne Wechsel bis zur nächsten Station gehen, die am Pecos-Flusse war, da zwischen beiden kein Tropfen Wasser

zu finden ist. — Ich fand ein Rebhuhn-Nest mit Eiern, die ich nahm und unter eine Henne legte, welche sie ausbrütete; in vierzehn Tagen hatte ich neun wundernette kleine Rebhühner, die, sobald sie aus der Schaale krochen, gleich nach allen Richtungen liefen, ohne im geringsten auf das Locken der Henne zu achten, so daß ich genöthigt war, sie in eine kleine Kiste zu thun und als Gefangene zu behandeln. Eines Abends kam der Mexikaner zu mir und sagte, er hätte einen Baum („Turkey Roost"), auf dem wilde Truthühner jede Nacht bei Hunderten schlafen, gefunden. Sobald es dunkel war, machten wir uns auf den Weg, gingen über den Fluß und waren bald auf dem Platze; da aber schwarze Wolken aufgezogen waren, hatten wir nicht genügend Licht, um zu schießen, beschlossen also, die Jagd auf eine feinere Nacht zu verschieben. Der Mexikaner schlug vor, weiter unten über den Fluß zu gehen, um dann desto eher auf offene Prairie zu kommen, wo das Gehen im Finstern besser ist.

So schlugen wir einen engen Pfad ein, der durch das dichte Gebüsch führte. Nachdem wir ein Stück gegangen, kamen wir auf ein offenes Fleckchen. Der Mexikaner schritt voraus, ich hinter ihm, in der Finsterniß herumtappend, als ich plötzlich an Etwas stieß, das mit einem mächtigen Satze über unsere beiden Köpfe hinweg sprang. Camillo sagte: „Carrajo Leon" (Puma) ich sagte ganz leise: „Donnerwetter", und beide machten wir uns aus dem Staube, da bereits das Weinen des Panthers neben uns hörbar wurde, doch aber bei der großen Finsterniß ein Schuß nicht zu wagen war. So kamen wir glücklich nach Hause.

Hie und da kamen kleine Partien Indianer vorbei, die uns aber nicht belästigten; darum ließen wir sie auch in Frieden; doch ging ich immer auf das Dach des Hauses und schwang meinen Hut in der Luft zum Gruße, welches Compliment sie erwiderten, indem sie ihre Schilde schwangen und einen Schrei ausstießen. Es wurden im Monat viele Heerden Vieh vorbeigetrieben; da ich die Papiere zu untersuchen hatte, so ließ ich mir von jeder einen guten zweijährigen Ochsen zum Schlachten geben, so daß es mir nie an frischem Fleisch fehlte. Dabei blieben aus jeder Heerde einige lahm gewordene Thiere zurück, die ich mir ebenfalls zu Gemüthe zog und als mein Eigenthum erklärte.

Als mein Monat zu Ende war, wurden wir von Negertruppen abgelöst, die einige Tage darauf ihre Pferde auf folgende Weise verloren. Sie banden dieselben beim Grasen den Tag über ein gutes Stück vom Hause weg an und ließen einen Mann Wache dabei. Eines Morgens hatte der Neger sogar seine Waffen zu Hause gelassen und saß ruhig im Grase, als ein Trupp Indianer daherkam, welche ganz gemüthlich die Stricke losschnitten und sich die Pferde aneigneten. Der Neger, der nicht wußte, was er thun sollte, ergriff das Pferd eines nahestehenden Indianers beim Zügel, um es festzuhalten, bis Hilfe käme. Damit war aber der Herr Indianer nicht einverstanden, sondern schoß dem Neger eine Pistolenkugel in das Sitzfleisch, worauf dieser furchtbar heulte; die Indianer aber ritten fort mit den erbeuteten Pferden. Warum sie den Neger nicht getödtet und skalpirt, kann ich heute noch nicht begreifen.

XXII. Ablösung. Flanigan's Gefecht mit Indianern. Wie man in Texas Neger begräbt. Prairie-Ratten. Verkleidete Indianer. Ueberfall der Post durch Indianer.

Als ich zurück nach Fort Concho kam, bezogen wir ein großes Haus als Compagnie-Quartier, wo die Flöhe eine furchtbare Größe erreichten, so daß ich einen an einer Kette bei meinem Bette befestigte, welcher als Wachthund Dienste that und die kleinere Art nicht beikommen ließ.

Bald mußten wir wieder für einige Tage nach Indianern, die Kiowa Springs angegriffen und sechzig Maulthiere genommen hatten, umschauen. Dort ist nämlich eine kleine Schnapshütte, von einem alten Manne, Flanigan, bewohnt, der allerhand Kleinigkeiten, wie Tabak, Schnaps, Zündhölzer, Mehl, Speck 2c. zu verkaufen hat. Dabei ist es viele Meilen weit das einzige Wasser und wird deshalb von Frachtzügen und Reisenden zum Halteplatz gemacht. Diese Nacht campirte ein Wagenzug, mit Brettern für Fort Concho geladen, gerade vor Flanigans Thüre. Die Maulthiere waren alle an den Wägen festgebunden, die Treiber (Fuhrleute) hatten ihr Bett von den Wägen weg ins Gebüsch gemacht, außer einem Mexikaner, der in seinem Wagen

schlief. In der Stille der Nacht kamen ungefähr ein hundert Indianer, deren Gebiet in Mexiko liegt, geschlichen und fingen an, in aller Ruhe die Maulthiere loszuschneiden. Der Mexikaner im Wagen hörte sie, gab den Allarm und wurde für seine Mühe sogleich getödtet und skalpirt; doch war Alles wach geworden und der Kampf begann. Die Fuhrleute, von ihren Wägen abgeschnitten, mußten sich vor der Uebermacht ins Gebüsch zurückziehen. Flanigan, der viele Waffen im Hause hatte und immer betrunken war, eröffnete Feuer und bald wurde das Haus stark angegriffen. Flanigan ließ sich jedoch nicht stören; er hatte eben zwei Häuptlinge vor der Thüre erschossen; als die Indianer hervorsprangen, um sie wegzutragen, sprang auch Flanigan zur Thüre hinaus, ergriff einen der todten Häuptlinge beim Kopf, zog ihn schnell ins Haus und fing dann mit doppelter Wuth den Kampf aufs Neue an. Die Fuhrleute hatten sich wieder hergemacht und eröffneten von der Seite ein tödtliches Feuer auf die Indianer, die sich bald zurückzogen, die noch lebenden Maulthiere mitnehmend; denn etliche dreizehn lagen todt umher, während des Kampfes erschossen. Auch verloren die Indianer viele Krieger; da sie aber ihre Todten immer mit fortnehmen, so kann man ihren Verlust nur beiläufig schätzen. Flanigan scalpirte seinen Häuptling, nahm seine Waffen und schleppte den Körper hinaus, wo ihn seine Schweine bald auffraßen; darauf feierte er den Sieg mit einem Fäßchen Schnaps derartig, daß, als wir nächsten Tag dort anlangten, wir ihn im Hofe liegend fanden in einem heftigen Anfall von Delirium tremens. Nachdem wir zehn bis zwölf Eimer Wasser über ihn gegossen, kam er zu sich; dann trugen wir ihn ins Haus, wo er den Scalp am Fenster in der Sonne zum Trocknen hängen hatte, und verließen ihn.

Wir ritten einhundert englische Meilen in zwei Tagen, was unsere neuen Rekruten, die das Reiten nicht gewohnt, für acht Tage unzurechnungsfähig machte, mußten aber, da die Indianer in mexikanisches Gebiet übergegangen waren, die Verfolgung aufgeben. Drei Mann, die zur Bewachung der Station Kiowa Springs da waren, fand man am Morgen nach dem Kampfe vier Meilen von der Ranch auf einem großen Eichbaum sitzend, wo sie sich sicherer hielten, als auf dem Kampfplatz.

Da in der Nähe des Lagers ein alter Neger gestorben war, der allein gelebt, weder Freunde noch Angehörige hatte und doch begraben werden mußte, so wurden einige von unseren Sträflingen unter Wache hingeschickt, um das Nöthige zu besorgen. Es hatte ihm Jemand ein neues Hemd und Unterhosen angezogen, doch war ihm während der Nacht von den Ratten die Nase total abgefressen worden, so daß der alte schwarze Kerl ganz eklich aussah. Als Brethen, einer der Sträflinge, die neue Wäsche an dem Neger sah, erinnerte er sich, daß die seinige alt und schmutzig war, ging gleich an die Arbeit und tauschte Unterkleider mit dem todten Neger. Nachdem sie ihn hinausgetragen, fanden sie, daß es zu viel Arbeit koste, um ein Loch groß genug für den Sarg zu graben, nahmen daher den Leichnam heraus, verkauften die Bretter des Sarges für eine Flasche Schnaps und scharrten den Todten in etwas losen Sand ein, wo ihn während der Nacht die Wölfe und Coyotes wieder ausgruben und verzehrten.

Die Jungen brachten wieder einen kleinen Bären herein und übergaben ihn mir zur Erziehung; auch hatte ich kurz zuvor einen jungen Wolf bekommen, der schon ganz zahm im Lager herumspazirte, wurde mir aber ein Jahr später, da er nächtliche Visiten in Hühnerhäusern anstellte, erschossen. Auch kamen eines Nachmittags bei einem fürchterlichen Sturm zwei Rebhühner in das Haus spazirt, die ich sogleich fing, einsperrte und fütterte. Nach vier Tagen ließ ich sie wieder heraus, sie gingen aber nicht mehr fort, sondern blieben im Hause, fraßen Jedem aus der Hand und flogen bei schönem Wetter oft meilenweit in die Prairie, kehrten aber regelmäßig nach Hause zurück, bis einer bei einem solchen Ausflug vom Geier aufgefangen wurde, worauf das andere nicht mehr fraß, fortwährend lockte und nach einigen Tagen verschwand.

Unsere Pferde wurden jeden Tag einige Meilen vom Lager auf die Weide getrieben und es kam an mich zwei Mal die Woche die Reihe, mit 3 Mann an Heerde zu gehen, wo ich mich den Tag über amüsirte mit Rattenfangen, Schlangentodtschlagen und andern naturwissenschaftlichen Künsten. Es gibt in Texas und in Süd-Amerika eine Ratte, die etwas größer wie die europäische Ratte ist, kürzern Schwanz hat und einen kurzen Kopf, der mit Backentaschen ver-

sehen ist. Sie bauen ihr Nest hauptsächlich unter großen Cactuspflanzen, deren Blätter ihnen zur Nahrung dienen. Ihr Nest besteht aus einigen Gängen in der Erde, worauf ein zwei bis drei Fuß hoher Haufen von trocknem Holz, Knochen, Steinen und was sie sonst noch finden können, gebaut ist. Man findet oft Sachen darauf, welche herzuschleppen eine sehr große Kraft beansprucht, die man bei einem so kleinen Thiere nie suchen würde. Da es in Texas sehr viele Nußbäume gibt, ja sogar ganze Waldungen davon, so sammeln diese Thiere im Herbst die abgefallenen Nüsse und wir haben schon einen Wassereimer voll in einem einzigen Neste gefunden; darunter wird man auch nicht Eine schlechte finden, welche sie ganz genau kennen und liegen lassen.

Als sich einer von unseren Leuten, der sehr betrunken war, unter einen Baum legte und den Schlaf des Gerechten, d. h. wie ein Mann, der für seinen Schnaps bezahlt hat, schlief, krochen ihm einige Mücken in die Nase, wo sie ihre Eier legten; die Würmer fraßen sich in sein Gehirn hinein, so daß er gegen Abend bereits wahnsinnig wurde und trotz aller Bemühungen des Arztes in vierundzwanzig Stunden starb.

Büffel waren jetzt sehr zahlreich in der Nähe des Forts und beinahe jeden Tag gingen Jagdzüge hinaus und kehrten mit großen Ladungen Fleisch zurück. Eine Partie von fünf Mann machte sich einmal auf den Weg, einen einspännigen zweirädrigen Wagen mitnehmend, um darauf das Fleisch heimzubringen. Kaum waren sie fort, als eine andere Partie sich fertig machte, deren Vorsatz war, jener auf dem Heimwege Nachts aufzulauern und sie, als Indianer verkleidet, anzugreifen; dabei wurde vorausgesetzt, daß beim ersten Feuer und Kriegsgeschrei die erste Partie die Flucht ergreifen und ihren Wagen stehen lassen würde, welchen dann die Scheinindianer im Triumph nach Hause zu bringen gedachten.

Es war gegen acht Uhr Abends, als der Jagdzug langsam im dichten Walde daher fuhr, den Ufern des Nord-Concho entlang, wo es schon ganz finster war, als auf einmal von dem Gebüsche her das Kriegsgeschrei der Comanches ertönte und ein Kugelregen über ihre Köpfe dahinsauste. Anstatt nun davonzulaufen, wie das Programm es hatte, sprangen die Jäger vom

Wagen, nur einen Mann zurücklassend, der das Pferd zu halten hatte, und gingen im Sturmlauf auf das Dickicht los, einen solchen Kugelregen hineinwerfend, daß unsere Indianer beinahe den Hals brachen, um ihr Leben zu retten. Einer sprang in den Fluß und schwamm ein Stück weit, wobei er seinen Hut verlor; ein Anderer zog seine Stiefel aus und warf sie weg, um schneller laufen zu können; ein Dritter verlor in der Eile die Richtung, lief die ganze Nacht in der Wildniß herum und erreichte das Camp erst am nächsten Tage. Kurz, sie erlitten eine große Niederlage und durften nur froh sein, daß sie mit heiler Haut davongekommen, mußten aber noch oft schlechte Witze über ihren Angriff hören.

Da die Compagnie sehr viel Speise-Abfälle hatte, wurde beschlossen, eine Anzahl Schweine damit zu mästen. Ein Trupp ging fort und kehrte bald mit einem Dutzend Schweine, die sie gekauft, zurück. Der Wagen wurde nach dem Schweinestalle gefahren und das Ausladen begann, woran die ganze Compagnie theilnahm. Da die edlen Thiere aber sehr mager und total wild waren, gingen einige derselben durch. Ein Wettrennen über die Prairie, wie wir es nach diesen Schweinen hatten, sieht man nicht oft; einem liefen wir fünf Meilen weit nach und dann kam es noch durch. Wir verloren ungefähr vier Stück trotz allem Laufen, doch in kurzer Zeit vermehrten sich die übrig gebliebenen so stark, daß wir jede Woche ein paar fette Schweine schlachten konnten, und als wir Fort Concho verließen, verkauften wir noch zweihundert Stück.

Eines Tages mußten wir alle unsere Schimmel hergeben und bekamen dagegen Fuchsen und Rothschimmel, um die Pferde einer Compagnie so einfarbig wie möglich zu haben. Ich mußte daher mein gutes Pferd „Tom", das ich so lange geritten, abgeben, welches dann unser Hauptmann für sich selbst kaufte. Doch hatte ich das Recht der ersten Wahl bei den neuen Pferden. Ich suchte mir einen großen Fuchsen, der ein sehr gutes aber störrisches Pferd war. Schon beim ersten Beschlagen schlug er den Hufschmied derartig auf den Mund, daß er einige Zähne dabei verlor und ihm nicht mehr nahe ging, so daß ich ihn immer selbst beschlagen mußte.

Jeden Sonntag hatten wir Inspection zu Pferd, was allerliebst mit anzusehen war; denn da die Pferde nicht daran gewöhnt waren und auch die Mannschaft sich nur selten in voller Uniform bewegte, so ging es besonders mit dem Aufsitzen etwas hart her. Sobald das Commando gegeben und das Säbelgeklapper begann, wurden die jungen Pferde unruhig, fingen an zu springen und sich zu bäumen, so daß das Aufsteigen mit großen Schwierigkeiten verknüpft war. Wenn einem nicht gewandten Reiter der Säbel dabei zwischen die Beine kam und der Carabiner das Pferd an der Seite berührte, so wurde er gewöhnlich abgeworfen, besonders wenn sich gute Freunde zudem das Vergnügen machten, die Pferde der Rekruten mit Sporen oder Säbel etwas aufzustacheln.

XXIII. Nach San Antonio. Pferde-Transport. Stinkthier. Fort Griffin. Wie man einem Büffel den Hals abschneidet. Erinnerungen an Johnson-Station.

Wenn die Post durchkam, mußte ein Mann als Escorte mitfahren, da die Kutsche auf dem Wege zuweilen von Indianern angegriffen, nur zu oft genommen, und Kutscher und Passagiere massacrirt wurden. Diesmal ging mein Freund Charles B. mit als Escorte, und ritt, wie immer, auf dem Bock mit dem Kutscher, während ein Anderer in der Kutsche saß, als sie in der Nähe von Johnson-Station, gerade bei Sonnenuntergang, einen Trupp Comanches über einen Berg herab auf sie zusprengen sahen. Nun begann ein furchtbarer Wettlauf. Die vier wilden Maulthiere, von dem Kriegsgeschrei der Indianer ganz wild gemacht, gingen über die Straße wie der Wind, auf beiden Seiten und hinter der Kutsche sprengten die Indianer, ein heftiges Pistolenfeuer unterhaltend und Pfeile in allen Richtungen durch den Wagen schießend. Der Escort in der Kutsche lag, von fünf Kugeln und einigen Pfeilen durchbohrt, auf dem Sitz. Charley unterhielt ein tödtliches Feuer, während Bobo vollauf zu thun hatte, die Maulthiere zu dirigiren. Wie sie sahen, daß es unmöglich war die Post zu retten, lenkte Bobo die Thiere in ein dichtes Gebüsch. Die Männer sprangen ab, rissen aber doch schnell die Thüre auf,

um ihren Kameraden zu retten, fanden ihn aber todt; dann eilten sie durch das Gebüsch, hie und da den verfolgenden Indianern einen Schuß gebend, und entkamen endlich in der Dunkelheit. Nachdem sie etwa fünfzehn Meilen zurückgelegt, stießen sie auf eine Gesellschaft Jäger, mit denen sie nach dem Fort zurückkehrten. In aller Frühe sattelten wir und ritten nach dem Kriegsschauplatz, wo wir den Leichnam unseres Kameraden scalpirt und furchtbar verstümmelt fanden. Wir legten ihn in eine Ambulanz und brachten denselben nach Fort Concho zur Beerdigung. Der hintere Theil der Kutsche war so von Kugeln durchlöchert, daß man ihn für ein Sieb halten konnte, und die andern Theile waren nicht viel anders. Die Indianer hatten die Maulthiere mit fort genommen, sämmtliche Briefe zerfetzt und auf die Prairie gestreut, kurz, zerstört, was sie zerstören konnten.

Am Flusse Concho waren große Abhänge mit überhängenden Felsen, die oft Höhlen bildeten, in welchen sich eine Colonie Mexikaner ansiedelte, die nichts arbeiteten, nur hie und da ein Stück Vieh schlachteten und von dem Fleische lebten. Ich hatte mit der Post über die Staked Plains nach Fort Stocton (Comanche) zu fahren. Statt der großen Kutsche hatten wir diesmal ein kleines zweispänniges leichtes Wägelein, buckboard genannt, und fuhren wohlgemuth unseres Weges.

Als wir um elf Uhr Nachts in der Nähe vom alten Camp Charlotte waren, sah oder dachte Bobo, der Kutscher, er sehe Indianer durch das Gebüsch sprengen und brachte die wilden spanischen Maulthiere in einen rasenden Carrière. Ich hatte meinen Carabiner auf dem Schoos, fertig für Alles, was kommen wollte; mein Revolver war in seiner Scheide am Gürtel und Bobo's Carabiner stand zwischen uns, als wir in einer Schlucht mit einem Rad gegen einen Felsen stießen, wodurch der Wagen beinahe umgeworfen wurde. Ich flog bei dem Stoße in die Höhe und fand mich auf den Steinen in der Schlucht sitzen, wohin ich nicht sehr sanft geflogen war. Meinen Carabiner hatte ich noch in der Hand, der Bobo's war dicht neben mich gefallen; so war ich mit Waffen wohl versehen, doch Bobo mit der Kutsche war fort. Ich nahm die beiden Carabiner und zog mich neben der Straße ins Gebüsch zurück, alle Augenblicke eine Bande Indianer

erwartend, welche aber nicht kamen. Die Situation war unangenehm und ich fürchtete, daß Bobo, um die Post zu retten, mich für die Nacht wenigstens im Stich lassen würde, doch hatte ich mich angenehm getäuscht, denn nach etwa zwanzig Minuten hörte ich die Post die Straße herunter donnern und bald darauf Bobo's Stimme vorsichtig mir zurufend. Ich gab ihm ein Zeichen, er fuhr um mich herum und ich kletterte im Fahren in den Wagen, denn man kann die Maulthiere zwischen Stationen nicht zum Stehen bringen. Bobo war einige Meilen gefahren, ehe er die halsstarrigen Thiere wenden und zu mir zurückkehren konnte. Bald waren wir auf hoher, mehr offener Prairie, wo man einen plötzlichen Ueberfall nicht so sehr zu fürchten hatte; wir erlaubten uns daher unsere Pfeifen anzuzünden und unser Kriegsgeschrei auszustoßen, zum Hohn der zurückgebliebenen Verfolger.

Nach meiner Zurückkunft in Fort Concho wurde ich kommandirt, mit einer Truppe nach San Antonio zu gehen, um eine Heerde frisch eingekaufter Pferde, die nach Fort Stocton gehörte, herauf zu bringen. Wir ritten sofort über Kikapooh und Kiowa Springs, wo wir eine Nacht beim alten Krieger Flanigan zubrachten; dann über Fort Mc. Kavett, San Saba nach dem jetzt verlassenen Fort Mason, über Rock Springs, Cold Springs nach Fredriksburg, von da nach Börne und San Antonio, wo wir einige Tage blieben. Die Entfernung von Fort Concho nach San Antonio ist ungefähr vierhundert engl. Meilen.

Wir fanden die Pferde in einem sehr schlechten Zustande, da sie während des Ankaufs, der etwa drei Monate dauerte, in einer großen Corral gehalten wurden, wo sie nur schlechtes moosiges Heu bekamen, was junge Pferde, die ihr ganzes Leben im frischen Gras gelaufen, weder fressen noch vertragen können. Sie waren deshalb in einem so elenden Zustande, daß wir jeden Morgen eine Anzahl aufheben und ihnen auf die Beine helfen mußten. Wir ritten nicht über fünfzehn Meilen per Tag, weil die Pferde gerade so langsam über die Prairie getrieben wurden, so daß sie den ganzen Weg grasen konnten; gleichwohl ließen wir jeden Tag neun bis zehn Stück zurück, die nicht mehr laufen konnten. Dabei waren sie doch so wild, daß man keinem nahe kommen konnte. In Fredriksburg trieben wir sie in eine Corral, wo wir Heu

fütterten. Geht man in die Corral, so drücken sie sich alle zusammen wie Schaafe. Beim Füttern ging ich hinein, um Heu zu vertheilen, als ein ganz elend aussehendes Pferd mit offenem Maule auf mich zulief, sich dann schnell wandte und mit beiden Hinterfüßen zugleich ausschlug. Es geschah so schnell, daß ich nicht aus dem Wege kommen konnte; es traf mich auf beide Kniee so, daß man es krachen hörte und ich mich setzen mußte. Ich zündete meine Pfeife an und betrachtete den Schaden. Es war nichts gebrochen; doch konnte ich drei Tage nicht ohne Hilfe aufs Pferd steigen.

Jeden Morgen hatten wir einige schwache Pferde aufzuheben, die, sobald man ihnen auf die Beine geholfen, nach einem schlugen. Von vierhundert Stück brachten wir ungefähr zweihundert und fünfzig nach Fort Concho, wo man sie eine Woche ausruhen ließ und dann weiter beförderte nach Fort Stockton. Die erste Nacht vom Fort weg hatten sie eine große Stampede, wo sämmtliche Pferde davon liefen; es dauerte zehn Tage, bis man sie wieder beisammen hatte, worauf sie ohne weiteren Unfall, außer dem täglichen Verlust der zurückgelassenen, nach Fort S. transportirt wurden.

Im Fort Concho wurde alles Brod für das ganze Lager in der Postbäckerei gebacken. Sie hatten eben neunhundert Laib Brod für den nächsten Tag fertig und auf die Rahmen geschlichtet, als ein Stinkthier seine Erscheinung im Vorrathszimmer machte. Da sie es gegen seinen Willen hinausjagten, ließ es aus Rache eine Portion seines äußerst kräftigen Gestankes zurück, der sich so in Alles hineinzog, daß sämmtliche neunhundert Laib Brod nebst anderen Vorräthen nicht mehr genießbar waren und weggeworfen werden mußten. Es wurde jetzt viel exerzirt im Lager und wir hatten nicht viel freie Zeit, außer am Abend, wo wir ein Amateur-Theater, in welchem auch Offiziere mitspielten, hatten; auch wurde viel getanzt und komische Gesänge zum Besten gegeben.

Ich mußte aber bald wieder hinaus auf die Prairie; ich hatte nämlich mit einigen Mann nach Fort Griffin zu gehen. Guten Muthes traten wir die Reise an. Wir nahmen den wohlbekannten Weg über das alte Fort Chatburn und Phantom Hill

und erreichten Fort Griffin ohne Unfälle. Auf dem Rückweg hatten wir vier Wägen, zehn Mann Infanterie und einen jungen Offizier, Lieutenant M., dabei, der sehr gern jagte; da gab's viel Spaß auf dem Heimweg. Schon bei der ersten Heerde Büffel hatten wir eine große Jagd; da ging mein Pferd, nachdem die Kurbkette am Zaume gebrochen war und ich es nicht mehr halten konnte, mit mir durch, gerade durch die Heerde Büffel, und ich konnte weiter nichts machen, als auf meine Beine Acht geben in dem Gedränge, bis ich endlich vorn an der Spitze der Heerde herauskam und auf die Seite bog.

Wäre mein Pferd gefallen, so würde ich von der Heerde so in den Boden getrampelt worden sein, daß man mich nie wieder gefunden hätte. Nächsten Tag trafen wir auf einen alten Büffelochsen, der ganz allein war, und der, nachdem wir ihn verschiedene Male geschossen, stehen blieb; wir konnten ihn nicht zum Fallen bringen. Da sagte ein junger dummer Kerl: „Wenn ich nur ein Messer hätte, würde ich ihm den Hals abschneiden, denn er ist schon lange todt, kann aber nicht fallen." Ich konnte das Lachen kaum verbeißen, als ich ihm mein Messer reichte, um einem lebenden stehenden Büffel den Hals abzuschneiden. Der Bull mußte ziemlich schwer verwundet sein, als der Junge auf ihn zuging, denn er rührte sich gar nicht, doch konnte ich seine Augen glühen sehen. Nun faßte ihn der Junge mit der linken Hand beim Horn, fing an seinem Halse mit dem stumpfen Messer zu sägen an und noch rührte sich das Thier nicht. Als nun aber das Messer die dicke Haut durchdrang, da brüllte er so, daß die zwei Pferde, die ich beim Zügel hielt, sich bäumten und fortliefen, wobei sie mich ein ganzes Stück schleiften, ehe ich sie zum Stehen bringen und wieder aufspringen konnte. Der Büffel ging nun auf meinen Jungen los, der das Messer wegwarf, eiligst zu laufen begann und fortlief, bis er in einen Dornbusch fiel und sich noch recht zerstach. Er war schneeweiß vor Angst geworden, denn er hatte wirklich geglaubt, daß der Büffel todt gewesen und war daher tüchtig erschrocken, als der alte Kerl noch so viel Leben zeigte.

Einige Tage darauf waren wir hinter den Wägen zurückgeblieben und hatten einige Truthühner, die wir neben dem Flusse

Brazos auf offener Prairie erwischt, zu Pferde niedergerannt. Diese Thiere kommen, wenn sie ein Stück geflogen, zum zweiten Male auf ebenem Boden nicht wieder in die Höhe und müssen ihr Glück mit Laufen probiren, wo man sie dann zu Pferde einholen kann. — Als wir wieder bis auf fünfhundert Schritt mit den Wägen aufkamen, zog eine große Heerde Büffel daher, die gerade zwischen uns und den Wägen über die Straße galoppirte. Alles sprang von den Wägen und lief zurück, und da sie nicht wußten, daß wir hinter der Heerde waren, schossen sie geradewegs durch die Heerde die Straße hinab, so daß die Kugeln aus den langen Infanteriegewehren nur so um uns her pfiffen. Lieutenant M., der neben mir ritt, erhielt eine Kugel durch das Hosenbein, eine andere schmiß den Sand zwischen meines Pferdes Füßen in die Höhe, kurz, es wurde unangenehm und ich konnte es nicht länger aushalten, sondern feuerte ein paar Kugeln unter die Infanterie, deren Pfeifen sie bald zur Besinnung brachte, dann stellte sie das Schießen ein. Die Maulthiere an den Transportwägen, wovon jeder mit sechs bespannt war, wurden durch das Schießen und Rennen der Büffel, von denen einige zwischen den Wägen hindurchliefen, scheu gemacht, und da Niemand auf sie Acht gab, gingen sie mit den Wägen im Galopp davon, hinter den Büffeln her. Es war ein schönes Panorama: die große Heerde Büffel über die Prairie galoppirend, mit vier sechsspännigen Transportwägen wie wild dahinter her. Wir sprengten ihnen gleich nach, holten sie, da sie in einen Trab verfallen, bald ein, und brachten sie zurück auf die Straße, wo wir die Infanterie erst noch recht ausschimpften. Nach einer vierzehntägigen Abwesenheit kehrten wir nach Fort Concho zurück.

Am nächsten Tag ging ich mit meinem Freunde Hood auf die Jagd nach jungen Eichhörnchen. Wir fanden ein Nest mit drei beinahe ausgewachsenen Jungen, welche in die Menagerie eingereiht wurden. Ich hatte auch einige ground sqirrels (gefleckte Eichhörnchen), die ihre Löcher in der Erde haben, von gleicher Größe, und steckte sie zusammen in einen Käfig, wo während der Nacht die Erdeichhörnchen eines der anderen tödteten und ihm den ganzen Kopf wegfraßen. Einige Tage darauf gingen wir zu einer Prairiehund-Wohnung und gossen neun und neunzig Eimer

Wasser hinein, worauf dann sämmtliche Bewohner, zwei alte und drei junge, ziemlich naß herausspazierten. Wir trugen sie heim und in einigen Tagen wurden sie zahm.

Auf den Staked Plains ist ein Wasserloch (China pawns), an welchem sich die zwei El Paso-Postkutschen begegnen; weil sie eine lange Strecke Weges ohne Wasser vor sich haben, so halten sie da miteinandrr, um die Thiere zu füttern. Sie hielten wieder hier an, wie gewöhnlich, jede Kutsche hatte ihren Mann Escort, und der Postagent Spears, ein vollendeter Western-Mann, war ebenfalls dabei, während eine große Negerin der einzige Passagier war. Als sie nun da rasteten, zeigten sich einige Indianer hinter einem Hügel und einer der Escorts, ein Infanterist, der erst vom Osten herausgekommen war und noch nie Indianer gesehen hatte, wollte sich auf den Hügel schleichen, um sie in der Nähe zu beobachten. Obwohl ihm Alle abriethen, ging er doch hinaus, war aber kaum auf dem Hügel angekommen, als eine große Rotte Indianer, die von der andern Seite ihn beobachtet hatte, Feuer auf ihn gab. Er fiel mit einem Pfeil durch den Fuß geschossen, was ihn zum Stehen unfähig machte. Spears rief ihm zu, er solle nach der Kutsche hinkriechen, was er auch that, während Spears und der andere Escort seinen Rückzug deckten. Spears, der einer der besten Indianer-Kämpfer in Texas ist, schoß in diesem Gefecht mit eigener Hand sieben Comanches und obwohl Alle ihre Schuldigkeit thaten, hatten sie doch seiner Kaltblütigkeit ihr Leben und die Rettung der beiden Posten zu verdanken. Die Negerin, die bei dem Geschrei der Comanches ganz außer sich geworden, hatte sich unter die Kutsche geflüchtet und ihre sämmtlichen Kleider über den Kopf gezogen, weil sie dachte, so lang sie nicht sehen kann, könnte sie auch nicht gesehen werden. Die Thiere waren jetzt angespannt und die beiden Kutschen machten sich auf den Rückweg, die Angriffe der Indianer, welche ihnen fünf Meilen folgten und ein rennendes Gefecht unterhielten, glänzend zurückschlagend. Auf Johnson-Station, wo man sich ausruhen konnte, wurden die Verwundeten verbunden.

Während ich in Johnsohns-Station war, ging einmal das Heu aus, so daß man die Maulthiere an lange Seile im Freien binden mußte, um ihnen Gelegenheit zu geben, etwas Gras zu

fressen. Der Mexikaner, der das zu besorgen hatte, band sie an kleine Sträucher, welche die wilden Maulthiere bald abbrachen; als ich gegen elf Uhr hinaussah, waren sie verschwunden. Ich rief sogleich den Mexikaner, welcher sich eine Flasche Wasser füllte, seinen Karabiner nahm und fortmarschirte, den Spuren der Maulthiere nach. Der Nachmittag verging und Camillo war noch nicht zurück. Am Abend kam die Post und noch keine Maulthiere da. Nachdem gegessen war, wurden die Maulthiere, da die Post fort mußte, um ihre Verbindungen einzuhalten, dieselben, welche soeben erst fünf und dreißig Meilen gelaufen waren, wieder angespannt, um die lange Strecke von vierundsechzig Meilen zurückzulegen. Sie hatten daher über hundert Meilen zu machen ohne Rast und thaten es doch mit Leichtigkeit. Die Nacht verging, es wurde Morgen und Mittag und noch war kein Camillo da, so daß ich fürchtete, er sei von Indianern getödtet worden. Ich schickte daher zwei meiner Leute aus, um in den Bergen zu rekognoszirén, denn alle mit einmal durften wir die Station nicht verlassen. Am Abend kamen sie unverrichteter Sache wieder zurück und bei Sonnenuntergang machte ich mich selbst fertig, um eine Tour in die Hügel zu machen, als plötzlich Camillo, die Maulthiere vor sich hertreibend, erschien. Zwischen uns fünf brachten wir sie glücklich in die Corral, worauf ich dem Mexikaner zu Essen geben ließ; doch ehe er seine Mahlzeit beendet, schlief er vor Erschöpfung ein. Wir legten ihn auf sein Bett und er erwachte erst am nächsten Nachmittag. Er war nämlich der Spur gefolgt, hatte die Maulthiere gefunden; da sie aber wild, konnte er ihnen nicht nahe kommen; so fing er an, ihnen zu folgen den ganzen Nachmittag, die Nacht und den nächsten Tag, ohne ihnen Zeit zum Stehen zu geben, bis es die Maulthiere selbst nicht mehr aushalten konnten und sich gegen Abend heimtreiben ließen. — Er hatte natürlich während der ganzen Zeit keinen Bissen gegessen und mußte fortwährend gehen; denn hätte er die Thiere einen Augenblick stehen lassen, so hätten sie sich ausgeruht und er hätte sie nie mehr bekommen.

XXIV. Nach Indianern. Wildes Vieh. Leben im Fort Concho. Mexikanische Räuber als Indianer.

Wir gingen jetzt wieder an einen Scont den Fluß Colorado hinauf und streiften einige Wochen in den Bergen umher. Da unser Fleisch alle wurde, ging ich mit Higgins hinaus, um ein Stück wildes Vieh zu schießen. Bald fanden wir eine große Heerde und schossen ein gutes fettes Thier. Als es aber brüllte, wie Higgins ihm den Hals abschnitt, so kam die ganze Heerde daher galoppirt und sobald sie das Blut rochen, mußten wir ins Gebüsch flüchten. Sie stampften die Erde, brüllten und warfen Sand mit Hörnern und Füßen in die Höhe. Unsere Carabiner lagen auf dem freien Platz, wo wir sie abgelegt hatten, um den Stier zu zerlegen; wir konnten sie nicht bekommen, denn sobald sich einer von uns zeigte, ging die ganze Heerde auf ihn los. Nun schickte ich H. im Gebüsche herum auf die andere Seite. Als er sich da sehen ließ, ging das Vieh sofort auf ihn los. Sobald sie mir den Rücken gewandt, lief ich hinter ihnen zu den Gewehren, nahm sie an mich und lief wieder ins Gebüsch zurück, wo unsere Pferde angebunden waren. Ich stieg auf und ritt hinüber, wo H. hinter den Bäumen herumlief, gab ihm sein Pferd und wir machten uns auf den Weg; denn wenn einmal wildes Vieh Blut gerochen, läßt man es lieber allein. Ich habe öfter gesehen, daß ein Stück Vieh, das irgendwie Blut an sich bekommen, von der ganzen Heerde verfolgt, getödtet und zusammengetreten wurde.

In Fort Concho fing es auch an, wieder etwas lebhafter zu werden, denn es wurden in einer Nacht zwei Mann erschossen und einer erstochen, während sonst gewöhnlich nur ein Mann per Nacht erschossen ward. Wir mußten jede Nacht über den Fluß an Patrouille gehen; kam an mich die Reihe, so führte ich die Patrouille zu Eisenstein, wo wir uns Pfannenkuchen backen ließen und Milchpunsch dazu tranken. Jetzt wurden unserm Nachbar Tankersley etwa fünfhundert Stück Vieh gestohlen; also gingen wir dreizehn Mann stark nebst H. Tankersley auf die Verfolgung der Räuber aus. Am zweiten Tag schon kamen wir nach der Nordfork des Colorado, wo wir die Heerde am Flusse sahen und sogleich darauf los galoppirten. Kaum in die Nähe des Ge=

büsches gekommen, wurden wir mit einer Salve und dem Kriegsgeschrei der Indianer empfangen, was uns um so schneller gehen machte, denn wir wußten jetzt, daß wir einmal Feinde getroffen, die uns schon viel zu schaffen gemacht. In zehn Minuten war das Gefecht zu Ende. Fünf Indianer lagen todt im Gras und zwölf waren entkommen, ihre Pferde und Equipments zurücklassend. Die Gefallenen wurden scalpirt. Tankersley hatte noch einen gefunden, der auf dem Gesichte lag und ging hin, um ihn ebenfalls seines Hauptbaares zu berauben. Als er sich bückte um ihn beim Schopf zu packen, schoß der Kerl, der nur verwundet und auf seinem Gewehr gelegen war, auf Tankersley, daß ihm die Kugel durch den Hut ging und etwas Kopfhaut mitnahm. Dieser steckte ihm gleich die Pistole hinter das Ohr, um ihm das Lebenslicht auszublasen, als der Gefangene auf Spanisch für sein Leben zu bitten anfing und erklärte, daß er Mexikaner sei, worauf ihn Tankersley zum Gefangenen machte. Es stellte sich heraus, daß die ganze Bande Mexikaner von Puerta Luna (New-Mexico) waren, die in ihrer Verkleidung als Indianer schon Jahre lang das Geschäft des Viehstehlens betrieben hatten. Von dem Gefangenen lernte man vieles, was sich später als nützlich erwies zur Verfolgung und Auflösung dieser Gesellschaften, welche ganze Lager in den Bergen hatten und die wir seiner Zeit alle einfingen. Wir traten unsere Rückreise mit dem gestohlenen Vieh, zwanzig Pferden, Sätteln, Decken, Lassos u. s. w. an, erreichten glücklich unser Fort Concho wieder, wo wir Ordre bekamen, nach Fort Richardson (Jacksboro) zu gehen. Während wir auf Transportation (Wägen von San Antonio) warteten, kamen die Indianer wiederum in die Umgegend, und eine Abtheilung unserer Leute, die auf ihre Verfolgung ausging, fand drei Neger, die sie am Salt creek (Salzfluß) getödtet und scalpirt hatten; stießen aber kurz darauf auf die Indianer, von welchen sie drei tödteten und einen jungen Kerl gefangen nahmen, der ein Mexikaner war. Er war in Chihuahua (Mexiko) geboren, wo die Comanches seine Eltern und Geschwister massacrirt und ihn als sechsjährigen Knaben mit fortgeschleppt hatten. Er wurde damals einer alten squaw (Frau) übergeben, welche ihn aufzog und als er groß genug war, wurde er zum Pferdehüten und andern Arbeiten verwendet und in den letz-

ten Jahren nahmen sie ihn zwar auf ihre Raubexpeditionen mit, behielten ihn jedoch stets scharf im Auge. Er wurde als Gefangener behandelt, bis wir nach Jacksboro kamen, wo er freigelassen wurde, ein Jahr tüchtig arbeitete und mit dem ersparten Geld nach seiner Heimath in Chihuahua, die er vor eilf Jahren gegen seinen Willen verlassen hatte, zurückkehrte.

XXV. Uebersiedlung nach Jacksboro. Massacre durch Kiowa-Indianer. Unterhandlung des General Sherman mit den mörderischen Kiowas. Gefangennahme und Transport dreier Häuptlinge nach Texas.

Von Fort Concho nach Jacksboro waren wir sechzehn Tage auf dem Weg. Ein Theil der Compagnie blieb in Fort Concho zurück, um General Sherman, der dort erwartet war, nach Jacksboro zu escortiren; dieselben kamen erst vierzehn Tage später an. Fünfzehn Meilen von Jacksboro, auf der Straße nach Fort Concho, ist Salt Creek, ein Flüßchen, von Wald umgeben, welches von jeher der Schauplatz blutiger Gefechte und Mordthaten der Indianer gewesen. Unsere Leute mit General Sherman passirten Salt Creeck in den Nachmittagsstunden. Zwei Stunden später kam ein Wagenzug daher, mit türkischem Waizen (Pferdefutter) für Fort Richardson geladen. Kaum waren sie auf die offene Waldwiese gelangt, als neunzig Kiowa-Indianer sie überfielen, und ehe sie Zeit hatten, ihre Wägen in ein Viereck zu fahren, hatte ein furchtbarer Kampf begonnen, die Kiowas an Zahl zehn gegen einen Weißen, die Fuhrleute einen gewissen Tod vor Augen mit der Kraft der Verzweiflung kämpfend. Doch bald war es entschieden. Die Weißen sanken einer nach dem andern von Kugeln und Pfeilen durchbohrt nieder. Der letzte von ihnen, obwohl leicht verwundet, packte in einem günstigen Augenblicke einen verwundeten Kameraden auf und erreichte mit ihm nach einer verzweifelten Anstrengung das Dickicht des Waldes, wo er bei der eingetretenen Dunkelheit seinen Verfolgern entgieng. Um Mitternacht kamen sie nach Jacksboro, wo Alles für sie gethan wurde, was möglich war. Vor Tagesanbruch waren wir bereits auf dem Weg

nach Salt Creek, wo sich bei unserer Ankunft ein schauerlicher Anblick bot, den man nicht leicht vergessen wird. Erst fanden wir einen Leichnam ungefähr vierhundert Schritte von den Wägen und als wir näher kamen, da lagen neun andere an verschiedenen Plätzen umher. Alle waren scalpirt und furchtbar verstümmelt, jedem war das Herz ausgeschnitten, der Bauch aufgeschlitzt und mit türkischem Korn vollgestopft, sämmtliche ihrer Kleidung beraubt. Bei den Wägen fanden wir den alten Wagenmeister an ein Rad gebunden, vor ihm die Ueberreste eines Feuers, das ihm das Fleisch röstete bis auf die Knochen, welche auch geschwärzt und theilweise verbrannt waren. Daß er dieser Marter lebendig unterworfen war, zeigten die furchtbar verzerrten Gesichtszüge des alten Mannes. Die zwölf Wägen standen in großer Verwirrung umher, die Kornsäcke waren alle fort, das Korn ausgeleert auf der Prairie herumliegend. — Während wir ein Grab machten für die Unglücklichen, denen später ein kleines Denkmal errichtet wurde, trafen zwei Compagnien Kavallerie von Fort Griffin ein nebst zwanzig Tonkowa-Indianern von demselben Platz, welche wohlbewaffnet und beritten als Scouts benützt werden. Wir folgten der Spur über Little Wichita-Fluß nach dem Big Wichita, wo feindliche Indianer Nachts das Pferdestehlen probirten, auch wirklich zwei davon brachten. Von Big Wichita gingen wir über nach Pease River, wo die Indianer uns während der Nacht angriffen. Sie wurden aber, ehe sie ihre Vorbereitungen getroffen, von den Tonkowas entdeckt und von uns nach kurzem Gefecht zurückgejagt. Doch wäre es ihnen bald gelungen, eine Stampede unter unsern Pferden anzurichten, welche sämmtlich zu laufen anfingen; da sie aber gut gekoppelt waren, kamen sie nur eine Meile weit, bis wir sie wieder einfingen.

Von Pease River gingen wir über verschiedene Zweige des Red River durch Indian Territory, wo wir ein großes Comanche-Lager fanden. Da sie aber auf ihrer Reservation waren, durften wir sie nicht belästigen und kamen seiner Zeit nach Fort Syll, der Agentur der Kiowa-Comanche-Lapans und anderer Indianer. — General Sherman war direkt, nachdem er die Scene des Massacres gesehn, nach Fort Syll gefahren, wo die mörderischen Kiowas schon lange zurück waren und sich öffentlich ihres Erfol-

ges prahlten; denn sie hatten außer den Scalpen nahe an hundert Maulthiere von dem Wagenzuge erbeutet. Als der General davon hörte, ließ er sämmtliche Häuptlinge zu einer Unterredung einladen und am festgesetzten Tag war der Unterredungssaal stark besetzt. Die Neger-Cavallerie saß in den Ställen zu Pferd bei geschlossenen Thüren, die Infanterie war theils im Saal, theils außen versteckt, um im Nothfall bereit zu sein; denn es waren über siebenhundert Kiowa-Krieger in und außerhalb des Forts. — Die Unterhandlung begann und die Häuptlinge zeigten sich sehr trotzig. Als General S. den Headchief (großen Häuptling) fragte, ob er von der Geschichte am Salt Creek etwas wisse, antwortete Setang, daß er seine jungen Leute selbst angeführt hätte, daß sie gut gefochten für junge Krieger und daß sie es das nächste Mal viel besser thun würden. Santanta und Big tree, zwei andere hochstehende Häuptlinge, sprachen ebenfalls ihre Zufriedenheit darüber aus und erzählten den Hergang des Kampfes, beifügend, daß sie viele Krieger dabei verloren hätten, aber hofften, sich bald an den Texikanern zu rächen. Als ihnen nun General S. in starker Sprache die Scheußlichkeit der Sache vorhielt, legte Setang seinen Karabiner auf den General an, um ihn zu schießen; ein nahe stehender Offizier schlug das Gewehr auf die Seite, was General S's. Leben rettete. Dies war das Signal zum allgemeinen Aufruhr. Die Negersoldaten stürzten sich auf die Häuptlinge, welche nach kurzem Ringen, das nicht ganz unblutig ausging, überwältigt, entwaffnet und mit Ketten an Händen und Füßen versehen wurden. Draußen ging es ebenfalls lustig her. Die meisten Indianer rochen den Braten und machten sich beim ersten Alarm aus dem Staub. Zwei Häuptlinge, Lone Wolf und Little Wolf, der erste wurde gefangen, der zweite erschossen. Ein anderer Häuptling, der gerade im Sutler-Laden war, als die Geschichte losging, sprang durch das geschlossene Fenster in den Hof, setzte über eine acht Fuß hohe Barrikade und entkam leicht verwundet. In einer halben Stunde war alles wieder ruhig. Die Kiowas hatten schnell ihr Lager abgebrochen und waren fort. Lone Wolf, der versprach die gestohlenen Maulthiere zurückzubringen, wurde dummerweise auf sein Wort freigelassen; er führte sogleich den ganzen Stamm nach den Antilope-Gebirgen ganz weit oben am

Canadian River und kam natürlich nie mehr zurück. — Bei unserer Ankunft in Fort Syll fanden wir Alles wieder ruhig und die drei Häuptlinge in sicherem Gewahrsam; wir bekamen Befehl, sie nach Texas zu bringen, wo sie von den Civilbehörden gerichtet werden sollten. Nach einigen Tagen Rast machten wir uns bereit nach Texas zurückzukehren.

Auf einer Seite des Fort's standen die Wohnungen der verheiratheten Neger. Nun hatte N. während unserer Anwesenheit in Fort Syll sich in eine Afrikanerin von kohlschwarzer Farbe verliebt und ging am Abend vor unserer Abreise nach ihrem Hause, um sich zu verabschieden. Die Neger hatten hinter dem Hause einen großen schwarzen Bären, von dessen Existenz N. keine Ahnung hatte. Als er nun in dunkler Mitternacht nach der Wohnung seiner Dulcinea schlich, sah er den Bären in der Dunkelheit aufrecht vor sich stehen, und ihn für die Geliebte haltend, sprang er hin und fiel der vermeintlichen Afrikanerin um den Hals. Diese aber drückte ihn mit solcher Gewalt an ihr liebendes Herz, daß N. genöthigt war, um Hilfe zu rufen. Der vereinigten Anstrengung einiger Neger gelang es, ihn aus diesen kräftigen Armen zu befreien, nicht aber ohne einige Wunden und zerfetzte Kleidungsstücke.

Wir ritten zum Gefängniß, wo sich bereits viele Indianer von verschiedenen Stämmen befanden, die von allen Richtungen her gekommen waren, um die Abreise der drei großen Häuptlinge zu sehen. Der erste Wagen fuhr vor und Setang wurde herausgebracht, ein sehr großer und breitschulteriger Mann, etwa sechzig Jahre alt, der dem Ansehen nach eine gewaltige Körperkraft besitzen mußte. Seine Hautfarbe war sehr dunkel, beinahe schwarz und seine Gesichtszüge finster und etwas abstoßend, kurz das Bild eines der tapfersten und grausamsten Häuptlinge, als welcher er auch allgemein bekannt war. Er war sein ganzes Leben feindselig gegen Weiße, hatte schon öfters die Truppen im offenen Gefecht geschlagen und sich seit vierzig Jahren eine blutige Reputation erworben. An Händen und Füßen war er geschlossen, seine Kleidung bestand aus einer Decke, in die er sich hüllte. Als er seinen Sitz im Wagen eingenommen, wo noch ein Unteroffizier und zwei Mann mit ihm saßen, hielt er eine Rede in der Kiowa-

Sprache an die versammelten Indianer, denen er sagte, daß die Büffelkrieger (so nennen sie die Texikaner) ihn nie nach Texas bringen würden, daß er eher den Tod eines Kriegers sterben würde.

Der zweite Wagen fuhr vor und Satanta kam heraus. Er ist ebenfalls ein großer breitschulteriger Mann mit verständigem Gesicht, sehr stark und von dunkler Hautfarbe. Seine Fähigkeit als Führer und seine Tapferkeit sind wohl bekannt. Er wurde untergebracht wie Setang und der dritte Wagen fuhr an, um Big tree aufzunehmen. Dieser ist ein schöner schlank und großgewachsener junger Mann von ungefähr zweiundzwanzig Jahren mit einem hübschen Gesicht von freundlichem Ausdruck. Seine Farbe ist sehr hell, beinahe weiß und Niemand würde ihn für den großen Krieger, der er wirklich ist, halten. Als auch er untergebracht war, setzte sich der Zug in Bewegung. Eine starke Wache ritt mit den Wägen. Wir waren kaum fünf Meilen von Fort Syll, als der alte Häuptling Setang anfing zu singen, wobei er hie und da auf schlecht Englisch seine Wachen mit schmeichelhaften Namen nannte, wie z. B. großer Dreck, Haufen Esel u. s. w. und von Zeit zu Zeit sein Kriegsgeschrei ausstieß. Auf einmal warf er seine Decke ab; er hatte die Fesseln losgebracht und seine Hände waren frei. In der rechten hielt er ein großes Messer, das ihm wahrscheinlich ein Indianer im Fort S. beim Abschied zugesteckt hatte.

Mit der linken Hand ergriff er das Gewehr des neben ihm sitzenden Soldaten, mit der rechten führte er das Messer hoch aufhebend, einen Streich nach ihm, dem es plötzlich einfiel, daß er auswärts Geschäfte habe, er polterte über Hals und Kopf zum Wagen hinaus, erhielt aber dabei einen Messerstich durch das Bein. Setang, nun im Besitz des Carabiners, wandte sich nach dem andern, der ihm mit einer Pistolenkugel den Arm zerbrach und sich ebenfalls, da er sich in der Gesellschaft des H. Setang nicht recht heimisch fühlte, aus dem Wagen machte. Nun war eine Aufregung um den Wagen, von links und rechts wurde auf den alten Häuptling geschossen, der trotz seiner vielen Wunden den Karabiner zu gebrauchen suchte, dabei sein Todeslied mit einer Mischung von Schimpfreden in schlechtem Englisch sang. Bei jedem Schuß, der ihn traf, fiel er zurück, erhob sich aber gleich

wieder und bearbeitete von neuem seinen Karabiner, dessen Maschine er nicht verstand und daher nicht in Ordnung bringen konnte, bis ihm endlich mein Freund Hugo Kratz (Sergeant) eine Pistolenkugel zwischen die Augen sandte, welche ihn todt niederstreckte. Ein Lieutenant, der während der Geschichte hinter dem Wagen geritten war und eine Kugel nach Setang gefeuert hatte, traf den Fuhrmann, der auf seinem Satteltthier saß, in den Kopf; diesen zogen wir jetzt für todt unter dem Wagen hervor. Es stellte sich aber heraus, daß sein Kopf so hart war, daß die Kugel abfuhr, ohne ihn gefährlich zu verwunden. Die Tonkowas, welche voraus waren, hatten das Schießen gehört und kamen nun angesprengt, um ihren Todfeind Setang zu scalpiren. Dies erlaubte der Oberst nicht, sondern ließ ihn begraben; doch während der Nacht ritten die Tonkowas wieder zurück, gruben ihn aus und nahmen seinen Scalp.

Die Tonkowas waren vor einigen Jahren ein zahlreicher Stamm, von Indianern wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet, ihr Gebiet lag am nördlichen Rio Grande. Da sie aber immer freundlich gegen die Weißen gesinnt waren, wurden sie von den feindseligen Indianern um so mehr gehaßt. Im Jahre 1865 gingen drei große Stämme, die Kiowas, Comanches und Arrapahoes zusammen und überfielen während der Nacht das Lager der Tonkowas. Von fünf bis sechstausend entkamen etwa fünfhundert dem Gemetzel und flüchteten nach San Antonio, von den Kiowas beinahe bis in die Stadt verfolgt. Setang war der Hauptführer in diesem Trauerspiel. Seitdem begleiten die Tonkowas unsere Truppen, machen sich als Führer u. s. w. nützlich und haben den feindlichen Indianern schon vielen Schaden gethan und thuen es noch.

Am Red River angekommen, konnte man die Wägen nicht mehr weiter bringen, sie wurden daher nach Fort Syll zurückgeschickt und die Gefangenen auf Maulthieren transportirt. Nachdem sie aufgesessen, wurden ihnen die Füße unter dem Bauch ihres Maulthieres gefesselt, die Hände vorne am Sattel befestigt und ein Mann führte das Pferd, während die Uebrigen als Wache sie umgaben, so daß wenig Aussicht, sie zu verlieren, vorhanden war. Nachts, wenn es Zeit zum Schlafengehen war, mußten sie

sich auf den Rücken legen und ihre Hände und Füße wurden an Pfählen, die man in die Erde geschlagen hatte, befestigt. Dazu wurden noch zwei Mann als Wache beigegeben mit dem Befehl, sie bei der geringsten verdächtigen Bewegung zu schießen; denn man setzte voraus, daß die Kiowas Versuche machen würden ihre Häuptlinge zu befreien. Eines Nachmittags, als wir schon Halt gemacht, wurde Satanta plötzlich krank, bekam Magenkrämpfe u. s. w.

Er legte sich der Länge nach auf den Rücken, worauf Big tree ihm mit Füßen und Knieen auf den Leib sprang und ihn so furchtbar bearbeitete, daß man fürchtete, er würde ihn umbringen. Bald stellten sich Blähungen ein, Satanta stand auf und erkärte sich „heap bueno" (Haufen gesund). Big tree, der einige Pfund Fleisch gegessen hatte, erklärte, daß zu viel Rauch darin gewesen sei, er müsse es waschen. Darauf wärmte er sich einen großen Becher Wasser und trank dieses; nach einigen Minuten arbeitete er es wieder herauf, spuckte es aus und sagte: „Jetzt Fleisch haufen rein" und war befriedigt. — Bald kamen wir in Jacksboro an und die ganze Umgegend kam geritten, um die gefürchteten Häuptlinge zu sehen. Sie wurden in kleine Zellen geschlossen, jeden Tag aber durften sie einige Stunden vor dem Wachhause in der Sonne sitzen, natürlich strenge bewacht. Sobald das Gericht in Jacksboro saß, wurden sie hinübergebracht und die Verhandlung begann. Es wurde ihnen eine furchtbare Liste Verbrechen zur Last gelegt, doch noch lange nicht die Hälfte von dem, was sie wirklich begangen hatten. Die Verhandlung dauerte vier Tage. Sie hatten einen Dolmetscher, und Satanta hielt eine Rede, die über eine Stunde lang dauerte. Die Jury fand sie schuldig. Das Urheil war: „Tod durch den Strang", wurde aber später durch den Einfluß der Quäker und Indian-Agenten zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe herabgesetzt. Sie wurden nach dem Staatsgefängniß in Huntsville, Texas, gebracht, wo man sie nach einigen Jahren frei ließ. Gleich darnach erklärten sie den Krieg gegen alle Weiße und hausten noch furchtbarer, als je zuvor.

XXVI. Jacksboro. Limburger Käse. Streifzug in der Salt Creek Gegend. Scalpirung eines Kiowa. Verlust eines jungen Wolfes durch Ueberraschung von Indianern. Mein Hund Etacosh. Buffalo Springs. Junge Bären.

Nachdem wir einige Tage zurück waren in Jacksboro, bekam mein Freund W. eine Sendung Limburger Käse von New-York, ein Artikel, den man im Westen nicht kennt. So hatten wir am Abend eine große Festlichkeit, wobei Bier und Limburger unsere Herzen und Mägen erfreuten. Sämmtliche Rinden vom Käs, der sehr laut roch, nahm ich und legte sie unter das Kopfkissen des Sergeant K.. Als sich dieser zur Ruhe begab, konnte er nicht schlafen, etwas roch ganz abscheulich. Er stand auf und legte seine Strümpfe weiter weg vom Bett; doch kaum lag er wieder, als es gerade so roch und er warf seine Strümpfe zur Thüre hinaus; da das aber auch nichts half, so dachte er, daß irgend ein todtes Thier im Hause läge, das am Verfaulen war, zündete ein Licht an und suchte das Zelt gründlich durch, fand aber nichts und legte sich wieder in's Bett.

Sobald er den Kopf auf dem Kissen hatte, wurde der Geruch wieder so stark, daß er in Verzweiflung aufstand und sein Bett herausnahm und siehe, da lag das Päckchen Limburger. Er schwur schreckliche Rache gegen den Missethäter; da er ihn aber nicht kannte, so mußte er sich mit dem Gedanken an Rache begnügen. — Die Indianer zeigten sich wieder, tödteten drei Mann, ungefähr zehn Meilen von hier und stahlen einundzwanzig Pferde. Eine Compagnie ging auf ihre Verfolgung aus, fand sie und tödtete nach einem kurzen Gefecht fünf Mann, nahm drei gefangen und brachte eine Heerde Indianer-Pferde zurück. — Ich wurde wieder hinausgeschickt mit sieben Mann, um mich einige Zeit in der Salt Kreek Gegend zu bewegen und etwaige frische Indianerzeichen zu entdecken. Am zweiten Tag ritten wir in einer hügeligen Gegend umher, als wir in der Entfernung einen Schuß hörten und sogleich in der Richtung hin galoppirten, um zu sehen, wer der Schütze sei. Auf einem Hügel angekommen, lag vor uns eine große Ebene, am Fuße des Hügels war ein Kiowa-Indianer

beschäftigt, Fleisch von einen Büffel zu schneiden, den er eben erlegt hatte. Sein scharfes Auge entdeckte uns sogleich, er sprang auf sein Pferd und ergriff die Flucht; doch wir ließen auch kein Gras unter unserer Pferde Füßen wachsen. Es war ein Bild für einen Maler. Voraus der Indianer, der seine Decken abgeworfen hatte und beinahe auf dem Pferde lag, es peitschend, während sein langes Haar in der Luft flog. Es war über sieben Meilen ebene Prairie; voraus konnte man die mit dichtem Gebüsch bewachsenen Hügel sehen, welche zu erreichen seine einzige Hoffnung war. Pferde wurden jetzt nicht geschont und wir krochen immer näher an ihn heran. Nachdem wir über eine Strecke von fünf Meilen gejagt, kamen wir nahe genug, um unsere Carabiner zu gebrauchen. Der Indianer ließ auch bald von sich hören und sandte einen Pfeil durch den Hals eines unserer Pferde; doch bald stürzte sein Pferd, von vielen Kugeln getroffen, zusammen. Da war bei ihm vom Ergeben aber noch keine Rede; denn er unterhielt ein lebhaftes Feuer. Er hatte verschiedene Wunden erhalten und sein Fuß war am Gelenk von einer Kugel zerschmettert; dennoch lief er auf dem Knochen noch einige hundert Schritte, als ihn ein Schuß todt ins Gras legte. Nachdem wir ihn scalpirt, wobei man ihm die ganzen Ohren mit abschnitt, machten wir uns wieder auf den Weg. —

Während der Jagd bekam einer meiner Leute einen Pfeilschuß. Er mußte gerade den Mund offen gehabt haben, als der Pfeil durch beide Backen flog und stecken blieb, so daß er den Mund nicht mehr zubringen konnte. Nun kam er geritten, uns ersuchend den Pfeil herauszuziehen, konnte aber nicht sprechen, da der Pfeil ihm den Mund weit offen hielt. Dabei machte er ein so dummes Gesicht, daß wir in ein furchtbares Gelächter ausbrachen, was ihn ganz wild machte. Er wollte darob schimpfen, verzog aber dabei sein Gesicht, ohne ein Wort hervorzubringen, in einer Weise, daß wir vor Lachen beinahe geplatzt wären. Als wir etwas ruhiger geworden, schnitt man den Pfeil ab und zog ihn heraus, so daß der Wüthende wenigstens seinen Mund zumachen konnte.

Nächsten Tag fing ich einen ganz kleinen jungen Wolf, den ich mitschleppte, um ihn im Lager groß zu ziehen. Nachdem ich

ihn ein paar Tage mit getragen, machten wir bei einem Platze auf einer dicht mit Mesquit bewachsenen Prairie Halt, um Mittag zu essen und die Pferde ruhen zu lassen. Wir hatten das Herz eines dieser großen runden Cactus eingeschnitten und zum Kochen aufs Feuer gesetzt, Fleisch fertig zum Braten und alles hergerichtet für eine anständige Mahlzeit. Zwei von uns waren beim Feuer geblieben, während die andern einige hundert Schritte weiter in einem Wasserloche lagen und badeten.

Plötzlich kamen sie gelaufen mit ihren Kleidern unter dem Arm. Eine große Schaar Indianer, etwa hundert Mann stark, war auf einem Hügel vor uns und wir hatten keine Zeit zu verlieren, um auf ein besseres Terrain zu kommen, da wir ihnen auf offener Prairie nicht gewachsen waren. Die Indianer hatten sich zusammengezogen und hielten dem Anschein nach eine Berathung, während wir in aller Ruhe aber doch schnell die Pferde hereinbrachten, sattelten, unser Packthier packten, was alles nur einige Minuten Zeit in Anspruch nahm. Nachdem wir unsere Pfeifen angezündet, traten wir langsam den Rückzug nach dem Mesquit-Gebüsch an. Die Indianer, wahrscheinlich im Zweifel, ob nicht eine größere Anzahl von uns in der Nähe sei, ließen uns Zeit und bald waren wir in dem Wald, wo wir uns gegen ein paar hundert Indianer hätten halten können. Dort angekommen, fiel mir erst ein, daß ich meinen kleinen Wolf zurückgelassen und ritt zurück, konnte ihn aber nicht finden, denn er war wahrscheinlich während des Aufpackens fortgelaufen. Auch mußte ich meine Nachforschungen bald einstellen, denn die Indianer kamen herangaloppirt und da ich keine Lust hatte, mein Haar zu verlieren, gab ich Dick die Sporen und war bald wieder bei meinen Leuten. Wir zogen uns langsam durch den Wald zurück; die Indianer behielten uns im Auge, wagten aber doch keinen Angriff. Um Mitternacht erreichten wir Jacksboro, wo ich Zeit hatte, den Verlust meines Wolfes zu beklagen.

Nächsten Tag wurde eine ganze Compagnie, kommandirt von einem Lieutenant, der bis jetzt seine ganze Dienstzeit im Bureau zugebracht hatte und sich in der Wildniß nie recht wohl befand, ausgesandt, um die Indianer, welche uns um unsern Mittagsschmaus und um meinen Wolf gebracht, aufzusuchen. Am zweiten

Tage trafen sie die Indianer und Lieutenant V. ließ zum Angriff blasen. Da er aber ein furchtbar schlechter Reiter war, verlor er bei den ersten Sprüngen seines Pferdes die Füße aus den Steigbügeln und ließ die ganze Compagnie halten, bis er sie wieder hineinbrachte, wozu er gerade lange genug brauchte, um den Indianern Zeit zu geben, sich aus dem Staube zu machen. Das geschah wirklich, und sie wurden auch nicht mehr gefunden.

Jetzt kommt die traurige Nachricht, daß mein kleiner Hund „Etacosh“, der schon seit einiger Zeit an Unterleibsbeschwerden litt, krepirte; sein Körper wurde von der Compagnie auf einen Scheiterhaufen gelegt und bei feierlichen Gesängen und vielem Whisky-Trinken verbrannt. Darauf gingen wir alle in die Stadt, um uns die traurigen Gedanken aus dem Kopfe zu waschen. Da aber mein Freund und Zeltgenosse Charley B. ziemlich angeraucht war, so hatte ich den ganzen Abend ein Auge auf ihn, weil er in diesem Zustande jedesmal etwas Dummes zu machen pflegte. Plötzlich aber vermißte ich ihn im Zimmer, und durch eine Anzahl Pistolenschüsse aufmerksam gemacht, ging ich hinaus, wo ich Charley und Bill Rey auf der Hauptstraße stehend fand, auf eine Entfernung von zehn Schritten auf einander schießend, wobei sie lachten wie die Narren. Ich brachte sie zurück nach dem Zimmer, wo sie beide die Gesellschaft mit Eierpunsch zu traktiren hatten.

Gleich darauf gingen wir auf einen Monat nach Buffalo Springs, um von dort aus die Gegend zu durchstöbern. Dieses ist ein altes verlassenes Fort, dessen Ruinen noch stehen. Das Wetter war sehr kalt, als wir dort ankamen, der Wind blies den Regen umher, daß man nicht wußte wohin. Wir fanden den noch gut erhaltenen Backofen, in welchem das Brod für die ganze Besatzung gebacken wurde, füllten ihn voll Holz und zündeten es an. Nachdem es ausgebrannt, schaufelten wir die Asche heraus und drei von uns krochen hinein, wo wir die ganze Nacht sehr warm schliefen, so warm, daß wir am Morgen unsere Stiefel zerbröckeln konnten und unsere Haut so rösch war, wie ein gebratenes Spanferkel.

Wir verbrachten einige Wochen in Buffalo Springs, während des Tages in kleinen Abtheilungen das Land durchstreifend, und

jagten viel, da es in den großen Waldungen an nichts fehlte und besonders Truthühner sehr zahlreich vorhanden waren. Auf einem dieser Streifzüge, als ich nur einen Mann mit mir hatte, ritt ich an der Westfork des Trinity=Flusses im dichten Walde entlang, als Etwas durch die Gebüsche lief, das ich dem Laut nach für einen alten Büffel hielt und nicht weiter beachtete; doch kaum waren wir einige Schritte weiter geritten, rief mein Begleiter: „Sieh die netten jungen Schweine!“ Auf dem bezeichneten Platz erkannte ich sofort zu meinem großen Vergnügen vier junge Bären, zwei ganz kleine Kerle, zwei etwas größere, die da unter einem Baume recht gemüthlich spielten, und jetzt wußte ich, daß es der alte schwarze Bär gewesen, den ich im Gebüsch hatte laufen hören. Wir stiegen ab, um die Kleinen näher zu beobachten, als einer davon, ein kleiner munterer Kerl, auf meinen Begleiter zuhüpfte und an seinem Bein zu spielen begann, wie eine junge Katze. Da wir nicht Lust hatten auf die Rückkehr der Alten zu warten, besonders da es zwei Familien waren, so packten wir die Jungen, jeder zwei tragend, und machten uns auf den Heimweg. Die jungen Bären wurden schnell zahm, liefen bald frei in der Garnison Jacksboro herum und tummelten sich oft auf dem Paradeplatz, während das Regiment Inspection hatte.

XXII. Henrietta. Fischfang. Mocassin-Schlange. Depesche nach Whaly's Ranch. Begegnung mit Kiowas.

Wir waren kaum von Buffalo Springs zurück, als wir schon wieder fort mußten. Diesmal ging es nach Henrietta, einer verlassenen, seiner Zeit von Indianern zerstörten Ansiedlung, um die dort herumstreifenden Indianer aufzusuchen. Wir machten unser Hauptlager am Fluß „Little Wichita“, wo wir sehr viele Fische fingen, besonders zwei Cad=Fische, von denen jeder fünfundsiebzig Pfund wog, aber weil sie zu fett und ölig, nicht gut zu essen waren. Wir machten ein großes Netz aus Kornsäcken, zogen es durch die tiefen Löcher und holten eine ungeheure Quantität Fische und Schildkröten heraus. Ich hielt bei der Fischerei gewöhnlich den brail, das ist die Stange an jedem Ende des Netzes. Nun, eines Nachmittags, als wir wieder fischten und ich bis an den

Hals im Wasser steckte, den brail haltend, hatten wir eine sechs Fuß lange Mocassin-Schlange im Netze, die sich ganz lebhaft bewegte, um herauszukommen. Sie kletterte auch über das Netz, gerade da, wo ich war, rollte sich um mein Bein und lief daran hinunter bis auf den Boden des Flusses, wo sie dann fortschwamm. Zur selben Zeit, als sie meinen Fuß berührte, drückte sich ein Cadfisch unter dem Netze heraus und schnitt mich im Vorbeischwimmen mit der scharfen Seitenflosse in den Fuß. Jetzt wußte ich nicht gewiß, ob mich der Fisch geschnitten oder die Schlange, deren Biß tödtlich, gebissen, ließ daher die Fischerei gehen, setzte mich ans Ufer, zündete meine Pfeife an und wartete der Dinge, die da kommen sollten, denn war es ein Schlangenbiß, so würde ich es in wenigen Minuten deutlich genug sehen und spüren. Bald sah ich, daß es nur der Fisch gewesen und setzte die Fischerei wieder fort.

Da uns während der Nacht ein Theil Indianer entschlüpft war, so mußte ich schnell nach Whaly's Ranch am Red River eine Depesche bringen, um die Truppen, welche gegenwärtig dort lagen, aufmerksam zu machen und sie auf dem Heimweg abzufangen. Ich brach sehr früh auf und ritt einen langsamen Trab, um mein Pferd zu schonen, da ich nicht wußte, ob mir auf dem Wege Indianer begegneten, ein müdes Pferd aber viel Verlegenheit bereiten konnte. Ich hatte viele kleine Flüßchen und Bäche zu überschreiten, an welchen große Bäume wuchsen, das übrige Land war offene hügelige Prairie. Der Boden vieler dieser Bäche war sehr sumpfig, so daß ich oft zu suchen hatte, um einen Uebergang zu finden, wozu ich gewöhnlich alte Büffelpfade benützte. Durch einen solchen reitend, der so tief ausgewaschen war, daß mir der ebene Boden bis an die Kniee ging, fand ich eine große Klapperschlange liegen, welche einen wüthenden Biß nach mir machte, aber mein Bein um einen achtel Zoll verfehlte, da sie gerade mein Pferd sah und einen ungeheuren Sprung über den Bach machte. Ich erreichte Whaly's Ranch ohne weitere Unfälle, wo ich meine Depesche abgab und mich für die Nacht gemüthlich einrichtete.

Nächsten Morgen, nach einem kräftigen Frühstück, trat ich die Rückreise an; als ich etwa halbweg war und so ungefähr achtzehn

Meilen noch zu reiten hatte, sah ich auf einmal zwölf Kiowa-Indianer quer über die Prairie daher traben, als wollten sie mir den Weg abschneiden. Ich hielt für einen Augenblick, um meinen Sattel fest zu gurten und meine Pfeife anzuzünden. Mein Entschluß war schnell gefaßt. Hinter mir war lauter Prairie, wo ich nicht viel Chance gehabt hätte zum Davonlaufen; ein paar Meilen vor mir war der dichte Laubwald, hundert Meilen lang, in welchem Henrietta lag und in welchem ich mich sicher fühlte, da ich jeden Fuß kannte und den Indianern leicht entschlüpfen konnte. Nun, wir waren so ziemlich in gleicher Entfernung von einander und vom Walde, mein Pferd war frisch und ein guter Läufer. Es kam also blos darauf an, wer den Wald zuerst erreichte. Ich drückte die Sporen in mein Pferd, stieß mein Kriegsgeschrei aus, da man sich nie Furcht anmerken lassen muß, und nun ging es über den Boden, daß es eine Freude war. Ich war den Kiowas ein großes Stück voraus, als ich den Wald erreichte, hielt mich aber nicht auf um zu warten, sondern ging in einem ganz anständigen Galopp fort, bis ich mich in Sicherheit wußte, worauf ich dann im Schritt ritt, um mein gutes Pferd wieder ausschnaufen zu lassen. Nachmittags um vier Uhr erreichte ich Henrietta, wo ich mich mit einem guten Beefsteak stärkte und vor Abend noch eine Falle machte, um am nächsten Tag Bobelins (Vögel) zu fangen, deren es hier sehr viele gab.

Nächsten Nachmittag kam eine Bande wilder Pferde in unsere Nähe; einige von uns sattelten schnell, um unser Glück mit dem Lasso zu versuchen. Wir fingen eine Mähre und zwei Fohlen. Ich hatte auch ein Fohlen, bald zwei Jahre alt, am Lasso, konnte es aber allein nicht fortbringen; da wir uns bei dem Rennen weit von einander getrennt, konnte ich auch keine Hilfe finden; als es dann dunkel wurde, band ich das Fohlen an einen Busch und ritt nach dem Lager. Am Morgen ritten unserer drei hinaus, um es hereinzubringen, fanden aber nur noch mein Lasso und einige Knochen, denn die Wölfe hatten es während der Nacht gefressen.

Whaly's Ranch ist eine Farm am Ausfluß des Big Wichita in den Red River. Der Eigenthümer ist Mr. Whaley, der dort etliche tausend Acker Land bebaut, meistens in Hafer und Korn,

was er an die Regierung verkauft. Doch da er gerade am Red River wohnt, welcher Fluß die Grenze zwischen Indian Territory (das Land der Kiowa's) und Texas ist, so hat er Sommer und Winter nie weniger als dreißig Mann bei sich. Bei der Arbeit müssen sie in größeren Abtheilungen sein und dürfen nie das Gewehr aus der Hand lassen, beim Pflügen haben sie es auf dem Rücken hängen, denn oft werden sie auf dem Felde von Indianern überfallen. Er verliert das Jahr über ungefähr zehn Mann, doch macht er viel Geld. Er hatte sechzig Maulthiere, welche die Indianer, zwei Tage nachdem ich fort war, stahlen; auch wird beinahe jede Nacht Alarm gegeben und Alles springt zu den Waffen. Vor einiger Zeit war sein Sohn, ein Junge von zwölf Jahren, allein auf dem Felde in der Nähe des Hauses, als er von einer Bande Indianer umringt und ihm der Weg nach dem Hause abgeschnitten wurde. Whaley's Leute waren alle den Fluß hinunter gegangen nach Holz, daher war Niemand im Hause, als der alte Herr selbst, ein großer, stark gebauter Mann, der, sobald er die Gefahr seines Sohnes sah, hinausstürzte und mit solcher Verzweiflung kämpfte, daß, nachdem er drei Kiowa's erschossen, die andern sich zurückzogen und der Junge gerettet war.

Wir kehrten nach Jacksboro zurück, waren aber kaum zu Hause, als die Indianer vierundvierzig Pferde in der Nähe von Jacksboro stahlen. Sogleich ging es wieder fort, den Missethätern nach. Es regnete sehr stark, dabei war es nebelig und sehr unangenehm. Wir gingen an den Quellen Salt Creeks und der Westfork of Trinity Fluß vorbei; als wir aber an die Little Wichita kamen, war der Fluß so angeschwollen, daß wir nicht hinüber konnten und die Verfolgung aufgeben mußten. Wir machten uns wieder auf den Heimweg, befanden uns aber am Abend auf derselben Stelle, die wir am Morgen verlassen hatten, denn wir hatten bei dem Nebel und Regen, wo man keine zehn Schritte vor sich sehen konnte, einen Kreis beschrieben und waren den ganzen Tag umsonst geritten. Jetzt machten wir Halt und blieben einige Tage liegen, bis sich das Wetter aufklärte und wir die Sonne zum Führer hatten, dann kehrten wir direct nach Jacksboro zurück.

XXVIII. Expedition nach dem Canadian-Fluß. Friedensverhandlungen mit den Kiowas. Sombrero. Jagd mit Freund Palacosh. Cadfish Creek. Schlacht mit Comanches. Staked Plains. Rückkehr nach Cadfish Creek. Jagd am Rio Brazos. Ein feiger Offizier. Rückkehr nach Jacksboro.

Compagnie C, die ebenfalls hinausgegangen war, wurde von einer starken Rotte Indigner überfallen und mußte sich mit dem Verluste von zwei Pferden zurückziehen. Eine andere Compagnie wurde bei Buffalo Springs von den Rothhäuten angegriffen, schlug sie aber nach kurzem Gefecht in die Flucht.

Es wurden jetzt Vorbereitungen getroffen für eine große Expedition, da die Indianer, wie es schien, beinahe sämmtlich auf dem Kriegspfade waren. Eines feinen Morgens traten wir die Reise an. Die Force bestand aus etwa fünfhundert Mann Cavallerie mit ihren Packthieren, zweihundert Infanterie, die zur Bedeckung der Wägen, von denen über hundert dabei waren, und zum Straßenmachen gehörten, denn alle Augenblicke kam man an ein Flüßchen, wo die Proviantwägen nicht durch konnten. Dann war in zwanzig Minuten eine Brücke fertig, oft gab es steile Abhänge, die herunter gearbeitet werden mußten, dann Gräben auszufüllen u. s. w., kurz, die Hacken und Spaten, von denen wir einen ganzen Wagen voll hatten, lagen nie eitel.

Wir hatten noch dreißig Tonkowa-Indianer dabei, die als Führer und Scouts dienten. Das Indian Territory, Youngs Territory und Panhandle von Texas durchstreiften wir und kamen hinauf bis an den Canadian River. Die Wägen wurden natürlich am Red River zurückgelassen und nur die Cavallerie ging mit Packthieren in die Gebirge. Doch hatten wir ein leichtes zweirädriges Fuhrwerk, mit einem Instrument am Rade befestigt, um die Entfernungen zu messen, was sehr oft umstürzte und dem Kutscher große Sorgen machte, denn er blieb oft zurück und war fortwährend in Furcht, von den Indianern aufgegabelt zu werden. Als wir eines Tages einige Indianer überraschten und er wieder eine Strecke zurückgeblieben war, ließ er seinen Wagen stehen, sprang auf das Maulthier und kam uns im Galopp nachgesprengt.

Am Abend mußte man eine Abtheilung Cavallerie mit ihm zurückschicken, um seinen Wagen zu holen, denn um die Welt wäre er nicht allein gegangen. Nachts hielten wir einmal auf einem Berg, der oben so schüsselartig geformt war, daß man unser Lager nicht sehen konnte, bis man beinahe darin war. Alles, außer der Wache, war schon in tiefem Schlafe und ich saß im Lager unserer Tonkowas, das einige hundert Schritte vom Hauptlager entfernt war und plauderte mit ihnen, als sie sich plötzlich auf den Boden warfen und ein Stück hinauskrochen. Ich folgte ihrem Beispiele und wir lagen so im Grase. Einer von ihnen hatte einen alten Soldatenrock um einen Busch, der etwa fünfzig Schritte von uns entfernt war, geknüpft und einen alten Hut darauf gesetzt, worauf er zu uns zurück kroch. Jetzt hörte ich Pferdegetrappel und bald konnte man in der Finsterniß die Formen einiger zwanzig Reiter Comanches unterscheiden. Sie kamen den Berg heran auf uns zu geritten, hatten aber von unserem Dasein keine Idee. Plötzlich erblickten sie den verkleideten Busch, stießen, denselben für eine Wache haltend, ihr Kriegsgeschrei aus und feuerten ein halb hundert Schüsse in den armen alten Rock. Jetzt aber ertönte das Kriegsgeschrei der Tonkowas und wir gaben ihnen eine Salve, die sie nicht schnell vergaßen. Viele stürzten tödtlich getroffen vorwärts auf ihre Pferde, sie wurden aber, von den andern unterstützt, fortgebracht. Ihre Verwirrung war groß, einige sprengten in der Finsterniß gerade mitten durch das Lager über die schlafende Mannschaft, die ihnen noch einige Kugeln nachsandte, die andern kehrten um und galoppirten den Berg hinab.

Wir hatten einen ganzen Monat lang, während wir Youngs Territory durchstreiften, sehr schlechtes Wasser, dessen Hauptheile Alkaly, Gypsum und Salz waren, so daß einige unserer Leute davon so geschwächt wurden, daß man sie nicht anders als auf Tragbahren, die auf Packthiere geschnallt wurden, weiter bringen konnte. Den Pferden war der Kopf und Hals dick aufgeschwollen, was sich aber verlor, sobald wir wieder gutes Wasser bekamen. Oft trafen wir große Quellen, deren Wasser eisig kalt war, stand es aber ein wenig, so schmeckte es so bitter wie Galle.

Je näher wir an den Canadian-Fluß kamen, desto zahlreicher wurden die Spuren der Indianer; wir verfolgten manchen Schwarm

und erbeuteten Pferde, Sättel und andere Kleinigkeiten. Am Flusse angekommen, schwärmte alles von Kiowas und Northern Comanches, die uns fortwährend auf allen Seiten folgten und oft Nachts probirten, eine Stampede unter unseren Pferden anzustellen, was ihnen auch einmal so weit gelang, daß sich sämmtliche Pferde losrissen; sie wurden aber von uns sogleich wieder zum Stehen gebracht und eingefangen. Nächsten Tag, als einer von unseren Tonkowas etwas zu weit vorausritt, wurde er plötzlich von feindlichen Indianern umringt, und da er wohl wußte, daß in ihre Hände zu fallen sicherer Tod sei, begann er gleich den Kampf. Diese aber riefen ihm zu daß sie freundlich gesinnt seien und Frieden zu machen wünschten, und schickten ihn mit einer Botschaft an den kommandirenden Offizier zurück. Wir machten Halt und gingen ins Lager. Nächsten Tag erschien auf einem Berge vor dem Lager eine Deputation von drei Indianern, einen weißen Lappen auf einer Lanze schwingend. Nach langem Hin- und Herreiten ließen sie endlich eine gleich starke Anzahl von unseren Leuten nahe kommen und die Unterhandlungen begannen. Nachmittags war die ganze Stärke der Kiowas auf einem Hügel aufgezogen; auf einem gegenüberliegenden, etwa eine Meile entfernt, standen wir in Schlachtlinie. Nun ritten sechs Häuptlinge langsam vor und zu gleicher Zeit ritten fünf Offiziere und ein Dolmetscher von uns weg.

Man begegnete sich halbwegs, wo die Friedensverhandlungen im Angesichte beider Parteien begannen, welche natürlich sehr gespannte und aufmerksame Beobachter waren, da das kleinste Mißverständniß der Unterhandelnden eine blutige Schlacht hervorgerufen hätte. Der Friede wurde geschlossen. Die Kiowas versprachen, sofort auf ihre Reservation nach Fort Syll zurückzukehren, dort die von dem Wagenzuge geraubten neunzig Maulthiere auszuliefern und friedlich zu bleiben, was sie auch theilweise hielten, bis Satanta und Big tree aus dem Gefängniß zurückkehrten und wieder neue Kriege anzettelten.

Sie klagten Hunger, was aber eine Lüge war, da Büffel, ihr Hauptnahrungsmittel, gerade hier sehr zahlreich waren; doch gab man ihnen einige Säcke Mehl, verbot ihnen aber, unserm Lager nahe zu kommen. Am nächsten Tage traten sie die Reise nach

Fort Syll an, während wir uns ebenfalls auf den Weg machten und nach einigen Wochen den Fluß Brazos erreichten, wo wir an der Mündung eines kleinen Flüßchens für einige Wochen Rast hielten, um 'unsere stark mitgenommenen Pferde zu rekrutiren. Auch hatten wir etwa hundertundzwanzig Pferde verloren, die den Strapazen unterlegen waren. Hier verbrachten wir unsere freie Zeit mit Fischen und Jagen; ich ging damals viel mit den Tonkowa-Indianern auf die Jagd und lernte manches Nützliche von ihnen.

Am Canadian war ich einst mit ihnen auf der Büffeljagd gewesen, und da mein Pferd manchmal sehr halsstarrig war und immer große Furcht vor Indianern hatte, so ging es mit mir durch. Ich hatte zwar schon meinen Büffel geschossen, konnte aber mein Pferd nicht halten und fort ging es durch Dick und Dünn, unter Bäumen und Sträuchern weg, wobei ich meinen Hut verlor, den ich, nachdem ich das Pferd gebändigt, nicht mehr finden konnte. So ritt ich nach langem vergeblichen Suchen zurück, wo die Tonkowas beschäftigt waren, die erlegten Büffel zu zerlegen. Ich zog da von einem Kalb die Haut ab, woraus ich mir eine Kappe machte, den Schwanz als Verzierung hinten hinab hängen lassend. Daran knüpften die Tonkowas noch einige Maschen von rothen Bändern und nannten mich Sombrero grande. Dieser Name wurde mir bald überall beigelegt. Den beschriebenen Hut trug ich so lange, bis wir zurück nach den Wägen kamen, wo ich einen andern fand. Auch erregte ich mit demselben bei der Unterhandlung mit den Kiowas großes Aufsehen. Da das Kalb sehr fett war, blieb eine große Menge Talg an der Haut, woraus ich die Mütze machte, hängen. Dadurch wurde sie nicht nur sehr schwer, sondern auch unangenehm zu tragen; denn so oft die Sonne warm schien, schmolz der Talg in meinem Hute, lief mir über Kopf und Gesicht, klebte mir die Augen zu und die Haare zusammen, so daß ich sie kaum mehr kämmen konnte.

Beim Baden in dem Flüßchen, als ich mich eines Tages mit meiner Schwimmkunst producirte, kam eine riesengroße Mocassin-Schlange mir nachgeschwommen und versuchte alles, um auf meine Schulter zu kriechen. Mir wurde ganz elend Angst und ich schwamm mit einer unübertroffenen Schnelligkeit. Doch so oft

ich den Kopf wandte, sah ich den Kopf der Schlange dicht auf meinem Nacken, was mich zu noch größerer Thätigkeit ermunterte. Als ich beinahe am Ufer angekommen war, wandte sich die Schlange und schwamm ruhig auf einen über dem Wasser hängenden Strauch zu, an dem sie hinauf kletterte, während ich weniger ruhig ans Land kroch und meine Kameraden, die mit diesem Wettschwimmen höchst amüsirt gewesen, was sie durch Lachen und Zurufen bewiesen hatten, tüchtig schimpfte; doch hätte ich an ihrer Stelle ganz dasselbe gethan.

Nächsten Tag ging ich mit meinem Freund Palacosh, einem jungen Tonkowa, auf die Jagd. Da sein kleiner Bruder, ein gewandter Junge von ungefähr zehn Jahren, mich darum bat, so ließ ich ihn auch mit. Wir waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, trugen auch unsere Revolver, aber hatten die Gewehre im Lager gelassen. Wir streiften auf einem hohen Berge herum, schossen einige Rebhühner, das heißt Palacosh schoß sie, denn ich war nie ein guter Schütze mit Bogen und Pfeil, als ich einen Silberfuchs entdeckte, der ganz ruhig im dicken Gebüsch lag. Ich gab Palacosh ein Zeichen, er schlich heran und sandte Herrn Reineke einen Pfeil durch den Hals. Der Fuchs sprang sogleich auf und lief davon. Wir folgten seiner Spur und bald fanden wir ihn wieder. Ein zweiter Pfeil durchdrang seinen Körper hinter der Schulter; dennoch lief er weiter und verschwand zwischen den Büschen. Wir suchten lange, ohne ein Zeichen von ihm zu finden; da wir jedoch entschlossen waren, ihn zu haben, so theilten wir uns; ich ging auf einer Seite des Berges herum, während Palacosh die andere Seite zu examiniren unternahm. So kam ich an das Ende des Berges, wo er steil in das Thal abfiel, ohne irgend eine Entdeckung gemacht zu haben. Da Palacosh noch nicht zu sehen war, setzte ich mich auf einen großen Felsen und ließ mir das Pfeifchen schmecken. Von einem Geräusch aufmerksam gemacht, das von unter dem Felsen her zu kommen schien, erhob ich mich und sah mich um, bemerkte aber außer einem großen Loche, das unter dem Felsen in die Erde führte, nichts und wollte mich eben wieder setzen, als ich die feine Stimme des kleinen Jungen hörte, der rief: „Sombrero, neno jalos atrocone“ d. h. „Sombrero, ich fand den Fuchs“, konnte aber den Jungen

nirgends sehen. Plötzlich wurde es lebendig in dem Loche unter dem Felsen und der Hintertheil des kleinen Indianers kam zum Vorschein, dann der übrige Körper und nun stand er vor mir, den todten Fuchs beim Schwanze haltend. Der Fuchs, tödtlich getroffen, war in seinen Bau geeilt und dort verendet; der Junge hatte seine Spur gefunden, war ihr gefolgt, nach dem Fuchs in den Bau gekrochen und hatte ihn mit großer Anstrengung, da beide beinahe von einer Größe waren, herausgeholt. Wir zogen ihm das hübsche Fell ab, welches Palacosh's Mutter zubereitete und ich ließ mir später eine Kappe davon machen. Den Kleinen ließ ich darauf oft mit mir gehen und fand ihn immer sehr nützlich; er seinerseits war furchtbar stolz darauf, mit Sombrero jagen zu gehen. Bald hörte das faule Leben jedoch wieder auf und wir machten uns auf den Weg, um in das bis jetzt von Weißen noch nie betretene Gebiet der feindlichen Cuahate-Comanches einzudringen, wo wir manches zu erleben hatten.

Unser Weg führte uns an Double Mountain (Doppel-Berg) vorbei. Da mußten wir eine Nacht ohne Wasser zubringen und erreichten erst am nächsten Abend einen Fluß mit gutem Wasser, der „Sweet water fork of Brazos" genannt war. Von dort drangen wir weiter vor und erreichten Cadfish Creek, an dessen Quellen schon seit Jahren das Hauptlager der Comanches war, welches wir zu zerstören beabsichtigten. Als wir jetzt etwas vorsichtiger vorrückten, sah man berittene Indianer von allen Seiten auf den Bergen schwärmen, jedoch war es nutzlos sie dort anzugreifen, denn bis wir auf einen Berg kamen, waren sie schon auf einem andern. Gegen Abend, als es Zeit zum Haltmachen war, wurden sie besonders zahlreich; meine Schwadron griff an und jagte sie schnell zurück.

Darauf machten wir Halt, kochten unser Essen, ließen die Pferde grasen bis es ganz finster war, worauf wir wieder sattelten und bis gegen eilf Uhr Nachts ritten. Dann machten wir in einem von Bergen umgebenen Thale Halt. Die Pferde wurden befestigt, Wachen ausgestellt und alles so sicher wie möglich gemacht. Ich unterhielt mich noch etwas mit den Tonkowas, die sich auf einen niederen Platz zurückgezogen hatten und auf einen Angriff von den Comanches mit Gewißheit rechneten. Ich versprach

im Fall eines Angriffs mit ihnen zu sein, ging nach meinem Platz und begab mich zur Ruhe; bald war ich im tiefen Schlafe. Gegen ein Uhr weckte mich das Geheul der Wölfe und Coyotes, welches nicht ganz natürlich lautete; doch beruhigte ich mich und wollte eben wieder einschlafen, als plötzlich das Kriegsgeschrei aus tausend Comanche-Kehlen ertönte; zugleich wurde eine Salve aus Gewehren, Pfeilen und Pistolen über unsere Köpfe gefeuert. Jedermann sprang nach seinem Pferd, aber zu spät. Sie hatten sich beim ersten Schrei und Schuß sämmtlich losgerissen und waren in der Finsterniß verschwunden. Sobald ich überzeugt war, daß mein Pferd verloren, lief ich nach dem Lager der Tonkowas, wo es sehr lebhaft herging, legte mich neben meinem Freund Palacosh in einen Graben und pfefferte lustig auf die Comanches, die das Lager von allen Seiten angegriffen hatten. Bald verstummte jedoch der Lärm und es herrschte eine drückende Ruhe. An fünfhundert Pferde waren verloren und der Oberst sandte mich mit ein paar Dutzend Mann hinaus, um die Pferde in der Nähe des Lagers einzufangen. Ich drang ziemlich weit vor, doch hatte ich bald keine Leute mehr, denn sobald ich einige Pferde hatte, schickte ich sie der Sicherheit wegen gleich ins Lager. Ich hatte ungefähr fünfundsiebzig zusammengebracht, als ich mich ganz allein fand und zwar weiter vom Lager entfernt, als rathsam schien. Ich kehrte also um und gab das Geschäft auf bis Tagesanbruch. Sobald aber der Tag anzubrechen fing, war Alles in Bewegung; Pferde, Packthiere und Maulthiere wurden gesattelt. Ich hatte ein Pferd von den Tonkowas bekommen und war mit ihnen auf die Anhöhe geritten, wo unsere Pferde überall herumliefen oder standen, um noch einzufangen was möglich war.

Die Comanches waren ebenfalls da und sehr geschäftig, um ihrerseits ebenfalls so viel Pferde wie möglich fortzubringen und die Koppeln von ihren Füßen abzunehmen. Auf einem Areal von sieben bis acht Meilen waren zerstreute Pferde, Indianer und Soldaten; denn unsere Leute, die ihre Pferde verloren, waren auch heraufgekommen und nahmen manches Pferd wieder. Von allen Seiten her hörte man das Gerattel von Karabiner- und Pistolenschüssen, sowie das Geschrei der Comanches und Tonkowas, die tüchtig daraufgingen.

Ich hatte eben zwei Pferde gefangen und war beschäftigt, auf der Erde knieend ihnen die Koppeln von den Vorderfüßen abzumachen. Da diese aber von dem Laufen in der letzten Nacht sehr fest angezogen waren, so war es langsame Arbeit. Plötzlich sprengten zwei Indianer auf mich zu, mit ihren alten Pistolen eifrig schießend; da ich aber nie einen großen Respekt vor Indianern als Pistolenschützen hatte und auch meine Pferde nicht loslassen wollte, so beachtete ich sie nicht, sondern arbeitete ruhig fort, bis sie mir doch etwas gar zu nahe kamen. Ich packte meinen Karabiner und legte an, was ihnen aber so wenig behagte, daß sie kehrt machten. Im selbigen Augenblick kamen einige Tonkowas auf sie gestürzt und es folgte ein interessanter Kampf, welchen ich weiter zu beobachten jedoch keine Zeit hatte. Ich nahm meine Pferde, übergab sie den ersten von meinen Leuten, die ich zu Fuß traf und machte mich wieder auf den Weg, um noch mehrere einzufangen. Ein Offizier kam jetzt herauf mit etwa vierzig Mann und verfolgte einen Theil der Indianer, welche nach einer Schlucht galoppirten; aber kaum waren unsere Leute darin, als einige hundert Comanches, die dort verborgen waren, auf sie stürzten und ihnen den Rückzug abschnitten. Nun entstand ein hitziges Gefecht. Die Indianer kämpften mit großem Muthe; allen unseren Todten waren die Wunden schwarz gebrannt vom Pulver, so nahe waren die Feinde auf sie eingeritten. Die Tonkowas bemerkten jetzt die gefährliche Lage unserer Leute, stürzten sich auf die Indianer und kämpften mit einer solchen Wuth, daß sich die Compagnie aus der Schlucht zurückziehen und ihnen ihre Rettung verdanken konnte. Jetzt waren auch die übrigen Truppen heraufgekommen und das Gefecht wurde allgemein: vierhundert und fünfzig Soldaten, vierzig Tonkowas auf einer Seite, tausend Comanches auf der andern. Von Tagesanbruch bis Mittag ging es heiß her, als endlich die Comanches die Flucht ergriffen. Wir blieben einige Stunden auf dem Schlachtfeld, um unsere Todten zu begraben und Waffen und andere Beute zusammenzusuchen. Die Leute ohne Pferde wurden jetzt zu den Wägen zurückgeschickt, während wir auf das Indianerdorf vorrückten. Dort langten wir am andern Tage an, fanden es aber bereits verlassen; nur eine Anzahl Hunde hatten sie in der Eile zurückgelassen, welche uns folgten. Nach

einigen Stunden Rast ging es wieder weiter ihren Spuren nach, die uns auf die Staked plains brachten. Es regnete und hagelte, dabei blies ein eisiger Wind, daß einem die Zähne klapperten. Tag und Nacht schwärmten die Krieger um uns, alle Augenblicke einen Angriff machend, so daß von Schlaf keine Rede war, von Absatteln ebensowenig; denn stieg man ab, so waren die Rothhäute schon da, und auf und darauf ging's dann wieder. Hielten wir einige Stunden, so konnten von je drei Mann zwei schlafen, die andern mußten wach bleiben und die Pferde beim Zügel halten, während eine Compagnie fortwährend zu Pferd sein mußte, um Angriffe abzuschlagen, so daß die andern etwas Ruhe genießen konnten. Eine Nacht besonders wurden wir fortwährend angegriffen. Mein Hauptmann, der eine Linie Reiter aufgestellt sah, ritt darauf zu und schrie: Was zum Teufel! rückt denn diese Compagnie nicht vor? Groß war aber sein Erstaunen, als die vermeintliche Compagnie das Kriegsgeschrei der Comanches ausstieß und wirklich auf ihn vorrückte. Er sprengte eiligst zurück und wären wir ihm nicht halbwegs entgegengekommen, so wäre dies seine letzte Nacht gewesen. Vier Tage und Nächte dauerte der Kampf und während der ganzen Zeit hatten wir keinen Tropfen Wasser gefunden. Zuletzt kamen wir an einen Weiher mitten auf den Staked Plains, wo wir die Verfolgung aufgaben; denn die Mannschaft und mehr noch die Pferde waren total erschöpft. Letztere waren erst nach einigen Tagen Rast im Stande zurückgetrieben zu werden, denn außer dem leeren Sattel konnten sie für einige Tage nichts mehr tragen. Die vielen Lodge poles (lange Stangen, um welche die Indianer ihre Zelten hängen), dienten uns als Feuerholz und ein Becher guten Kaffees nach so langer Zeit flößte uns neue Kraft ein. Gleich konnte man von allen Seiten des Lagers wieder schlechte Witze hören. Die Pferde ließen wir frei laufen, denn von einer Stampede durch Indianer war bei ihrem jetzigen Zustande keine Rede. Nun traten wir unseren Rückzug an, jeder Mann sein Pferd führend und außer den Waffen einen Lodge pole (lange dünne Stange) tragend, welches uns als Feuerholz diente, da man auf den Staked plains weder Baum noch Strauch findet. Es war ein interessanter Zug, und manches Pferd mußten wir zurücklassen, ehe wir Cadfish

Creek erreichten. Hier versteckten wir sämmtliche überschüssige Sättel, Vorräthe und Waffen in Gräben, wo wir sie später wieder abholten. Wir marschirten auf den Rio Brazos zu, wo wir früher unsere Wägen verlassen hatten, trafen aber auf dem Wege einen Schwarm Indianer, welche sich in eine furchtbare Felsenmasse voll kleiner Höhlen flüchteten. Sie wurden von uns umringt. Nun hatten wir sie zwar in den Felsen, aber die Schwierigkeit war sie herauszuholen, denn sehen konnten wir sie nicht und jeder, der in die Nähe kam, wurde von ihnen geschossen. Unser Oberst war der erste, er erhielt einen Pfeil durch das Bein, der ihn vergiftete, und beinahe wäre er daran gestorben; der nächste erhielt eine Kugel durch die Lunge, ein dritter kam nicht besser weg. Doch die Tonkowas schafften bald Rath. Sie waren über den Berg geritten und schossen nun gerade von oben herunter auf die Comanches. Von zwei Seiten angegriffen mußten sie sich doch auf einer oder der andern blosstellen, und bald waren sie von Kugeln durchlöchert. Einige waren verwundet, daß sie nicht mehr stehen konnten, so legten sie sich, unterhielten aber fortwährend ein tödtliches Feuer. Sobald der letzte fiel, sprangen die Tonkowas von oben auf sie herunter, traktirten sie mit Messerstichen und scalpirten, daß es eine Freude war. Wir mußten bleiben bis eine Ambulanz vom Lager gebracht werden konnte, ehe wir die Reise nach den Transportwägen fortsetzten. Endlich, nach vielen Strapatzen langten wir dort an, um uns eine Woche lang auszurasten. Während dieser Zeit ging unser Vorrath an frischem Fleisch zu Ende; ich wurde mit einigen unserer Leute hinausgeschickt, um Wild zu schießen. Ein Tonkowa schloß sich mir an, leider aber auch ein Infanterie-Offizier, Lieutenant Sp., der natürlich die Partie kommandiren wollte. So ritten wir etwa fünf Meilen und kamen in die Nähe des Rio Brazos, als ich einen Hirsch verwundete, den ich aber wieder verlor. Wir ritten deßhalb auf der Bergkette, welche den Fluß umgab, entlang, während der Tonkowa im Flußthale fortritt, um womöglich den Hirsch noch zu finden. Er fand die Spur und folgte ihr nach, ohne sich viel umzusehen, denn hätte er seine Augen offen behalsen, so hätte er fünfzig Schritte hinter sich einen Comanche reiten sehen, der ihn für einen Kameraden hielt und ihm ruhig folgte

Der Tonkowa fand den Hirsch und streckte ihn mit einem Schuß nieder; er war eben im Begriff ihn auszuweiden, als ein Paar Comanches, die den Schuß gehört, auf ihn zugeritten kamen. Tonkowa John feuerte sogleich auf sie, als der, welcher John gefolgt war und jetzt seinen Irrthum einsah, ebenfalls seine Pistole nach ihm feuerte. John dachte, wie er mir später erzählte: „Mich denk, mich besser geh", fügte auch die That hinzu, sprang auf sein Pferd und nahm Reißaus. Wir hatten den Schuß gehört und waren abgestiegen, um auf das Erscheinen Johns mit dem Hirsch zu warten, als er auf einer Anhöhe sichbar wurde, mit den Armen uns Zeichen machend. Ich merkte sogleich, daß er anderes Wild als einen Hirsch gefunden und sprengte auf ihn zu; die andern folgten so schnell sie konnten. Schon von weitem rief mir der Tonkowa zu: „Sombrero, neno jalos esucion" (Sombrero, ich fand Comanches), wandte sein Pferd und galoppirte nach dem Rio Brazas zu. Am Ufer angekommen, durften wir auch nicht lange suchen, denn zwölf Comanches kamen uns entgegen, während ich noch eine Heerde Pferde im Thale bemerkte und daher der Meinung war, daß vielleicht ein Theil Krieger im Gebüsch am Flusse versteckt war. Ich wandte mich um, um meine Leute an Vorsicht zu mahnen; groß war aber mein Erstaunen, als ich außer dem Tonkowa und meinem Freund Y. Niemand erblickte. Der Herr Lieutenant S. war mit den Uebrigen fortgesprengt, um, wie er mir später sagte, Verstärkung vom Lager (das sieben Meilen entfernt war) zu holen. Die Kühnheit der Indianer wunderte mich jetzt auch nicht mehr, von denen drei bis auf zweihundert Schritte heran ritten und sich mit dem Schwenken ihrer Schilde und dem Abfeuern von alten Pistolen auf uns belustigten, dabei ein ganz melancholisches Kriegsgeschrei ausstießen, welches John mit seinem eigenen in viel kräftigerer Stimme beantwortete. Die andern Indianer waren von ihren Pferden gesprungen, hatten sich ins Gebüsch gelegt und fingen jetzt ein Preisschießen an, dem wir als Scheibe dienen sollten; sie bewiesen sich aber als ganz schlechte Schützen. Da wir drei dieser Vorstellung nicht den ganzen Tag zusehen konnten, ohne für unseren Eintritt zu bezahlen, so stiegen wir ab und feuerten zu gleicher Zeit auf die drei Indianer zu Pferde, was diese in solche Aufregung versetzte, daß

einer von ihnen todt vom Pferde stürzte. Die andern zwei bogen sich vom Pferde nach dem Boden hinab, zogen den Todten aufs Pferd, einer legte ihn vor sich über den Sattel, wie einen Sack Mehl und dann ritten sie davon. Diese waren wir los, nun lenkten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Scharfschützen im Gebüsch, denen wir etliche Salven gaben, daß sie sich eiligst auf ihre Pferde setzten und Geschäften in einer andern Gegend nachgingen.

Das Schlachtfeld war unser, aber die Pferde, welche ich im Thale bemerkt, hatte ein squaw (Frau) während des Gefechts davon getrieben. Hätte uns der Lieutenant nicht diesen elenden Streich gespielt, so wäre Alles unsere Beute geworden. Wir ritten zurück nach dem Lager, wo ich meinen Rapport machte und es nicht fehlen ließ, den Lieutenant beim Oberst als einen ganz lumpigen Feigling zu bezeichnen, der nicht nur selbst davonlief, sondern auch meine Leute abhielt ihre Schuldigkeit zu thun. Am nächsten Morgen ritt der Oberst selbst hinaus, in Begleitung von sämmtlichen Offizieren und fünfzig Mann, um den Platz in Augenschein zu nehmen; nachdem ich ihm die verschiedenen Stellungen erklärt hatte, gab er dem Lieutenant vor den Anwesenden einen tüchtigen Verweis; dieser aber wurde von Jedermann mit Verachtung angesehen; sogar die Tonkowas, wenn er an ihrem Lager vorbei kam, riefen ihm nach und erlaubten sich schlechte Witze über ihn zu machen. Im Gebüsch, wo die Schützengesellschaft der Comanches gelegen, fand man noch ein blutiges Bukskin-Hemd mit einem Kugelloch auf der Brust, ein Hirschfell-Säckchen mit der „big medicin" (Große Medizin) eines Kriegers und andere Kleinigkeiten, welche zeigten, daß auch diese Gesellschaft nicht so ganz ohne Schmisse davon gekommen war. — Bei unserer Rückkehr in's Lager fand ich eine famose Büffelzunge auf mich wartend, welche Tonkowa Johns Frau extra für Sombrero gebraten hatte, und welche dieser auch mit großem Appetit verzehrte. Der Rückzug nach Jacksboro wurde jetzt angetreten. Das war ein trauriges Bild. Ueber die Hälfte der Cavallerie ging zu Fuß, die Wägen, von denen jeder mit sechs schönen, fetten Maulthieren herausgekommen war, hatten nicht mehr wie drei für den Wagen, die übrigen waren von der Cavallerie zusammengeritten und die Wagenthiere waren so mager und elend von den

Strapatzen geworden, daß wir ihrer noch viele auf dem Wege verloren. Die Mannschaft selbst sah aus wie eine Bande Räuber, die Kleider zerlumpt und in Fetzen, viele hatten Hosen aus Kornsäcken gemacht, andere Schuhe aus roher Büffelhaut und über die Luftigkeit der Hüte konnte sich Niemand beklagen. Nur der alte unsterbliche Humor lag noch in den Zügen der Krieger. Wir marschirten sehr langsam und erreichten nach acht Tagen Double Mountain, wo wir die Nacht wieder ohne Wasser zubringen mußten. Da wir aber von dem kalten Winde tüchtig ausgeblasen waren und etwas warmer Kaffee eine Nothwendigkeit erschien, so nahmen zwei von uns bewaffnet einige große Kessel und griffen aus nach dem vier Meilen weit entfernten Rio Brazos, um Wasser zu holen. Es war halbzehn Uhr, als wir den Fluß erreichten; kaum hatten wir unsere Kessel gefüllt, als sich ein Pferdegetrampel vernehmen ließ. Wir machten uns eilig in den Schatten eines überhangenden Felsen, von wo aus wir eine große Schaar Indianer beobachteten, welche herangekommen waren, um ihre Pferde zu tränken, worauf sie ruhig weiter ritten. Sobald sie verschwunden, nahmen wir unser Wasser und traten den Rückweg nach dem Lager an, welches wir um eilf Uhr erreichten. Trotz der späten Stunde wurde die Hälfte unserer Ladung Wasser in starken Kaffee verwandelt und mit großem Behagen getrunken, die andere Hälfte wurde für das Frühstück aufgehoben.

XXIX. Erholung von den Strapatzen. Mein Pferd Tayopog. Nach Fort Sill. Junge Panther. Streitigkeiten mit den Bürgern der Stadt Jacksboro. Vier Waschbären.

Endlich erreichten wir Jacksboro, wo uns die Regimentsmusik feierlichst empfing. Wir gedachten uns hier auf einige Zeit auszuruhen. Am Abend ging Jedermann nach der Stadt, um sich an Eierpunsch zu laben und in einer Wirthschaft waren nahe an zweihundert Personen zusammengedrängt, halb Militair halb Civil. Es ging etwas laut zu, denn die tapfern Krieger waren an die Kraft dieses edlen Getränkes nicht mehr gewöhnt und hatten bald

ein Stadium erreicht, wo sie zu politisiren anfingen. Da es außen ziemlich kalt war, so hatte man im Zimmer den in der Mitte stehenden eisernen Ofen tüchtig geheizt. Auf diesen stellte sich ein begeisterter junger Mann, der durchaus eine Rede halten wollte und keinen besseren Platz dazu finden konnte und begann seine Ansprache. Von allen Seiten her ertönte das Geschrei: „Werft ihn hinaus", dann wieder Stimmen, welche Ruhe geboten, kurz es war ein furchtbarer Lärm. Der Redner ließ sich durchaus nicht stören; von seinen Füßen erhob sich eine dicke Rauchwolke, die Sohlen seiner Stiefel waren verbrannt, noch sprach er fort und die Füße mußten schon lange angefangen haben zu rösten; doch in seinem Patriotismus setzte er sich über solche Kleinigkeiten hinweg. Da konnte ich es nicht mehr aushalten und aus Mangel an etwas Größerem nahm ich mein Bierglas und warf es nach seinem Kopf, verfehlte ihn aber und traf meinen Freund Charley, der auf der andern Seite stand, so daß er der Länge nach hinfiel. Das war das Signal zum allgemeinen Kampf, jeder haute auf den los, der ihm gerade am nächsten war; der Redner und der Ofen wurden miteinander umgeworfen, einige Schüsse fielen, die Lichter wurden ausgelöscht, dann wuß'e ich nichts mehr, denn es hatte mich Jemand von hinten mit einem Revolver über den Kopf gehauen, daß ich mich auf ein paar Minuten für gar nichts interessirte. Als ich mich wieder zusammenklaubte, war das Zimmer leer und ich machte mich eiligst auf den Heimweg, legte mich zu Bett und war bald in dem Lande der Träume. Am Morgen lernte ich, daß drei Todte und einige Verwundete auf dem Schlachtfeld geblieben waren.

Da es jetzt Befehl des Doctors war, uns alle tüchtig mit Gemüsen und Vegetabilien zu füttern, so wurde ich mit vier großen Wägen nach den Ansiedlungen geschickt, um solche auf den Farmen einzukaufen. Wir machten eine Rundreise durch Weatherford, Peal Station, Cleburn und andere kleinere Nester, bis wir unsere Wägen geladen hatten hauptsächlich mit süßen Kartoffeln, Rüben und Zwiebeln, ein Luxus, den wir nur selten zu sehen bekamen. Nach einer zehntägigen Tour kehrte ich wieder zurück und es fehlte uns für einige Zeit nicht an schlecht gekochten Gemüsen. Ehe ich fortging, hatten wir eine Anzahl neuer Pferde bekommen,

worunter ein besonders hübscher vierjähriger Rothschimmel war, der alle Anlagen zu einem guten Sattelpferd hatte; nur war er so wild, daß ihn noch Niemand angefaßt hatte, denn er schlug mit Vor- und Hinterfüßen, wenn nur Jemand in seine Nähe kam; doch sah ich schnell, daß er es mehr aus Furcht als aus Bosheit that. Ich hatte, ehe ich nach Weatherford ging, den Wunsch geäußert, daß ich dieses Pferd gerne hätte. Als nun die Pferde während meiner Abwesenheit vertheilt wurden, so behielt man diesen für mich zurück; es wollte auch sonst Niemand mit ihm zu thun haben. Bei meiner Zurückkunft fand ich also, daß ich Besitzer dieses lustigen Thieres geworden; ich gab ihm den Namen „Tayopog", oder auf deutsch „Wilde Katze", was er auch durch und durch war. Nun machte ich mich daran, ihn zu zähmen; da ich Erlaubniß hatte, ihn zu jeder Zeit aus dem Stall zu nehmen und überhaupt mit ihm zu thun, was ich wollte, so konnte ich es mir leicht machen. Dazu bekam ich noch einige andere junge Pferde einzureiten, so daß es mir an Unterhaltung nicht fehlte. Mit meinem ging ich sehr langsam um und wollte ihn erst vollständig zahm machen, ehe ich das Reiten auf ihm probirte. Nach einer Woche kroch ich unter seinen Füßen herum, hob sie auf und hatte ihn soweit, daß er mir folgte und auf den Ruf kam, dabei blieb er so scheu wie immer gegen Fremde und schlug Jeden, den er erreichen konnte. Jetzt fing ich an ihn zu satteln, was ihm gar nicht zu gefallen schien; denn sobald ich ihn gesattelt, schlug er zwei Pferdeställe zusammen, bockte furchtbar, und als das nichts half, wälzte er sich zur Abwechselung. Ich ließ ihn austoben, nahm den Sattel wieder ab und ließ ihm Ruhe bis zum nächsten Tag. Nun sattelte ich ihn wieder und sprang auf nach vielen Schwierigkeiten. Da ging's aber los; er geberdete sich, wie nur ein wildes Pferd kann, bis er sich ausgetobt hatte. Darauf ritt ich ihn noch eine halbe Stunde und sattelte wieder ab. Von jetzt an ritt ich ihn jeden Tag eine Stunde und bald war er eines der besten Pferde der Garnison, nur hatte er noch eine böse Gewohnheit. Er wollte mich nämlich nicht aufsteigen lassen, so daß ich genöthigt war, seinen Kopf jedesmal kurz an einem Baum zu befestigen, bis ich im Sattel war. Dabei lernte er etwas, was mir sehr angenehm war. Wenn ich ihn

nämlich angebunden hatte, so nahm ich die Zügel nie eher in die Hand, als bis ich im Sattel saß; als er mich endlich nach einem Monat ruhig aufsteigen ließ, so that er es nur, wenn ich die Zügel unberührt auf seinem Halse liegen ließ. Nahm man die Zügel zuvor, so kam man nie auf seinen Rücken. Dies wußte Niemand außer mir, so konnte ihn auch kein anderer Mensch besteigen und von der Compagnie konnte ich keinen überreden es zu probiren. Indeß die Eigenschaft nach Fremden zu schlagen behielt er bei; besonders beim Exerziren, wenn ihn ein Pferd drängte oder ihm zu nahe kam, schlug er mit einer solchen Fertigkeit, daß kein Mensch hinter mir reiten wollte und ich auf einer Seite ganz für mich zu reiten hatte, was für mich gar nicht unangenehm war. Als er später einmal den Pferde-Doktor über den Haufen schlug, hätte ich ihn erst recht für kein Pferd in ganz Texas getauscht.

Die Indianer ließen wieder von sich hören, sie überfielen C. C. während der Nacht, wurden aber zurückgeschlagen. Der Verlust der Compagnie war ein Mann und ein Pferd. Kurz darauf hatte dieselbe Compagnie ein Gefecht mit Indianern an Devils River, wobei Hauptmann W. von seiner Mannschaft abgeschnitten wurde. Er mußte sein Glück in der Flucht versuchen, wurde aber stark verfolgt. Doch als er im Gebüsch seinen Hut verlor und die Indianer seinen kahlen Kopf sahen, blieben sie lachend stehen und riefen: „Nicht gut, Scalp schon fort“; sie ließen ihn ungestört entkommen, denn ein Feind ohne Scalp ist nicht viel Mühe werth. — Ich hatte wieder mit einigen Mann nach Fort Syll in Indian Territory zu reiten, um eine Depesche hinaufzubringen. Wir ritten tüchtig und setzten in einigen Tagen über Red River. Am letzten Tage hielten wir gegen Mittag an einem Flüßchen zehn Meilen vom Fort, um zu essen und die Pferde grasen zu lassen. Wir saßen um ein Feuer, ich hatte eben einen schönen Laib Brod gebacken und zum Abkühlen auf's Gras gelegt, als eine große Schaar Kiowas vorbeiritt. Da wir jetzt auf ihrer Reservation waren, so durften wir sie nicht belästigen, was sich auch bei ihrer Ueberzahl für unsere paar Mann nicht gepaßt hätte. Eine squaw (Frau) galoppirte zum Feuer, schreiend: „Mich eß gern Brod“, und ehe ich recht wußte, was los

war, hatte sie vom Pferd herabgelangt und ritt mit meinem schönen Laib Brod davon. Ich ergriff schnell meinen Karabiner, um sie vom Pferde herunterzuschießen; aber ein zweiter Gedanke sagte mir, daß dies nur den Tod meiner Leute zur Folge haben würde und so war ich gezwungen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und ging an die Arbeit, einen andern Laib zu backen. Diesen aßen wir aber heiß, da das Kühlen in dieser Nachbarschaft zu riskant war. Am Abend erreichten wir Fort Syll, wo die Kiowas äußerst unabhängig zu sein schienen; denn sie nahmen den Negersoldaten ihre Patronen ab, so oft sie dachten, daß sie Gebrauch dafür hätten. Diesen war es verboten, Streit mit den Indianern anzufangen, da man fürchtete, sie wären nur zu bereit wieder Feindseligkeiten zu beginnen; die Neger ließen sich daher Alles gefallen. Im Laden kaufte ein Neger ein Pfund Tabak, während einige Kiowas dabeistanden. Sobald er dafür bezahlt, trat ein großer Krieger auf ihn zu, hielt ihm mit einer Hand ein Messer unter die Nase, mit der andern ergriff er das Packet Tabak, sagend: „Mich hab gern Haufen Tabak", steckte es unter den Arm und stellte sich ruhig zu seinen Kameraden. Der Neger sagte kein Wort, sondern schaute ihn einen Augenblick recht dumm an und ging nach Hause.

Wir traten bald den Rückweg an und erreichten Jacksboro ohne weitere Abenteuer. Einige Wochen, ehe ich nach Fort Syll ging, hatten wir einen alten Panther geschossen und zwei junge gefangen, die ich aufziehen wollte. Sie waren von der Größe einer Katze, doch etwas länger; da ihre Haare noch sehr kurz waren, sahen sie häßlich aus, kratzten und bissen auch wie die Wildkatzen. Um sie schneller zu zähmen, hatte ich sie getrennt und einzeln gehalten, wobei sie ruhiger wurden und hübsch heran wuchsen. Während ich nun in Fort Syll war, hatten sie meine Kameraden der Bequemlichkeit des Fütterns halber zusammen in eine große Kiste gesperrt, wo sie kämpften und sich gegenseitig tödteten, so daß ich sie bei meiner Zurückkunft beide todt fand, was ich als einen großen Verlust betrachtete.

Im alten Fort Belnap, in der Nähe von Jacksboro, wohnte ein Mann, welcher sich einige Büffel aufgezogen hatte. Ein großes Paar Stiere hatte er sogar soweit gebracht, daß er sie

einspannte und sie arbeiteten ganz gut, bis er eines Tages auf den Bergen des Brazos Holz holte Die Büffel hatten großen Durst und rochen das Wasser im Flusse; da konnten sie ihre Büffelnatur nicht länger überwinden, sondern gingen in dem ihnen eigenen Galopp auf den Fluß zu, den Wagen mitnehmend, aber den Fuhrmann zurücklassend. Unglücklicher Weise sind hier die Ufer des Flusses einige hundert Fuß hoch und so schroff, daß zwar ein Büffel hinunterklettern könnte, das war aber für einen schweren Wagen doch nicht passend. So kam es eben, daß die Büffel, die die Sache nicht so genau berechneten, gerade am schlechtesten Platz hinunter wollten, was ihnen auch gelang, nur war ihnen dabei der Hals gebrochen und der Wagen ein Trümmerhaufe geworden. Als der Eigenthümer am Platze anlangte, warf er einen traurigen Blick auf die Ruinen seines Wagens, lispelte „Verdammt“, und ging zu Fuß nach Hause, hat auch seitdem das Fahren mit Büffeln nicht mehr cultivirt.

In Jacksboro war ein Tanzhaus, das schon seit Jahren der Schauplatz blutiger Kämpfe gewesen, ja in einem Jahre waren ungefähr sechs von unsern Leuten dort getödtet worden. Als dies aber jetzt einem unserer besten Leute passirt war, so wurde beschlossen, das Haus von der Erde zu vertilgen. In einer stürmischen Nacht marschirten über ein hundert Mann mit geschwärzten Gesichtern auf das Haus zu, viele trugen große Kannen Petroleum und alle waren bewaffnet. Die Kellner und Eigenthümer fanden sich plötzlich jeder mit einem Revolver unter der Nase und es wurde ihnen höflichst gerathen, sich stille zu verhalten. Doch ward ihnen erlaubt, ihre Kleider, Geld und ein wenig Handgepäck mit hinaus zu nehmen, wo sie strenge bewacht wurden. Das mitgebrachte Petroleum wurde über das Dach, die Betten und das ganze Haus gegossen und wie mit einem Schlage war das ganze Gebäude in hellen Flammen, die schwarzgemalte Mannschaft um das Feuer tanzend, wie eben so viele Teufel. Als alles brannte, daß an kein Löschen mehr zu denken war, zogen sie ruhig ab und jeder schlich sich nach seiner Wohnung.

Am nächsten Tage war die Stadt in einer großen Aufregung, sie verlangte Genugthuung vom kommandirenden Offizier und die Auslieferung sämmtlicher Betheiligten an die Civil=Behörde.

Da aber Niemand wußte, wer die Betheiligten waren, und nur der erste Sergeant unserer Compagnie erkannt worden war, so verlangten sie diesen. Der Oberst sagte ihnen, daß derselbe in seinem Quartier wäre und daß er selbst keinen der Civil-Beamten verhindern würde ihn zu arretiren. So kamen sie denn nach dem Compagnie-Gebäude, der Sheriff trat vor und verlangte die Person des Sergeant G. Er wurde gebeten, herein zu spaziren und ihn zu holen; sobald er aber im Zimmer war, wurde er gepackt, tüchtig geprügelt und hinausgeworfen. Ohne sich länger aufzuhalten ging er zurück nach der Stadt und schickte seinen Gehilfen, welcher bei seiner Ankunft in ein Faß Küchenabfallwasser getaucht und minus seiner Waffen heimgeschickt wurde mit der Bitte, sich und seine Collegen bald wieder sehen zu lassen.

In der Stadt wurde die Aufregung noch größer, so daß für den nächsten Tag eine Versammlung im Rathhause berufen wurde. Während der Nacht indeß schlug ein Bösewicht ein großes Plakat an die Rathhausthür, so daß die Herren es gleich lesen konnten, wenn sie kamen; es war an die Bürger der Stadt gerichtet und darin kurz und bündig gesagt, daß eine weitere Verfolgung dieser Geschichte sofort aufhören müsse; wenn das nicht geschähe, würde ihnen ihr Nest von einer Stadt über den Köpfen verbrannt werden, und jeder Beamte, der das Fort betrete, um irgend einen der Truppen zu verhaften, sofort erschossen. Dieses Document hatte die richtige Wirkung; die Stadt war in Bestürzung, denn sie hatten nicht den geringsten Zweifel, daß die Drohung ausgeführt würde, im Falle sie unseren Wünschen nicht nachkämen. Jeder hatte ein Haus und keiner wollte es gern angezündet haben; somit wurde nach vielem Reden hin und her endlich beschlossen, die Sache ruhen zu lassen. Dennoch waren sämmtliche Zeitungen in Texas voll von den großen Ereignissen in Jacksboro, natürlich noch viel schöner und kräftiger ausgemalt. Auf diese Weise kam die Kunde auch zu den Ohren des kommandirenden Generals in Austin. Er schrieb um Aufklärung über die Geschichte an unsern Postkommandanten, dieser erklärte ihm die Sache, worauf sich der Herr General nicht weiter darum kümmerte.

Auf die Entdeckung des Plakat-Verfassers waren jedoch zwei-

hundert Dollars Belohnung ausgesetzt worden; es hat sich aber heute noch Keiner gefunden, der ihn entdeckt hätte.

Eines Morgens, gerade als es anfing etwas Licht zu werden, saß ich im Gebüsche an Vorposten, da hörte ich ein Geräusch auf mich zukommen. Nach einiger Zeit sah ich eine dicke schwarze Linie herannahen, die im Halbdunkel aussah wie eine riesige schwarze Schlange Doch bei genauerer Beobachtung erkannte ich, daß es vier kleine Waschbären waren, die da einer hinter dem andern herspazirt kamen. Ich beschloß sogleich, sie für meine Menagerie zu fangen und sprang auf sie zu. Sie ergriffen die Flucht, konnten aber, da sie sehr jung waren, nicht schnell laufen und bald holte ich den letzten ein, welcher sich auf den Rücken warf und ohne Bewegung dalag. Ich ließ ihn liegen, um erst die andern zu fangen, holte den zweiten ein, welcher sich ebenfalls so hinlegte; dann setzte ich die Jagd nach den noch übrigen zwei fort; doch diese entkamen ins Gebüsch. Eiligst kehrte ich um nach den zwei ersten; da waren diese auch verschwunden und ich konnte sie nicht mehr finden. Moral: Da ich mit einem oder zwei nicht zufrieden war, sondern sie alle vier haben wollte, bekam ich gar keinen.

Jede Comgagnie Cavallerie hatte acht Packthiere (Maulesel) und ich wurde jetzt als Compagnie-Packer kommandirt. Ich hatte außer meinem Pferd vier Packthiere zu besorgen, war aber von allem andern Dienst frei und bekam zwanzig Cents per Tag Zulage, mußte aber auch das Füttern der Pferde übersehen und die Fouragekammer. Doch frei von Wachen zu sein war ein großer Vortheil, da wir bei dem vielen Dienst beinahe jede andere Nacht an Wache waren.

XXX. Expedition nach New-Mexico. Am Rio Pecos. Auf eigenen Wegen.

Vorbereitungen wurden jetzt wieder gemacht für eine neue große Expedition und ich hatte viel zu thun. Die Packthiere mußten sämmtlich neu beschlagen werden, vier frische wilde Maulthiere bekamen wir noch dazu, die Packsättel wurden anprobirt und genau durchgesehen, jedes schadhafte Stück Leder gleich zum

Sattler gebracht und alles, was zu meinem Packzuge gehörte, mußte stark und gut hergerichtet werden. Die neuen wilden Packthiere mußte ich satteln und ihnen einstweilen ein paar Säcke Sand aufladen, damit sie sich austummeln konnten, um etwas gezähmt zu werden. Dabei hatte jeder für sich selbst zu sorgen. Stiefeln wurden angeschafft, welche fünf bis sechs Monate Strapazen aushalten konnten, breitkrämpige Hüte gekauft, die großen Messer tüchtig geschliffen, ein Vorrath von Rauchtabak und Zündhölzern in die Satteltaschen gesteckt, kurz, Alles vorbereitet für einen halbjährigen Scout in die Wildniß. Karabiner und Pistolen wurden tüchtig eingeölt, Patronen gefaßt und alles Hab und Gut, das man zu Hause ließ, in Kisten verpackt und zugenagelt. Im Comissary Departement ging es auch lebhaft her, ein Wagen nach dem andern fuhr vor, wurde mit Mehl, Speck, Kaffee, Zucker u. s. w. beladen, bis einhundertundfünfzig Wägen fix und fertig dastanden.

Der zum Aufbruch bestimmte Tag nahte heran; in aller Frühe wurde gesattelt, die Maulthiere bepackt, die Trompete blies zum Aufsitzen und der lange Zug bewegte sich zum Fort hinaus durch die Stadt Jacksboro und verschwand in dem dichten Eichenwald bald aus den Augen. Da aber gewöhnlich beim Abschied eine große Quantität Schnaps vertilgt wird, auch jeder Mann seine Feldflasche beim Abgehen füllen läßt, so herrschte eine sehr heitere Stimmung und viel dummes Zeug wurde getrieben. Packthiere, die frei gingen, liefen davon und mußten oft lange im Walde gejagt werden, bis sie wieder an ihre Plätze kamen. Hier und da sah man streitende Parteien, die im Walde abstiegen und einen Faustkampf nach den Regeln des Ringens abhielten; andere hatten sich hinter Büsche schlafen gelegt und kamen erst Nachts wieder in das Lager; andere, denen der Schnaps ausgegangen, waren zurück galoppirt nach Jacksboro, um sich einen frischen Vorrath zu holen. Unter diesen Umständen konnten wir am ersten Tag keinen großen Marsch machen, sondern hielten an der West-Fork des Trinity-Flusses, wo sich während der Nacht die zerstreuten Kräfte sammelten und ihre Brände ausschliefen. Morgens war Jedermann auf seinem Platz.

Nun gingen wir über den Little Wichita nach Big Wichita,

durchstreiften die Wichita-Gebirge, wo wir schwarze und braune Bären in großer Anzahl fanden; von da wieder herab nach Gilberts Creek, ein kleines Flüßchen, welches in den Red River fließt, wo wir einige Tage hielten, um auf die Ankunft anderer Truppen von verschiedenen Forts zu warten.

Unsere Tonkowa-Indianer hatten auf dem Marsche eine Bande wilder Pferde angetroffen, welche sie verfolgten. Am Abend kamen sie in das Lager und brachten vier hübsche Mustang-Pferde mit, welche sie mit dem Lasso gefangen hatten. Mein Freund Palacosh war so glücklich gewesen, einen bildschönen vierjährigen Hengst von kohlschwarzer Farbe einzufangen, dessen Mähne und Schweif beinahe bis zur Erde hingen. Als wir am nächsten Tag etwas früher Halt machten, ließ er den Bedienten eines Offiziers, einen Neger, das Pferd besteigen. Auf meine Frage, warum er es nicht gleich selbst zähme, antwortete er mir: „Neger nicht gut. Vielleicht bricht Hals; Hausen Spaß".

Die Zeit vertrieben wir uns mit Fischfang und Jagd, auch hatten wir ein Prairiefeuer, welches uns bald ausgebrannt hätte; nur durch Anwendung aller Kräfte gelang es uns, desselben Herr zu werden. Die Truppen kamen an und jetzt ging es gegen Nordwest, wo wir über verschiedene Zweige des Red River, über Beaver und Mud Creek nach den Territorien vordrangen. Am Mud Creek fanden wir einen abgehauenen Baum mit einer Inschrift des Majors S., des berühmten amerikanischen Offiziers und Exploreurs, der vor Jahren, als die Indianerstämme noch friedlich waren, so weit vorgedrungen war. Wir kamen über Pease River und streiften in den Washita-Gebirgen umher, wo wir auf manche kleinere Abtheilung Indianer stießen und vieles Interessante zu sehen bekamen. Doch regnete es seit drei Wochen unaufhörlich. Trotzdem hatten wir über Schluchten zu gehen, die jetzt großen Strömen gleich sahen, wo unsere Packthiere oft im Schlamm stecken blieben und ihnen die Ladung abgenommen werden mußte, damit man sie herausziehen konnte.

Oft kam es vor, daß das Wasser der Flüsse und Bäche, besonders nach einem Regen schmutzig und nahezu ungenießbar war. Dann kam uns der Cactus, welcher überall wächst, wohl zu statten. Man nimmt ein Blatt, legt es einige Minuten aufs Feuer, um

die vielen großen und kleinen Stacheln daran zu verbrennen; schneidet dann das Blatt in Scheiben, welche man in einen Eimer Wasser legt und rührt dieses mit einem Stock ein bis zwei Minuten lang um. Alles Unreine im Wasser fängt sich in dem feinen Schleim, welchen das Blatt enthält und sammelt sich in Flocken. Nun gießt man das Wasser durch ein Tuch und es ist so rein, wie das reinste Quellwasser. Auf diese Weise reinigte ich oft Wasser, das dick genug war, um mit der Gabel gegessen zu werden und machte es genießbar und angenehm zu trinken. Doch hatten wir auch öfter Wasser, welches erst tüchtig gekocht werden mußte, um die unzähligen kleinen Schlangen, Würmer und andere vorsündfluthlichen Thiere darin zu tödten und unschädlich zu machen.

Endlich traten wir den Rückzug nach unseren Wägen an, welche wir seiner Zeit glücklich wiederfanden Es hatte ein Monat lang fortwährend geregnet; als wir wieder einmal trocken wurden, wußten wir uns gar nicht mehr zu benehmen. Wir rasteten ein paar Tage, gingen dann westwärts und kamen an den Cadfish Crek, gerade um die Zeit, als wir ein Jahr vorher die Schlacht mit den Comanches geschlagen. Wir folgten dem Flüßchen hinauf bis zu den Quellen, wo das Indianerdorf gestanden war, und stießen noch auf Spuren davon. Hier ließen wir unsere Wägen stehen und gingen hinaus auf die Staked Plains, wo wir einem Pfade eilf Tage lang folgten, ohne Baum oder Strauch zu sehen. Am zwölften Tage erreichten wir eine Hügelkette, aus Sandhügeln bestehend und dicht mit Gesträuch bewachsen. Nächsten Tag kamen wir in eine Schlucht, mit großen Baumwollenbäumen bestanden. Sie hieß auf spanisch Cañada blanca. Wir waren im Territorium (jetzt Staat) von New-Mexico.

Bald erreichten wir den Rio Pecos, der ringsum von hohen Bergen eingeschlossen ist und hielten etwa fünf Meilen vom mexikanischen Städtchen Puerta Luna auf einer hohen Prairie an, um einige Tage hier zu verweilen. Da wir auf dem ganzen Weg über die Staked Plains kein Wild angetroffen, daher auch kein frisches Fleisch gehabt, so wurde jetzt beschlossen, einige Schaafe von den Mexikanern zu kaufen. Als der einzige, der die Sprache verstand, wurde ich gewählt, um mit Packthieren und einem Be-

gleiter nach der Ansiedlung zu reiten und den Einkauf zu besorgen. So machten wir uns auf den Weg und bald standen wir so, daß wir das enge Pecos-Thal zu unseren Füßen hatten und die von Adobe gebauten Häuser der zerstreut liegenden Ranchos sahen. Aber wie hinunterkommen? Die Berge waren einige tausend Fuß hoch und weder Weg noch Steg war zu finden. Ich suchte aber doch eine Stelle aus und wir begannen hinabzuklettern. Die Pferde mußten wir führen und schoben sie zuweilen an Plätzen, wo ein Sprung von drei bis vier Fuß nöthig war, mit Gewalt hinab. Die Maulthiere betrugen sich besser, da Bergsteigen ihre Specialität ist. Mit der Zeit gelangten wir auch hinab, fanden aber zu unserer nicht sehr großen Freude, daß die Hütten auf dem entgegengesetzten Ufer des Rio Pecos waren, welcher hier ein anständiger Strom und stark angeschwollen war. Da wir keinen Uebergangsplatz finden konnten, so schwammen wir mit unseren Thieren hinüber, erreichten ziemlich naß die erste Rancho und wurden daselbst von einer zahlreichen Familie, welche schon lange weder Wasser noch Seife benützt zu haben schien, freundlich empfangen.

Wir kauften ihren ganzen Vorrath an Butter und Käse und ritten dann flußaufwärts nach einer Vieh-Ranch, um Schaafe zu kaufen. Der Handel war bald abgemacht, die Schaafe geschlachtet, ausgeweidet und auf die Packthiere geladen. Ehe wir uns auf den Heimweg machten, hatte ich mich zuvor erkundigt, wo wir über den Fluß kommen könnten, fand aber, als ich an den Platz kam, daß mein Pferd gleich nach ein paar Schritten zu schwimmen hatte. So konnte ich den Uebergang mit beladenen Maulthieren nicht wagen; ich ritt also den Fluß entlang, um eine seichte Stelle zu finden, doch überall mit demselben Mißerfolg. Endlich fand ich einen mexikanischen Jungen, welcher uns einen Platz zeigte, wo wir, indem wir einen großen Kreis beschreiben mußten, glücklich und trocken ans andere Ufer gelangten. Bis wir den Berg wieder hinaufkamen, war es finstere Nacht, und erst gegen zehn Uhr erreichten wir das Lager, wo unsere Ladung an die verschiedenen Abtheilungen vertheilt wurde. Dann begaben wir uns zur Ruhe.

Nächsten Morgen wurde gesattelt und es war Alles zum Auf-

bruch bereit, als Capitain M. zu mir kam und mir sagte, daß ich heute zu Fuß gehen müßte, was bei dem schmutzigen Wetter, wo die Prairie eine Pfütze war, sehr beschwerlich sein mochte. Ich hatte daher keine Lust, darauf einzugehen. Auf meine Frage, warum mir eine so angenehme Ueberraschung bereitet werde, antwortete er mir, daß der erste Sergeant, der ein großer Feind von mir war, gemeldet hätte, ich wäre gestern Abend betrunken nach dem Lager gekommen und deshalb müßte ich zur Strafe ein paar Tage zu Fuße gehen. Ich setzte ihm ruhig auseinander, daß ich in den fünf Jahren, die ich gedient, noch nie betrunken war, was er selbst zugab, und daß es mir gestern, wo man auf hundert Meilen im Umkreis nichts Stärkeres als schlechten Kaffee bekommen konnte, ganz unmöglich gewesen wäre, in einen solchen Zustand zu gerathen, selbst wenn ich den besten Willen dazu gehabt hätte. Wenn es das schmutzige Wasser des Rio Pecos gewesen, das mich angegriffen, so wüßte ich nichts davon, übrigens hätte ich die ganze Compagnie zum Zeugen, daß ich so nüchtern wie je zurückgekommen war. Einige, die zugehört, traten sogleich auf und bezeugten die Wahrheit meiner Aussage, worauf der Capitain zum ersten Sergeant zurückging und mit ihm eine Zeit lang sprach. Er kehrte zurück und sagte mir, daß er mir völlig Glauben schenke, aber der erste Sergeant hätte mich geordert zu Fuß zu gehen, daher müßte ich eben einen Tag Strafe aushalten. Jetzt ging mir die Geduld aus und ich sagte mit wenigen Worten, daß ich mir, als völlig unschuldig, eine Strafe von einem Lumpen wie Sergeant G. dictirt, nicht gefallen lassen würde und verlangte sogleich Erlaubniß, mein Anliegen dem Oberst zur Entscheidung vorzutragen. Darauf bekam ich die Antwort, daß ich am Abend den Oberst sprechen könnte, womit mir, nachdem ich einen Tag zu Fuße gegangen, natürlich nicht geholfen war. So wandte ich mich an den Capitain und belehrte ihn, daß, wenn ich zu Fuße gehen müßte, ich meinen eigenen Weg einschlagen würde, um mit einer Armee, wo nicht die geringste Gerechtigkeit zu finden sei, nichts mehr zu schaffen zu haben. Er gab mein Pferd einem Manne zu führen, kommandirte „Vorwärts" und ritt voraus. Meine Leute, welche alle den letzten Theil der Unterhandlung mit angehört hatten und wohl wußten, daß ich im vollen Ernst und

im Rechte war, schüttelten mir die Hand und ritten fort. Ich folgte ihnen eine halbe Meile, bis wir an einen Platz kamen, wo große Felsen und Höhlen waren, wo ich dann rechtsum machte, in eine Höhle spazirte, meinen Mantel ausbreitete und mich schlafen legte

XXXI. In den Rio Pecos-Gebirgen. Unheimliche Gesellschaft. Las Colonias. In der Schmiede. Lynch-Gericht. Politische Wahl. Gerichts-Scene. Weiter nach Ocate. Major Domo. Heulieferungen für Fort Union. Kit Carson, Colorado. Nach Silver City, Arizona. Pferdediebe. Rückkehr nach Kit Carson. Las Animas.

Als mich das Gekrabbel von Eidechsen über mein Gesicht aufweckte, war die Sonne beinahe untergegangen. Ich machte mich auf den Weg nach dem Rio Pecos, kletterte den hohen Berg hinab, schwamm über den Fluß und aß eine Portion Mustang-Trauben, welche an den Ufern des Flusses in großer Fülle wachsen. Nachdem ich mich gesättigt und meine Pfeife angezündet, ging ich wohlgemuth meines Weges und erreichte in einer Stunde Puerta Luna, wo ich in ein Haus eintrat, um mich über die Gegend zu orientiren. Die Bewohner, gastfreundlich wie alle Mexikaner, luden mich sogleich zu einer Mahlzeit ein, welche ich mir gut schmecken ließ, worauf ich ein Säckchen mit Proviant füllte, meinem Wirthe dankte und mich wieder auf den Weg machte, da ich beschlossen hatte, meine Reise der Kühle und Sicherheit wegen in einem wenig bewohnten Lande meistens bei Nacht zu bewerkstelligen. Ich befand mich jetzt in dem Pecos-Gebirge, von der Hauptstraße ab, in einem wenig bekannten Theile des Territory's von New-Mexico, war wohl bewaffnet, hatte einige Tage Proviant, Rauchtabak, Pfeife und Zündhölzer; was sich ein Mensch noch mehr wünschen kann, begreife ich nicht. Gegen Morgen kam ein heftiger Sturm heran, es regnete in Strömen, und ich ging daran, ein Obdach zu suchen, welches ich bald in der Gestalt einer Höhle fand, die ich gleich im Namen des Kriegers Sombrero von Texas in Beschlag nahm. Bald

loderte ein helles Feuer auf und erleuchtete den Felsenpalast, in dem ich mich, nachdem eine kleine Schlangenjagd zu allgemeiner Befriedigung beendet war, recht behaglich einrichtete.

Ein Becher Thee war schnell gebraut, etwas getrocknetes Fleisch gebraten und nun saß Sombrero bei einem kräftigen Frühstück, das ihm nach dem langen Marsche während der Nacht ausgezeichnet mundete. Bei diesen Vorbereitungen war es Tag geworden und ich stieg auf einen Felsen, um die wildromantische Gegend zu betrachten; doch wurde meine Aufmerksamkeit bald auf etwas Menschliches gelenkt durch die Erscheinung einiger Hasen, die dicht bei mir unter den Büschen ihr Spiel trieben. Ein Knall und einer davon rollte im Grase. Bald war er abgezogen und in der Höhle aufgehängt für den Mittagstisch. Ich legte mich jetzt zur Ruhe und erfreute mich eines gesunden Schlafes, der bis vier Uhr Abends dauerte. Gestärkt erhob ich mich, um die Vorbereitungen zur Mahlzeit zu treffen. Das Feuer brannte hell auf, der Hase stak an einem hölzernen Spieße darüber, in der Asche waren die Knollen resp. Wurzeln einer Pflanze, die hier in den Bergen wächst und sehr schmackhaft ist, zum Braten verdeckt, das Theewasser stand auf dem Feuer und bald erfüllte der Wohlgeruch einer Hotelküche die Luft. Sobald alles fertig à la mode, wurde aufgetragen und gemüthlich aß Sombrero das kräftige Mahl. Nach der Mahlzeit wurden die Ueberreste derselben in den Sack gesteckt, die Pfeife angezündet und der Marsch wieder angetreten.

Gegen ein Uhr Nachts, als ich über ein Stück Prairieland ging, das mit zerstreuten Eichbäumen bewachsen war, fielen drei lange Schatten über den Weg; bei näherer Untersuchung fand ich die sterblichen Ueberreste von drei Novajoe-Indianern vom Baume herabhängen, welche des Pferdediebstahls schuldig, dort eingeholt und wegen Mangel an Zeit an einen Ast aufgeknüpft worden waren, an welchem sie dem Aroma nach, schon einige Tage gehängt haben mußten. Da die Unterhaltung mit dieser Gesellschaft sehr langweilig war, so hielt ich mich nicht lange bei ihnen auf, überließ sie vielmehr der Gesellschaft von Raben und Aasgeiern, welche auf den umstehenden Bäumen ihr Nachtquartier aufgeschlagen hatten und mit Sehnsucht den Morgen erwarteten,

Corral war es meine Gewohnheit, am Abend beim Melken spazieren zu gehen, das Vieh zu betrachten und hie und da einen schlechten Witz zu machen. Dies war alles ganz harmlos, hätte ich nicht auf die verschiedenen Kühe gedeutet und dabei gesagt: „Diese ist von So und So in Texas, diese hat das Brand des Herrn N. und jene kommt von X.“ u. s. w. Dadurch kamen zuletzt die Leute auf den Verdacht, ich gehöre zu Hitson's Gesellschaft und wäre nur vorausgekommen, um das Vieh einstweilen auszuspioniren. Des Abends kamen sie alle im Kaufladen zusammen und beschlossen, da ich gekommen wäre, um sie um ihr Vieh zu bringen, mich aufzuhängen. Nach diesem Beschluß thaten sie sich an dem starken Aquardiente Gutes, um sich auf die bevorstehende Hinrichtung zu stärken.

Ich saß im Hause rauchend, als Thomkins hereinstürzte, mir den Beschluß der Versammlung kundzuthun und mich bat, auf meiner Hut zu sein und schnell den Platz zu verlassen. Da ich aber nicht einsah, wie das Davonlaufen mir helfen konnte, so beschloß ich erst eine andere Methode zu probiren, nahm meinen Revolver in die Hand und ging schnurstracks nach der Tienda, wo sogleich bei meinem Eintritt in das Zimmer, mit der verdächtig aussehenden Pistole in der Hand, alles Gespräch verstummte und Jedermann mich furchtsam betrachtete. Ich ließ nicht lange auf mich warten, sondern sagte den versammelten Herren mit ruhiger Stimme, daß mir etwas zu Ohren gekommen wäre von einem Lynchgerichte, das hier stattfinden sollte; da ich aber dabei interessirt wäre, so möchte ich den Herren empfehlen, sich ja nicht in der Straße, wo ich wohnte, sehen zu lassen, da ich jedem, der wider meinen Wunsch handle, eine Kugel durch den Kopf schicken würde. Diese kurze Ansprache hatte die gehoffte Wirkung, wie ich sah, als ich stolz zur Thüre hinaus schritt und nach Hause ging. Ich machte mein Gewehr zurecht und beschloß die Nacht über zu wachen, schlief aber schon um neun Uhr ein und erwachte nicht wieder bis am Morgen. Kaum hatten wir gefrühstückt, als eine Deputation um die Ecke bog, ein weißes Tuch schüttelnd. Ich ließ sie heran kommen. Thomkins wurde eingeladen, sie nach der Tienda zu begleiten. Dort frugen sie ihn über meine Gesinnung und er erklärte ihnen, daß sie einen

Irrthum gemacht hätten; wenn sie es aber nicht einsehen wollten, so würde er mir zur Seite stehen und mir helfen Rache zu nehmen. Kurz darauf wurde ich ersucht nach dem Store zu kommen, wo ich um Verzeihung gebeten wurde wegen des Irrthums, den sie gemacht, und neue Freundschaftsbezeugungen entgegen nahm. Ich sagte, daß es mir lieb sein würde, mit ihnen freundschaftlich zu verkehren, daß aber, im Falle es nicht sein könnte, ich mich nicht fürchtete und niemals einen Finger breit weichen würde. Ich kannte die Natur der Mexikaner zu gut, um ihnen die geringste Furcht zu zeigen, sondern benahm mich gerade so, als wenn ich mich vor ganz New-Mexico nicht fürchtete. Damit war alles friedlich abgemacht; die Mexikaner hatten einen großen Respekt vor mir bekommen und konnten mir jetzt gar nicht genug Höflichkeit erweisen. Sämmtliche Gärten waren mir zur Verfügung gestellt, im Falle ich eine Melone oder andere Früchte zu essen wünschte.

Eines Abends kamen Boten ins Dorf gesprengt und verkündigten, daß Hitson mit seinen Leuten unten am Flusse sei und am Morgen in aller Frühe eintreffen werde. Sogleich wurde der größte Theil des Viehes in die Berge getrieben, andere sollten während der Nacht geschlachtet werden. Bei der Beleuchtung einiger Talgkerzen wurde die Corral in ein Schlachthaus verwandelt und ein Dutzend Ochsen lagen schnell am Boden. Das Abziehen begann unter großen Schwierigkeiten, denn beim geringsten Geräusch vom Flusse her rief einer oder der andere: „Sie kommen“; dann wurden jedesmal die Lichter schnell ausgeblasen und Alle liefen aus der Corral, während in ihrer Abwesenheit eine Schaar Hunde sich am Fleische Gutes that. Endlich gegen ein Uhr Nachts war die Arbeit vollendet, das Fleisch nach den verschiedenen Häusern getragen, die Häute versteckt und das Blut in der Corral wieder verdeckt.

Thompkins und ich hatten mitgeholfen und schleppten jetzt zum Lohne ein ganzes Viertel Ochsenfleisch nach Hause. Nächsten Morgen kamen wirklich einige von Hitson's Leuten angeritten und blieben den Tag über bei uns. Sie tranken beinahe allen Schnaps in dem Laden auf, wobei ihnen mein Herr College nach Kräften beistand und ich eine ungeheure Portion schlechter Cigar-

ren rauchte, während die Einwohner sich meistens aus dem Dorfe flüchteten, als die Jungen nach einem alten Gebrauch anfingen, nach allerhand Kleinigkeiten zu schießen. Am Abende verließen sie uns wieder und bald herrschte die alte Ruhe im Dorfe. Ungestört arbeiteten wir jeden Tag vier bis sechs Stunden, badeten im Flusse, gingen zu jedem Wettrennen und die Firma Thompkins und Co. war bald weit und breit bekannt. Jeden Abend nach sieben Uhr kamen die Musikanten (ein Paar alte Violinspieler) heraus auf den Haupt=Plaza (Marktplatz) und spielten ein Stücklein, worauf die Bewohner aus den Häusern strömten, sich der Musik anschlossen, mit Sang und Klang zu unserem Haus marschirten, wo sie so lange hielten, bis wir den Ehrenplatz hinter der Musik eingenommen hatten; dann zog der fröhliche Haufe nach dem Fandango (Tanzhause), wo mit Tanzen, Singen und Musiziren die Nacht zum Tag gemacht wurde. Erst am Morgen begab man sich nach Hause, um noch einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Wir wurden in der Ansiedlung als gute Mechaniker betrachtet und dieser Ruf erhöhte sich noch bedeutend durch folgenden Zufall: Ein Mexikaner kam zu mir mit einem abgebrochenen Stück Eisen sagte, daß es zu einer Mühle gehörte und daß er ein neues haben müßte, um auf seiner Mühle zu arbeiten. Darauf erging er sich in einer langen Beschreibung der Maschine, wo das Eisen hingehörte, die Verbindung, welche es haben müßte; kurz als er endlich fertig geworden, wußte ich so viel, wie vor dem Anfang der Erklärung. Ich sagte ihm, daß das Eisen Nachmittags fertig sein würde. Als er fort war, ging ich an die Arbeit, nahm ein Stück Eisen, machte es heiß, klopfte und hämmerte darauf herum, bog es in allerhand Schlangenwindungen, stieß einige Löcher durch und feilte dann das ganze schön glatt. Der Mann kam, ich übergab ihm das Eisen und er nahm es mit nach der Mühle. Kurz darauf kehrte er zurück mit freudestahlendem Gesicht und berichtete, daß das Eisen passe wie gegossen, und daß die Maschine jetzt besser als jemals liefe. Ich nahm das Lob hin mit der Miene eines alten Geschäftsmannes, der sein Handwerk gründlich versteht, wurde aber doch neugierig und ging selbst, um mein Kunstwerk zu besehen nach der Mühle, wo ich bereits eine be=

wundernde Menge versammelt fand. Von diesem Tag an war mein Ruf als Mechaniker ersten Ranges festgestellt. Unsere Hauptarbeit war das Repariren alter Ackergeräthschaften und das Beschlagen von Pferden, was ich schnell und gut machen konnte. Man brachte uns aber auch alte Gewehre und Pistolen, deren Federn gebrochen. Da wurde freilich manches Stückchen Stahl verpfuscht, ich erlaubte aber bei solchen Arbeiten Niemanden mir zuzusehen, ferner machte ich öfters Brandeisen, um Vieh zu branden, was oft viel Studien kostete. Indeß wir brachten immer etwas fertig, das Aehnlichkeit mit dem Original hatte und die Leute waren sehr zufrieden; folglich waren wir es auch. Unsere Bezahlung mußten wir meistens in Getreide, Schaafen, Käse und Landesprodukten nehmen. Wir hatten in Folge dessen ein großes Gebäude voll allerhand Getreide, das wir aber erst über hundert Meilen weit nach Las Vegas transportiren mußten, um es in Geld zu verwandeln. Geld hatten wir jedoch kaum nöthig; denn da Niemand den Artikel besaß, so war gar keine Nachfrage darnach. Was wir aus dem Laden bezogen, bezahlten wir, wie die andern Leute in Waizen und Korn, das wenige Baargeld, was wir von Reisenden einnahmen, legten wir als einen unnützen Artikel bei Seite. Unser Haus hing so voll von dem beliebten Chili Colerado (Rothen spanischen Pfeffer), daß es ganz roth aussah; an Käsen jeder Größe und allem was zu einer guten Tafel nöthig ist, war durchaus kein Mangel; somit lebten wir lustig und vergnügt. Eines Tages trieben die Einwohner eine Bande wildes Vieh herein, um sie zu markiren und zu branden. Da sie aber ziemlich schlecht den Gebrauch des Lassos verstanden, so war ich auch dabei und fing das Vieh für sie. Da sich bei einer solchen Gelegenheit immer die Bewohner als Zuschauer betheiligten, so hatten wir viel Spaß. Zuletzt fing ich einen großen wilden spanischen Zuchtstier. Man fing an, ihn an den in der Mitte stehenden Pfosten zu ziehen, doch mißlangen verschiedene Versuche ihn zu werfen. Die Menge hatte sich in die Corral gedrängt und sah neugierig zu. Ich wollte einmal eine Abwechslung haben; so nahm ich das glühende Brand-Eisen, hielt es schnell an das Thier, bis es markirt war und lief dann, was ich konnte zur Corral hinaus; denn ich bildete mir wohl ein, was folgen würde. Der

Stier, sobald ihn das glühende Eisen ordentlich brannte, brüllte, brach das Lasso entzwei und stürzte sich mit großer Kampfbegier auf die Zuschauer. Noch nie löste sich eine Versammlung schneller auf und durch die kleinsten Ritzen der Einzäumung schlüpften die Leute mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit. Einigen, die über die Einzäumung kletterten, half der entrüstete Stier von hinten nach, so daß sie gleich zehn Schritte weit flogen, ehe sie den Boden berührten.

Die Wahlen für den Alcalde (Bürgermeister, Richter und Alles in Allem) waren herangekommen. Da unsere Firma die einzige in der Gegend war, die leserlich schreiben konnte, so wurde ich zum Hauptschreiber und Würdeträger während dieses politischen Ereignisses gewählt. Thompkins unterstützte mich eifrig, indem er Jedem sagte, für wen er zu wählen hätte, wenn er nicht geprügelt werden wolle. Sie hatten schon oft Beweise seiner Tüchtigkeit in dieser Hinsicht gesehen; so gingen also die Wahlen ganz nach Wunsch und unser alter Freund Don Antonio Duanno ward wiederum zum Alcalde gewählt. Der einzige Polizeidiener im Platz wurde von einem neuen abgelöst, was mich freute, da ich schon früher Unannehmlichkeiten mit demselben gehabt hatte. Es war nämlich nach einem Fandango. Thompkins, von Mescal bezaubert, hatte dort sämmtliche Fenster, Stühle und Tische zusammengeschlagen und war vor den Alcalde gebracht worden. Da meine Aussage vor Gericht nothwendig war, so kam der Polizeidiener mit einem Prügel bewaffnet in die Werkstätte und benachrichtigte mich, daß meine Anwesenheit bei Gericht erwünscht sei. Da ich aber nicht in der Eile war, sondern ruhig fortarbeitete, so sprach er nochmals und fügte hinzu, er hätte mich gleich mit zurückzubringen. Dies war mir eben doch zu stark; ich warf einen großen Schmiedehammer, den ich in der Hand hatte, nach seinem Kopf, worauf er sich eiligst aus dem Staube machte und mich nie mehr belästigte. Sobald ich meine Arbeit vollendet, ging ich nach Hause, aß zu Mittag und machte mich dann langsam auf den Weg nach dem Gericht, wo ich mir den einzigen Stuhl im Hause zu Gemüth zog, meine Pfeife anzündete und dann den Richter fragte, was denn eigentlich los sei. Dieser erklärte mir höflichst, daß eine Klage gegen meinen Collegen wegen Zer=

störung der Möbeln eingegangen sei. Er fragte mich, ob wir geneigt wären, die Sache in Ordnung zu bringen. Ich sagte ihm, daß sich das mit der Zeit finden würde. Darauf wurde die Sitzung aufgehoben, der Alcade begleitete uns zur Thüre, nahm höflich Abschied und wir bekamen nie mehr von der Sache zu hören.

Bald kam mich wieder die Lust zum Reisen an und ich beschloß, bei erster Gelegenheit meine Geschäfte in Ordnung zu bringen und mir andere Gegenden zu besehen. Als ich eines Tags einen Mann traf, der in Arizona wohnte und herüber gekommen war, um eine Heerde Pferde zu kaufen, nahm ich sein Anerbieten, mit ihm nach Arizona zu gehen, an, konnte aber meine Sachen zum Tage seiner Abreise nicht in Ordnung bringen und versprach daher, ihn auf dem Wege einzuholen. Sobald ich Alles fertig hatte, verließ ich Las Colonias und fuhr mit einem Bekannten über fünfzig Meilen weit bis bosque rodunta oder was früher Fort Sumter war, wo wir am zweiten Nachmittag ankamen. Mein Mann war bereits fort. Ich machte mich um vier Uhr Abends auf den Weg und um sieben Uhr Morgens hatte ich eine Strecke von fünfzig englischen Meilen zurückgelegt und Bosque Grande erreicht. Doch auch hier war ich zu spät. Ich hatte nun keine Lust mehr, dieser Partie auf die von Comanches und Apaches gefüllten Staked Plains nachzulaufen, sondern ruhte mich aus bis Abends und trat dann in Begleitung eines Mexikaners den Rückweg an. Schon um neun Uhr Morgens saßen wir wieder beim Frühstück in Bosque Rodunda; ich war also ein hundert englische Meilen in vierundzwanzig Stunden gegangen. Allerdings war ich jetzt ziemlich schlecht auf den Füßen; ich blieb deßhalb einige Tage bei einem Bekannten, bis ich Gelegenheit hatte, mich einem Wagenzuge anzuschließen, der nördlich ging. Zu diesem Zuge gehörte ein großer Wolfshund, der sehr böse war und bei Tag mit einer Kette an einem der Wägen befestigt war, während der Nacht aber zur Bewachung des Lagers losgelassen wurde. Die erste Nacht, nachdem sich Alles zur Ruhe begeben hatte und ich in meinen schweren „Serape" gehült auf dem Boden lag, ließ der Major Domo den Hund los und begab sich ebenfalls zur Ruhe. Es waren aber keine fünf Minuten, ehe der Hund mich

bemerkte, mit einem wüthenden Knurren auf mich sprang und nun dalag, mit den Zähnen fletschend, um einen Platz zum Anbeißen zu suchen. Ich rührte mich natürlich nicht, sondern blieb ganz stille, obgleich ich wohl spürte, wie er mit seiner Schnauze über mein Gesicht fuhr. Er schien entschlossen, die Nacht bei mir zuzubringen und die Geschichte fing an unangenehm zu werden, als einer der Mexikaner, durch das beständige Knurren des Hundes aufmerksam gemacht, meine interessante Stellung bemerkte, den Major Domo rief und beide den Hund von mir wegrissen, um ihn an die Kette zu legen, wo sie ihn bewachten, bis ich mich in einen der Wägen gelegt hatte. Als sie ihn wieder losließen, wollte er mich sofort wieder mit seinem Besuche beehren; er konnte aber diesmal nicht herein und mußte sich deßhalb damit begnügen, seinen Groll unter dem Wage mit Brummen auszulassen. Indeß nach ein paar Tagen waren wir gute Freunde; aber mein braver Punke lebte nicht lange mehr. Er hatte nämlich eines Tages einen Mexikaner vom Pferd heruntergerissen und beinahe umgebracht, kurz darauf sich in eine Heerde Schaafe gestürzt, zwei davon erwürgt und halb aufgefressen und als der Major Domo ihn abwehren wollte, nach dem Major Domo gebissen — da ging diesem Herrn die Geduld aus und er sandte ihm eine Kugel durch den Kopf, woran der böse Punke starb.

Nach einer Woche kamen wir in einen mehr angesiedelten Theil Neu-Mexiko's und blieben einen Tag in der Stadt Las Vegas. Darauf gingen wir nach Fort Union und wieder achtzehn Meilen weiter nach Ocate, wo mich die Firma Ames & Bryant als Major Domo, Hausmeister, Postmeister und zu verschiedenen anderen Aemtern engagirte. Sie besaßen eine große Mühle, einen Wagenzug von fünf Wägen mit je acht Maulthieren, etwa vier hundert Stück Vieh, verschiedene Ranchos und hatten die Agentur für Fort Union, das heißt: die Truppen, welche bei uns oder in der Nähe hielten oder passirten, mit Fourage u. s. w. zu versorgen, wofür die Regierung alle Vierteljahr bezahlte. Gegenwärtig hatten sie den Contract eingegangen, einige hundert Tonnen Heu nach Fort Union zu liefern. Da ging es lebhaft zu im Heulager; ich hatte einige Tage die Mähmaschiene zu fahren, bis wir so weit waren um anfangen zu können, Heu nach

Fort Union zu liefern. Da ich den Wagenzug übernehmen und als Major Domo fungiren mußte, so brachte ich einige Monate mit Heuliefern zu. Es war gerade eine Tagreise mit geladenen Wägen von Ocate nach Fort Union, und da theilweise die Straße etwas schlecht war und wir immer sehr schwer geladen hatten, so kam es vor, daß hie und da einer meiner Fuhrleute umschmiß, was uns dann einige Stunden länger aufhielt. Am Abend kamen wir im Fort an, campirten daselbst und trieben die Maulthiere in die Berge hinter dem Fort, wo sie der Nachthirt hütete. Um Acht Uhr Morgens kam der Quatermaster, wog unser Heu, inspizirte es und schrieb mein Receipt aus, worauf es abgeladen wurde, was keine schlechte Arbeit war; denn da wir verpflichtet waren, es in Stacks oder in einen großen Haufen zu packen, nach Vorschrift, und da dieser Stack über neunzig Fuß hoch war, so mußte man mit der Zeit Gerüste bauen und das Heu von einem Gerüst auf's andere werfen. Dazu mußte ich meine ganze Mannschaft haben, um nur einen Wagen abzuladen. Im Herbst, wann oft große Windstürme vorkommen, welche drei, vier und acht Tage dauern, durfte ich, solange der Wind blies, nicht abladen lassen, denn bis das Heu von einem Gerüst aufs andere kam, war es weggeblasen, ohne den Gipfel zu erreichen. So kam es vor, daß ich manchmal acht Tage im Fort war, ehe ich meine fünf Wägen abladen konnte. Kamen wir zurück ins Heulager, so ging es ebenfalls nicht, während eines Windsturmes zu laden; oft, wenn es um Mitternacht etwas windstill wurde, hatten wir das ganze Personal mit Heuladen beschäftigt. Nach zwei Monaten war der Contract erfüllt und wir ließen die Maulthiere eine Zeit lang laufen. Einmal war der alte Damm der Mühle weggeschwemmt worden, so nahm ich eine Anzahl Arbeiter und baute einen starken Damm mit einer Steinmauer an der untern Seite; eine Arbeit, die vierzehn Tage in Anspruch nahm. Dann wurden die Wägen nachgesehen, alles Schadhafte reparirt, die Geschirre genau inspicirt, was zerrissen, geflickt, ausgebessert und geölt. Die Maulthiere wurden nach Hause gebracht und sämmtlich beschlagen, was keine leichte Arbeit war, da sie halbwild und, wie überhaupt Maulthiere, furchtbar störrig waren. Als diese Arbeit besorgt war, wurden die Wägen geschmiert, der Proviantkasten gefüllt, ange=

spannt und fort ging es nach dem Eisenbahnstädtchen Kit Carson in Colorado, um den Wagenzug mit Frachtholen zu beschäftigen. Wir kamen durch gute und schlechte Gegenden, dabei schoß ich manche Antilope auf dem Weg. Bei Dry Cimaron, einem Flüßchen, wo mein Prinzipal eine Ranch besaß, hielten wir zwei Tage, um Wolle und Korn zu laden; von da mußten wir weiter über die Raton Gebirge. Gleich am ersten Tag hatten wir einen großen steilen Berg von viertausend Fuß Höhe vor uns, um welchen sich die Straße windet, die gerade breit genug für einen Wagen ist. Auf einer Seite Abgrund, auf der andern steiler Berg; als wir halbweg oben waren, kam ein langer mexikanischer Wagenzug schwer beladen mit Quartz-Mühlen für die Goldminen in Arizona herunter und begegnete uns auf dem schlechtesten Stück Weg am Berg. Jetzt standen wir da und keiner konnte ausweichen ohne umzuschmeißen oder in den Abgrund zu rutschen. Der mexikanische Major Domo war sehr höflich und da keiner von uns beiden leicht in eine Aufregung zu bringen war, so ließen wir erst einen tüchtigen Kessel Kaffee brauen und hielten eine freundschaftliche Mahlzeit auf dem Berge. Nachdem gegessen und eine Cigarette geraucht war, holten wir unsere Hacken und Spaten heraus und Alle gingen mit einem Willen an die Arbeit, daß wir bald einen Platz hatten, um meine Wägen hinausfahren zu lassen; dann wurden die langen von Ochsen gezogenen Wägen einer nach dem andern mit Hülfe aller unserer Leute vorbeipraktizirt. Darauf hielten sie und halfen meine Wägen wieder in die Straße zu bringen; alsdann verabschiedeten wir uns und jeder zog seines Weges weiter.

Für die Nacht hielt ich bei einer Pferde-Ranch an der Grenze zwischen New-Mexico und Colorado. Der Eigenthümer erzählte mir, daß die Nacht vorher zwei Amerikaner bei ihm zugebracht und ihm einen Sattel abgekauft hätten; am Morgen aber hätte ihm einer davon die Pistole vor den Kopf gehalten, bis der andere ein Paar der besten Pferde in der Corral gefangen und gesattelt hatte; dann wären beide aufgesessen und davongeritten. An der Beschreibung erkannte ich zwei berüchtigte Pferdediebe, die sich zwischen hier und Ocate schon seit Monaten herumtrieben und bereits von jedem Ansiedler in der Gegend Pferde gestohlen

hatten. Sie gehörten früher zu einer großen Diebsbande, die hier gehaust und vor einigen Monaten vom Militär aufgerieben wurde. Nach einigen Tagen erreichten wir den Arkansas-Fluß, fuhren durch das Städtchen Las Animas und Fort Lyon, wo wir über Nacht blieben. Ich kaufte mir eine große Wurst in Las Animas und wollte sie mitnehmen, um sie auf dem Weg zu essen, hing sie deßhalb Abends an einen der Wägen, vergaß aber ganz und gar darauf. Am andern Tag, nachdem ich schon über fünf Meilen von Fort Lyon entfernt war, fiel mir ein, daß ich die schöne Wurst am Wagen hängen hätte und ritt nach dem Wagen, um mich an dem Anblick der Wurst zu laben, aber groß war meine Trauer, als ich nur die Schnur mit einem Zipfelein Haut übrig fand. Die Wurst war durch das Schütteln des Wagens abgerissen und verloren gegangen. In gestrecktem Galopp ritt ich die Straße zurück und fand ganz nahe am Fort die Wurst; da aber drei Wägen darüber gefahren waren, so war aus ihr nur eine fette Masse Sand geworden und nicht mehr zu genießen. Ich ging meiner Wege mit dem festen Vorsatz, die nächste Wurst, sobald sie in meinen Besitz gelangt, zu essen und nie mehr einem solchen Risico auszusetzen. Noch ein paar Tage über Prairie und wir fuhren in das lebhafte Städtchen von Kit Carson ein, wo bereits Hunderte von Frachtwägen ein- und ausluden. Die Stadt Kit Carson selbst besteht aus dem Eisenbahn-Depot, vier großen Schmieden, fünf Kaufläden, etwa vierzig Trink-, Spiel- und Tanzhäusern. Es liegt mitten auf der offenen Prairie an einem trocknen sandigen Fluß, Big Sand Creek oder auch Sandy Fork genannt, wo in einem Umkreis von hundert Meilen weder Baum noch Strauch zu sehen ist, aber überall schönes Gras in Fülle wächst. Ich lud meine Wägen am nächsten Tag mit Mehl und Speck für Fort Lyon am Flusse Arkansas und bald war ich wieder auf dem Weg. Die ersten zehn Meilen gingen durch eine Gegend von Sandhügeln, wo die Räder oft bis an die Achsen einsanken, so daß wir den ganzen Tag brauchten, um über die Strecke zu kommen, denn oft mußte ich zwanzig Maulthiere an einen Wagen spannen, ihn eine Strecke weit fahren lassen, dann wieder zurückgehen und den andern holen und so fort einen nach dem andern, bis wir spät am Abend nach Kiowa Springs

kamen, wo eine Post-Station ist. Von hier aus hatten wir gute Straße nach dem Fort; wir lieferten unsere Fracht ab und gingen wieder zurück nach Kit Carson. Ich machte die Reise vier Mal nach Fort Lyon mit Ladungen von Mehl und Speck. Dann mit Maschinen und Quarzmühlen für Silver City in Arizona. Später kam ich durch Fort Lyon, Las Animas und Trinidad über die Raton-Berge an der Grenze von New-Mexico und durch die Stadt Cimaron. Ehe wir aber Ocate erreichten, hatten wir viel Regen und schlechte Straßen, so daß unsere Maulthiere ganz herunter gekommen waren, überdies bekam unsere „Bell mare“ (eine Mähre, welche man bei jeder Heerde Maulthiere zu halten pflegt, um dieselben bei Nacht auf der Weide zusammenzuhalten, da sie alle der Mähre folgen und bei ihr bleiben) ein Fohlen, und wir mußten den kleinen Kerl, da er nicht so weit laufen konnte, beim Tag auf den Wagen laden und fahren, mußten aber oft halten, um ihn saugen zu lassen.

In Ocate angekommen ließen wir die Maulthiere laufen und nahmen für jeden Wagen acht Paar Ochsen, fuhren also mit der Ochsenpost. Es waren einige Tage nothwendig, um das Zugvieh zusammen zu suchen; inzwischen ruhte ich mich im Hause ordentlich aus. Am zweiten Abend nach meiner Ankunft hielten etwa zwanzig große Wägen der Regierung vor unserm Hause, um die Nacht dort zuzubringen; da gab's für mich eine Stunde Arbeit, Heu und Korn auszuwiegen. Als ich so beschäftigt war, sah ich zwei Reiter nach dem Hause reiten, welche Auskunft über die Straße verlangten. Ich erkannte sie sogleich als die beiden früher erwähnten Pferdediebe und sah, daß sie sich dieser Ausrede nur bedienten, um das Lager der Wägen zu beobachten. Nachdem sie weggeritten waren, machte ich den Wagenmeister darauf aufmerksam; er beschloß, seine Maulthiere während der Nacht wohl zu bewachen und stellte zwei Mann auf Posten.

Gegen zehn Uhr Nachts kam ein Wanderer die Straße heraufgegangen, hielt bei der Wache an, bat um einen Trunk Wasser und bald waren beide in ein unterhaltendes Gespräch vertieft. Nach einiger Zeit ging der Wanderer wieder seines Weges und alles war ruhig bis am Morgen; da vermißte man sechs der besten Maulthiere. Der interessante Fremdling war einer der

Pferdediebe, der die Wache nur so lang unterhielt, bis sein Kamerad sechs der besten Maulthiere losgebunden und um das Haus herum geführt hatte, worauf er sich verabschiedete und beide mit ihrer Beute davon ritten. Doch wenige Tage nachher kamen sie zu einem vorzeitigen Ende durch den Strick.

In Fort Union war ein altes und ein neues Fort. Das neue war die Garnison, wo die Truppen lagen; etwa zweitausend Schritte davon war das alte, welches als Ordonnanz-Departement benützt wurde. Zwischen beiden war ein Wiesenthal oder niedere Prairie; es war dort ein alter Mann angestellt, um zu Pferd zwischen beiden Fort's Depeschen, Post u. s. w. hin und wieder zu tragen. Dieser ritt ein sehr feines Pferd, auf welches die Diebe schon lange ein Auge gehabt. Eines Tages lauerten sie auf ihn zwischen dem alten und neuen Fort und als er vorbeikam, riefen sie ihm zu, stehen zu bleiben; da dieser aber seinem Pferde die Sporen eindrückte und davon sprengte, so schossen sie ihn vom Pferd herunter. Das Pferd jedoch bekamen sie nicht; denn es lief nach dem Fort. Da bereits einige Mann, durch das Schießen aufmerksam gemacht, aus dem Forte kamen, so sprangen die Diebe auf ihre Pferde und ergriffen die Flucht. Streifzüge gingen nach allen Richtungen, kehrten aber alle zurück ohne die Mörder. Am nächsten Abend war in einer Ansiedlung zwölf Meilen von Fort ein Fandango, wohin die beiden Pferdediebe auch kamen und sich am Tanze betheiligten. Der Wirth, der sich nicht getraute, die beiden wohlbewaffneten Herren gefangen zu nehmen, mischte einen tüchtigen Schlaftrunk iu ihren Schnaps und sandte einen reitenden Boten nach Fort Union. Von da kam bald eine Abtheilung Cavallerie, nahm die beiden Schlafenden gefangen und transportirte sie zurück. Nächsten Tag ging der Sherif zu dem kommandirenden Offizier und forderte ihn auf, die Gefangenen der Civilbehörde zu übergeben, was dieser nicht verweigern konnte. Da er aber eine Lynch-Geschichte fürchtete, so ließ er sie von einer Compagnie Cavallerie begleiten bis an die Grenze der Reservation des Fort's. An dem Gränz-Zeichen kehrte die Cavallerie um und trat den Heimweg an; doch kaum hatten sie den Rücken gewandt, als eine Anzahl Bewaffneter mit geschwärzten Gesichtern ihre Erscheinung machte und von dem Polizei-

um sich ihre hungrigen Mägen mit Novajoe Steak zu füllen. So ging ich munter weiter und hielt am Morgen in dem Lager eines Schäfers, der sich dort mit einer Heerde von zwei bis drei tausend Schaafen aufhielt, mich sehr gastfreundlich empfing und, was mir am besten gefiel, sogleich ein fettes Schaaf schlachtete, um mir mit ausgezeichnetem Lammfleisch aufzuwarten. Ich nahm seine Gastfreundschaft in Anspruch bis zum Abend; dann nahmen wir Abschied bei einem Becher Kaffee und ich trat wohlgemuth meine Reise wieder an. Gegen halb ein Uhr Nachts vernahm ich die musikalischen Klänge einer Geige und eines Tamborins; als ich darauf zusteuerte, erhoben sich vor mir die schwarzen Adobe-Mauern einer mexikanischen Rancho, wo gegenwärtig ein lustiges Fandango (Tanz) gehalten wurde. Eine Einladung, an dem Vergnügen theilzunehmen, erfolgte gleich bei meiner Erscheinung und bald war Sombrero im Kreise einer Zahl Sennores und Sennoritas, in dem er durch Anekdoten und schlechte Witze viel zur allgemeinen Heiterkeit beitrug. Gegen vier Uhr Morgens löste sich die Gesellschaft auf und Sombrero nahm das freundliche Anerbieten des Signor Don Antonio José Gallegas, sich in seinem Hause auszuruhen, mit Vergnügen an und erfreute sich einiger Stunden gesunden Schlafes unter dem gastlichen Dache. Nachdem das Frühstück mit den neuen Freunden eingenommen war, empfahl sich unser tapferer Krieger und schritt rüstig der Ansiedlung von Las Colonias am Rio Pecos zu, wo er von einer Schaar Neugieriger, von denen nur Wenige es erlebt hatten, einen Weißen in ihrer Stadt zu sehen, empfangen wurde. Ich lenkte meine Schritte nach der Tienda oder dem Kaufladen des Städtchens und traf da eine Menge Bürger der höheren Klasse, die sich an schlechtem Aquardiente und noch schlechterem Mescal labten. Höchst freundlich wurde ich empfangen, Einladungen zum Trinken kamen dick und oft, sogar der Kaufmann selbst, ein Spanier, hatte die vernünftige Idee, mich mit einigen sehr guten Cigarren zu traktiren.

Sobald der erste Sturm des Empfanges vorüber war, erzählte ich ihnen gerade aus, wie ich hierher gekommen u. s. w. Meine Rede wurde mit großem Beifall und allgemeinen Freundschaftsbezeugungen aufgenommen, ja, mein Arm that mir weh, als ich

mit dem vielen Händeschütteln fertig war. Man sagte mir, daß ein Amerikaner (Thomkins oder Thomas, wie sie ihn nannten) schon seit siebzehn Jahren im Dorfe lebe, an eine Mexikanerin verheirathet sei, und alle drückten den Wunsch aus, daß ich mich auch in der Colonie ansiedeln möge. Eine Deputation wurde ausgeschickt, um Thompkins aufzusuchen und bald kehrten sie mit ihm zurück.

Er war sehr erfreut, mich zu sehen, schleppte mich gleich fort nach seinem Hause, bewirthete mich festlich und lud mich ein, so lange es mir gefiele bei ihm zu wohnen. Das nahm ich für einige Tage dankbar an. Bald war ich mit der ganzen Ansiedlung bekannt und da ich gerade nichts Besseres zu thun hatte, so ging ich mit Thompkins in Compagnie und wir eröffneten eine Schmiede, für welche in der Gegend großes Bedürfniß war, da nur Ackerbau betrieben wurde und das Werkzeug über einhundert Meilen nach der nächsten Schmiede geschickt werden mußte. So fingen wir unser Geschäft an und bekamen vollauf zu thun; doch ließen wir uns Zeit und lebten sehr gemüthlich, als sich ein Vorfall ereignete, der unangenehme Folgen hätte haben können.

Es waren nämlich seit Jahren von Puerta Luna und anderen Nestern gewisse Strolche nach Texas gegangen, welche dort das von den Indianern gestohlene Vieh erhandelten, selbst stahlen und in New-Mexico verkauften. So war nun beinahe alles Vieh im Staate gestohlenes Vieh von Texas. Die Geschichte wurde ausgefunden und ein gewisser Col. Histon in Texas, der Viehzucht betrieb, hatte eine Bande von etwa vierzig Texanern zusammengebracht und von der Regierung die Erlaubniß erhalten, das gestohlene Vieh in New-Mexico wegzunehmen. Er war bereits in Puerta Luna angekommen und hatte schon einige tausend Stück Vieh beisammen. Darüber herrschte nun eine große Aufregung unter den Mexikanern in der Umgegend, denn in Las Colonias war auch viel Texas-Vieh. Da man Hitson's Leute alle Tage erwartete, so sandte man fortwährend Kundschafter aus, um bei Zeiten zu erfahren, wann sie kämen, um Zeit zu haben, das Vieh in die Berge zu treiben.

Mitten in der Stadt war eine große Corral, wo sämmtliche Milchkühe Abends hineingetrieben und gemelkt wurden. In dieser

Offizier die Gefangenen verlangte. Dieser konnte sie natürlich gegen die Menge nicht vertheidigen und übergab ihnen dieselben. Schnell wurde ein Strick an einer Telegraphenstange befestigt und die Diebe gefragt, ob sie noch etwas zu sagen hätten, worauf einer antwortete: „Nein, macht nur weiter mit Eurem Rattentödten.“ Darnach wurde ihnen ohne weitere Ceremonie der Strick um den Hals gelegt und sie wurden an der Telegraphenstange hinaufgezogen. Nachdem man sich überzeugt, daß sie unschädlich für die Zukunft waren, zerstreute sich die Menge und jeder ging seiner Wege. So endet gewöhnlich die Laufbahn eines Pferdediebes im fernen Westen.

Unsere Ochsen waren jetzt alle beisammen, wurden angespannt und wir traten die Reise wieder an. Doch da sie halb wild waren, hatten meine Fuhrleute harte Arbeit, ihre acht Paar per Mann zu hantiren. Sollten sie links gehen, so mußten sie auf die rechte Seite laufen und sie über die Köpfe hauen. Es war ein Geschrei den ganzen Tag, daß man hätte verrückt werden können; dabei gebraucht man hier große schwere Peitschen, die mit beiden Händen gehalten werden müssen; denn der Peitschenstock ist einem jungen Baume ähnlich, die Peitsche selbst ist aus Rohhaut geflochten und fünfzehn bis zwanzig Fuß lang, so daß eine große Fertigkeit dazu gehört, sie zu benützen, ohne sich dabei selbst die Augen auszuschlagen. Ging es über einen Fluß, so blieben die schlecht dressirten Ochsen stehen, um zu trinken, stiegen dabei über die verschiedenen Ketten, wodurch ein großer Untereinander entstand, bis die Fuhrleute selbst in's Wasser gingen und den Wirrwarr auseinander brachten. Seiner Zeit fuhren wir über den Rio Grande; wir hatten beinahe zwei Monate auf diesem Wege zugebracht und erreichten endlich Silver City, wo ich meine Fracht ablieferte. Als ich zur Rückkehr bereit war, waren meine Fuhrleute alle betrunken. Die Ochsen waren, da der Hirt sie in diesem Zustande nicht gehütet hatte, nicht zu finden; ich mußte deßhalb einige Tage zugeben, bis sich die Jungen ausgetobt hatten und das Vieh wieder gesammelt war. Auf dem Wege schloß sich mir Einer an, der eine Ladung Pulver und Sprengstoffe nach den Minen geladen, dessen Wagen aber, während er sein Abendbrod kochte, Feuer fing und in die Luft flog. In Ocate

angekommen, gaben wir die Ochsen zurück und fingen unsere jetzt fett gewordenen Maulthiere wieder ein; dann luden wir die Wägen mit Schaafwolle und lenkten unsere Rosse nach dem Norden. Inzwischen war Winter eingetreten und die kalten Nordwinde fegten so über die hohen Prairien von Colorado, daß man oft kein Feuer haben konnte. Besonders der Tag, an welchem wir nach Las Animas am Arkansas-Fluß kamen, war so kalt, und ein solcher Wind blies über die Prairie, daß ich das Reiten nicht mehr aushalten konnte, mein Pferd hinter einen der Wägen band, in den Wagen kroch, einen großen Wollsack aufschnitt und mich in die Mitte einiger Centner Wolle hineinarbeitete, wo ich stecken blieb, bis wir Las Animas erreichten. Sobald ich die Thiere ausgespannt und in den Schutz der großen Bäume und des Strauchwerks am Flusse getrieben sah, lief ich schnurstracks nach dem nächsten Hause, aus dessen Schlot ich eine große Rauchwolke kommen sah und polterte zur Thüre hinein. Einige Männer, Miner von den Bergen, saßen vor einem großen Feuer, das im Kamin brannte, und räumten mir sogleich den wärmsten Platz ein. Nachdem ich mich gewärmt und meine Pfeife in Gang gebracht, führten wir eine lebhafte Unterhaltung und ich blieb der Gast dieser Herren bis nächsten Morgen. Als sich der Sturm gelegt hatte und die Sonne wieder freundlich schien, machten wir uns wieder auf den Weg nach Kit Carson, und da mein Principal in der Stadt war, übergab ich ihm die Wägen und theilte ihm meinen Entschluß, das Geschäft zu verlassen, mit.

XXXII. Sombrero als Büffeljäger. Schneesturm.

Sobald wir Abrechnung gehalten, nahm ich einen Associé und ging auf die Büffeljagd, ein Geschäft, welches sich in diesem Winter sehr gut bezahlte; wir hatten aber auch ziemlich viel von Stürmen zu leiden. Wir schafften uns einen leichten Wagen mit zwei Pferden an, Proviant für einen Monat und alles Nöthige, was zwei Jäger und Krieger auf der Prairie gebrauchen.

Bald fanden wir einen Platz, um unser Hauptquartier aufzuschlagen. Es war eine Schlucht mitten in der Prairie, durch

welche ein kleines Bächlein floß, mit einigen Baumwollbäumen und Weiden bewachsen. In die Seite der Schlucht gruben wir unser Haus mit Feuerplatz, Kamin und anderen Bequemlichkeiten; unser Wagentuch diente als Dach, eine Kiste war der Tisch, Stühle lieferten die Büffelschädel, das Buffet war eine alte Blechkanne. Da mein College eine Violine besaß und ich eine feine Salto mortale Stimme zum Singen, so schafften wir uns kein Pianino an, verbrachten aber dennoch die Abende in furchtbar musikalischer Unterhaltung. Nachdem Alles eingerichtet, machten wir uns ans Jagen, wobei wir mit einander abwechselten. Einmal ging ich voraus und jagte, während Joe mit dem Wagen nachfuhr und sich gleich daran machte, dem erlegten Wild das Fell abzuziehen. Wann ich zwanzig oder dreißig Büffel geschossen hatte, was man oft in sehr kurzer Zeit zu Wege bringt, so half ich ihm dabei.

Am nächsten Tag ging Joe ans Jagen und ich blieb bei dem Wagen. Wir brachen meistens schon vor Tagesanbruch auf und kamen oft vor neun Uhr Abends nicht nach Hause. Die Büffelhäute wurden, sobald sie abgezogen, zusammengerollt und in den Wagen geworfen, zu Hause dann zum Trocknen ausgespannt. Daneben stellten wir fortwährend Gift auf und vergifteten jede Nacht eine Anzahl Wölfe, deren Fell uns gut bezahlt wurde. Oft kam es vor, daß man sich einem gefallenen Büffel näherte, welcher wieder aufsprang; da galt es, sich lebhaft tummeln, um nicht aufgegabelt zu werden. Mein Kamerad hatte einmal gerade den Ladstock im Gewehr, um es auszuwischen, als ein verwundeter Büffel auf ihn zukam, er hatte nicht viel Zeit, vergaß den Ladstock und schoß die ganze Geschichte durch den Büffel. Den Ladstock fanden wir nicht wieder; der Jäger mußte deshalb nach Kit Carson, um einen neuen zu kaufen. So oft wir eine gute Ladung Häute hatten, spannten wir an und fuhren nach dem Städtchen Kit Carson, wo wir unsere Felle verkauften, frische Vorräthe anschafften und das übrige Geld, was oft eine bedeutende Summe war, theilten, um uns dann in der Stadt ein paar Tage Erholung zu gönnen. Es trafen immer einige hundert Jäger in der Stadt zusammen, dazu noch hunderte von Fuhrleuten, die zu den verschiedenen Frachtzügen gehörten. Da Jedermann viel Geld

hatte und jeder es los werden wollte, ehe er wieder hinausging, so war hier ein Leben, wie man es selten sieht.

Die Trink- und Spielhäuser waren zum Ersticken voll und Tausende von Dollars wechselten Hände und blieben zuletzt in der Bank des Pharo-Spielers liegen. Besonders interessant waren die Spielhäuser und Tanzhallen. Die verschiedenen Costüme und Bewegungen der Jäger und Mexikaner waren ein famoser Anblick. Hier tanzte ein Mexikaner in seinen besten Kleidern, neben ihm ein Jäger in schmierigem Buckskin-Anzuge, das Haar durch die Krone des Hutes wachsend; dann einer in Hemdärmeln mit Indianerschuhen an den Füßen u. s. w.; dabei hatte jeder wenigstens einen Revolver und ein großes Jagdmesser im Gürtel hängen, was der Versammlung etwas Pikantes verlieh.

Weil die Büffelheerden viel wanderten, so waren wir oft genöthigt, unser Hauptquartier wochenlang zu verlassen, um den Büffeln zu folgen. Kamen Stürme im Norden, so zogen die Büffel südlich, und wurde das Wetter wieder schön, so wanderten sie nach dem Norden hinauf. Einmal, als sie südlich zogen und in der Nähe unseres Lagers sich schon seit einigen Tagen kein Büffel hatte sehen lassen, beschlossen wir, nach Horse Creek zu gehen, wo sie in großen Massen sein sollten. Wir nahmen für einige Wochen Proviant und machten uns auf den Weg; den Fluß konnten wir aber bei Sonnenuntergang nicht mehr erreichen, darum hielten wir für die Nacht auf der hohen offenen Prairie etwa drei Meilen von Horse Creek.

Das Wetter war schön, so daß wir es für unnöthig hielten, unser Zelt aufzuschlagen, wir legten es daher auf den Boden, machten unser Bett auf die eine Hälfte und benützten die andere als Bettdecke. Es mochte ungefähr zehn Uhr sein, als ein furchtbarer Wind- und Schneesturm ausbrach; da wir so schön auf der offenen Prairie lagen, so hatten wir das Benefice davon. Ich sprang auf, nahm die Koppeln von den Pferden, damit sie fortgehen und Schutz gegen den Sturm suchen konnten, und kroch dann schnell wieder zurück ins Bett. Der Wind wurde immer kälter und kälter, der feine Schnee blies, daß man seine Decken fest halten mußte, um nicht das Bett voll Schnee zu bekommen. So lagen wir die ganze Nacht hindurch und am Morgen bis eilf

Uhr, als ich herauskroch und versuchte ein Feuer zu machen; ich konnte aber bei der schneidenden Kälte ein Zündholz nicht lange genug halten, um es ordentlich anbrennen zu lassen; dabei mußte ich immer hin und her laufen, um meine Füße vom Erfrieren zu bewahren. Nachdem ich eine Schachtel Zündhölzer verbrannt, ohne etwas auszurichten, kroch ich eiskalt zurück ins Bett, wo ich mich auch nicht mehr erwärmen konnte. So blieben wir liegen den Nachmittag über und die zweite Nacht hindurch. Am nächsten Tag gegen zehn Uhr hatte sich der Sturm etwas gelegt; so stand mein Kamerad auf, um sein Glück zu probiren; es gelang ihm auch nach vielen mißlungenen Versuchen endlich ein Feuer in unserem eisernen Kessel anzubrennen, das er, sobald es tüchtig brannte, auf die Erde warf und eine Portion Holz, das wir im Wagen hatten, und Buffalo Chips darauf legte. Bald loderte ein helles Feuer auf; Joe hatte sich dabei zwei Finger und ein Ohr erfroren. Sobald das Feuer tüchtig brannte, machte auch ich meine Erscheinung; wir schoben unsern Wagen zum Schutz gegen den Wind vor, spannten unser Zelttuch herum, schmolzen Schnee und nun hatten wir bald einen Kessel Kaffee, den wir heiß hinunter tranken. Dadurch wurde uns neues Leben eingeflößt. Den Tag verbrachten wir am Feuer sitzend und Fleisch essend, denn wir hatten das Versäumte nachzuholen.

Nächsten Morgen war das Wetter schön, die Sonne schien; wir machten uns auf den Weg, Joe um die Pferde zu suchen, ich ging nach Horse Creek, borgte ein paar Pferde von bekannten Jägern und holte meinen Wagen nach dem Fluß, wo ich mich häuslich einrichtete. Nach acht Tagen kam Joe mit den Pferden zurück. Während des Sturmes kampirten zwei Büffeljäger ungefähr eine Meile von uns entfernt und vier Meilen weiter war eine Hütte von Baumstämmen gebaut, in welcher ebenfalls Jäger wohnten. Erstere hatten ein Zelt aufgeschlagen, welches aber gleich beim Anfang des Sturmes weggeblasen wurde. Dadurch wurden ihre Decken so sehr von dem feinen Schnee bedeckt, daß sie die Kälte nicht mehr aushalten konnten, sondern beschlossen, nach der vier Meilen entfernten Hütte zu eilen. Der eine lief zu Fuß und erreichte die Hütte mit erfrorenen Ohren, während der andere auf ein Pferd sprang, um desto schneller das Ziel zu

erreichen. Als er aber hinkam, mußte er vom Pferde gehoben werden und erst nachdem man ihn einige Zeit mit Schnee gerieben, kam er wieder ins Leben zurück, war aber so erfroren, daß er kurze Zeit darauf im Hospital von Fort Lyon starb. Von allen Gegenden brachten die Jäger Kameraden herbei, welche Hände, Füße u. s. w. erfroren hatten und übergaben sie den militairischen Hospitälern (die einzigen in der Nähe).

Inzwischen trieb uns der Sturm die Büffel wieder herunter und wir machten kurze Zeit lang noch sehr gute Geschäfte; als aber auf einmal der Preis für Häute über die Hälfte heruntерging, zogen wir nach Kit Carson. Auf diesem Weg hatten wir noch einen kleinen Sturm zu bestehen. Als ich mich Abends zur Ruhe begab, deckte ich ein frisches Büffelfell, das eben erst abgezogen war, über mich. Weil frisch, war es natürlich sehr schwer und legte sich so an meinen Körper, daß ich während der Nacht in Schweiß gerieth. Als ich mich aber wenden wollte, konnte ich mich nicht rühren, denn das Fell lag wie angegossen um mich, und war so hart gefroren wie ein Felsen. Am Morgen befreite mich mein College aus meinem Gefängniß. Ein Glück war's, daß ich nicht allein war, sonst hätte ich warten müssen, bis mich das warme Wetter aufgethaut hätte.

Nächsten Tag schossen wir noch einige Büffel. Joe näherte sich einem derselben, um ihm die Haut abzuziehen; da stand das Thier wieder auf, schaute Joe an und schüttelte voll Wuth den Kopf. Joe wollte ihn schnell noch einmal schießen, konnte aber keine Patrone finden, da ich dieselben sämmtlich neben mir im Wagen liegen hatte. Er suchte in aller Eile seine Taschen aus nach einer Patrone, jeden Augenblick erwartend, daß er von dem Büffel aufgegabelt werde. Für mich, der sich im Wagen befand, war seine Aufregung höchst spaßig. Endlich stürzte der Büffel vorwärts und verendete, was aber Joe nicht bemerkte; denn sobald der Büffel eine Bewegung machte, lief er davon, erreichte in einigen Augenblicken den Wagen, lief aber erst einmal um denselben herum, immer denkend, daß der arme Büffel, welcher schon längst todt war, ihm dicht auf den Fersen folge. Als er sich endlich doch umsah und bemerkte, daß er von nichts verfolgt war, nahm er mir's ganz übel, daß ich so fürchterlich lachte.

Wir erreichten Kit Carson, verkauften unsere übrigen Felle und lösten die Firma auf. Joe schloß sich andern Jägern an, während ich erst eine Woche in der Stadt verbringen wollte, ehe ich mich wieder auf die Prairie begab.

XXXIII. Viehzucht. Arroya. Stationen der Kansas-Pacific-Bahn. Wohnhaus auf der Prairie. Pferdejagd am Republican-Fluß. Schneesturm. Zurück nach der Ranch. Aufsuchen der entlaufenen Viehheerde. Sechsunddreißigstündiges Fasten. Per Bahn nach Arroya Station. Nach dem Arkansas-Fluß. Begegnung mit Ute-Indianern. Emigranten. Auffinden des Viehes.

Nach Verlauf einer Woche wurde mir das Faulenzen langweilig und ich übernahm die Stock Ranch und Viehzucht eines Herrn Jay von Kit Carson. Er hatte ungefähr fünfhundert Stück Kühe, welche in der Nähe von Arroya Station an der Kansas-Pacific-Eisenbahn liefen, wohin ich mich alsbald begab, um mich häuslich einzurichten. Ich bewohnte, was man Dug Out nennt, das ist: man gräbt sein Haus in die Seite eines Abhanges oder in die Erde, von welcher Größe man es haben will, etwa fünf bis sechs Fuß tief; Kamin, Thüre u. s. w. gräbt man ebenfalls aus. Das Dach besteht aus Stangen oder Brettern, über welche man etwas Schilf und obenauf ungefähr einen Fuß Erde wirft, worauf bald ein schöner Rasen wächst. Die Wände kann man überziehen mit Brettern, Tuch oder man läßt sie wie sie sind, ganz und gar nach dem Geschmack des Bewohners. Diese feuer- und wasserdichten Gebäude werden auf der Prairie sehr viel benützt, da anderes Baumaterial schwer zu haben ist, und im Winter, wo fürchterliche Windstürme vorkommen, der Wind darüber hinweggeht, ohne daß der Bewohner in seinem Salon das Geringste davon verspürt. Die Einrichtung ist mehr zweckmäßig als luxuriös. In einer Ecke steht das Bett; darüber sind Gestelle angebracht, wo bei Nacht die Gewehre und Waffen hängen; nächst der Thüre sind Haken, an welchen die Sättel, Lasso, Sporen und Pferde-Equipements untergebracht werden.

Dem Bett gegenüber steht Tisch, Stuhl und etwa in der Mitte ist der Feuerplatz, welcher, gleichwie der Kamin, in die Wand gegraben ist. Darüber sind in die harte Erde Rahmen ausgehauen, welche zum Aufbewahren der Kochgeschirre und Küchenvorräthe dienen. In der anderen Ecke ist ein Haufen Brennmaterial aufgehäuft, so daß man im Falle eines Sturmes vorgesehen ist. Vor der Thüre sind einige Pfosten angebracht zum Anbinden der Pferde während des Sattelns u. s. w. Piano, Schreibtisch und feinere Möbeln stehen hinter dem Hause, der Waschstand ist in Form des Flüßchens Sand Creek immer mit frischem Wasser versehen. Säckchen Tabak und Pfeifen liegen zerstreut im Hause umher. Dies ist das getreue Bild eines Prairie-Palastes. Die Pferde laufen frei oder gekoppelt im Grase, während man eines davon fortwährend am langen Seile gebunden in der Nähe behält, um die andern gelegentlich mit aufzusuchen und heimzutreiben.

Vor dem Hause neben der Thüre war noch ein kleineres Gebäude im gothischen Style, welches zwei großen Wolfhunden bei schlechtem Wetter als Schlafzimmer diente. Die ersten Wochen hatte ich viel zu thun, da das Vieh weit zerstreut war und viel markirt und gebrandet werden mußte. Auf drei Seiten hin hatte ich über hundert Meilen zu meiner Verfügung und gegen Kit Carson zu hatte ich vierundzwanzig Meilen, von der Stadt aus noch fünfundsechzig bis nach dem Flusse Arkansas. Ich war also nicht beengt, sondern konnte mich frei bewegen. Antilopen und kleineres Wild, auch Wildkatzen, Wölfe und Cojotes gab es bei Tausenden, so daß es an guter Gesellschaft nicht fehlte. Abends ritt ich gewöhnlich nach Arroya Station hinüber, welche aus einem alten Eisenbahnwaggon bestand, in welchem der Telegraphen-Beamte wohnte, ferner aus einer großen Dug out, bewohnt von drei Arbeitern und einem Aufseher, welche das Geleise in Ordnung zu halten hatten.

Der Telegraphist hatte nicht viel zu thun, denn außer die Züge zu rapportiren hatte er in zwei Jahren blos eine Depesche zu senden gehabt und diese sandte ich zum Spaß nach Kit Carson. Daher hatte er Zeit, mit mir den Tag über umherzureiten und Nachts bis zwei Uhr Karten zu spielen. Mein Prinzipal hatte

ein paar feine Mähren von Kentucky kommen lassen, für welche er siebenhundert Dollars bezahlte, welche aber bald nach ihrer Ankunft davonliefen. Sie waren letzten Winter mit wilden Pferden am Flusse Republican von Jägern gesehen worden. Er beschloß daher, Ende April einen Versuch zu machen, sie einzufangen. Zu diesem Zweck luden wir eines Morgens ein leichtes Wägelein mit Proviant, etwas Korn, spannten an, nahmen unsere besten Reitpferde und erreichten Abends, nachdem wir siebzig Meilen in einem Tag zurückgelegt, den Republican. Hier machten wir Halt hinter einer hohen Felsenwand. Kaum hatten wir gegessen und waren zur Ruhe gegangen, als ein großer Schneesturm losbrach, welcher einige Tage dauerte. Wir machten ein tüchtiges Feuer und setzten uns herum, erfroren auf einer Seite und verbrannten auf der andern. Da in dieser Gegend kein Holz zu finden ist, so brannten wir Buffalo Chips, ein Artikel, den wir unter dem Schnee zu suchen hatten und der bei starkem Wind sehr schnell verbrennt, so daß man genöthigt ist, fortwährend zu sammeln. Unsern Pferden hatten wir Decken umgelegt und da wir Korn mit uns hatten, so konnten sie es aushalten.

Nächsten Nachmittag wurde es noch schlimmer. Ich hatte früher eine alte Dug out, von Büffeljägern gebaut, bemerkt, die etwa fünf Meilen von unserm jetzigen Lager entfernt war; wir packten zusammen, machten uns auf den Weg sie aufzusuchen und fanden sie auch in noch ziemlich gut erhaltenem Zustande. Die früheren Bewohner hatten etwas Brennmaterial zurückgelassen; so hatten wir bald ein gutes Feuer im Kamin, das uns, mit Hilfe starken Kaffees, schnell in eine so heitere Stimmung versetzte, daß man unsere musikalischen Stimmen weithin über die Prairie im Gesang ertönen hörte. Hier blieben wir, bis der Sturm vorüber war; dann durchstreiften wir die Prairie, um die verlorenen Pferde aufzusuchen. Jeden Tag begegneten wir verschiedenen Banden von wilden Pferden, fanden auch viele, die im letzten Schneesturm erfroren waren, doch von den Thieren, welche wir suchten, sahen wir nichts. Ich hatte hie und da Gelegenheit, Ponys mit dem Lasso zu fangen; weil man aber dabei sein Pferd tüchtig abrennen muß und wir unsere Pferde so frisch wie möglich erhalten wollten für den Fall, daß wir die vermißten zwei

entdeckten, so ließen wir manche gute Gelegenheit vorübergehen. Vier Tage streiften wir umher, ohne die Verlornen zu finden, sahen aber jeden Tag frische Heerden wilder Pferde, welchen wir jedoch auf der offenen Prairie nicht nahe kommen konnten, denn, sobald sie uns von Weitem erblickten, galoppirten sie davon.

Nächsten Morgen, als wir im Hell Cannon ritten, bemerkte ich einen Büffel in der Entfernung; da wir frisches Fleisch brauchen konnten, so kroch ich an ihn heran, was mir durch ein trockenes Flüßchen erleichtert war, und schoß ihn. Sobald wir näher kamen, roch es schon ganz stark, und als wir den Büffel besahen, fanden wir siebzehn Schußwunden an ihm, die er schon längere Zeit haben mußte, so daß das arme Thier lebendig zu faulen angefangen. Ich schnitt ihm den Hals ab und ließ ihn liegen, da nicht einmal das Fell zu gebrauchen war. Am Abend verproviantirte ich unsere Küche mit einer Antilope, die mir in den Weg kam. Kurz darauf begegneten wir einer Anzahl Pferde, welche aus neun sehr feinen Mähren bestand, und einem Kentucky-Hengst nebst einer Anzahl junger Fohlen. Vor zwei Jahren hatte eine Firma in Colorado neunzig Stück feine Mähren nebst einigen Hengsten im Osten angekauft und per Bahn nach Kit Carson gebracht, von wo man sie heimzutreiben gedachte. Sobald man sich auf den Weg machte, brach ein Gewitter aus, die Pferde wurden erschreckt und stampedeten (liefen davon); von neunzig Stück wurden zwölf wieder eingefangen, die andern wurden wild und liefen mit Heerden wilder Pferde am Republican und in der Umgegend desselben. Es war ein Theil dieser Mähren, welchen wir begegneten. Wir beschlossen, einen Tag darauf zu verwenden, um einige davon einzufangen. Weil es aber unnütz gewesen wäre, gleich mit dem Lasso zu beginnen, so folgten wir ihnen langsam, ohne ihnen Zeit zum Essen und Trinken zu geben. Bald wurden die Fohlen müde und blieben zurück; ihre Mütter wollten sofort umkehren, um bei ihnen zu bleiben, doch der Hengst erlaubte es nicht und mit Schlagen und Beißen trieb er sie fort mit der Heerde. Jetzt sahen wir mit Bedauern, daß wir einen großen Fehler begangen hatten, indem wir den Hengst nicht gleich beim ersten Begegnen am Morgen, als die Gelegenheit dazu gegeben war, erschossen. Dazu gab er uns jetzt keine Gelegenheit mehr,

sondern trieb die Bande ungefähr eine Meile vor uns her, alle Augenblicke bis auf tausend Schritte zurück- und vorwärts-galoppirend in so stolzer Haltung, daß es eine Freude war, ihn zu betrachten.

Die jungen Fohlen konnten wir nicht gebrauchen, da wir keine Milch für sie hatten; wir ließen sie deshalb liegen, wo sie später von der Heerde wieder abgeholt wurden. Wir begaben uns nach dem Lager und beschlossen, die Jagd am nächsten Tag ganz anders zu betreiben, fanden aber am Morgen, daß sich wieder ein Sturm zusammenzog. Herr J. schwur, er würde für alle Pferde in Colorado einen zweiten Sturm auf der Prairie nicht wieder aushalten. Wir spannten also an und fuhren mit einer solchen Schnelligkeit nach Kit Carson zurück, daß unser bestes Pferd sich bei der Ankunft daselbst hinlegte und nur durch große Mühe am Leben erhalten wurde. Ein Jäger fing später den Hengst mit dem Lasso; dieser aber griff ihn und sein Pferd mit solcher Wuth an, daß er froh war, ihn mit sammt dem Lasso gehen zu lassen. Zwei Mann hätten ihn natürlich bald gebändigt, aber allein war nichts mit ihm zu machen.

Nächsten Tag kehrte ich nach meiner Ranch zurück und fand, daß die letzten Stürme während meiner Abwesenheit das Vieh fortgetrieben hatten. Ich machte mich früh am Morgen auf den Weg, sie aufzusuchen. Da ich gedachte am Abend zurückzukehren, so nahm ich außer meinen Waffen nichts mit, ritt über vierzig Meilen, fand ein paar hundert Stück Vieh und machte mich Abends mit ihnen auf den Heimweg. Schon in Rush Creek war es finster und mein Pferd so müde, daß ich es keinen Schritt weiter bringen konnte. Ich nahm daher den Sattel ab und machte mich darauf gefaßt, die Nacht im Regen ohne Feuer und Abendessen zuzubringen. Das Vieh war müde und hatte sich gelegt, mein müdes Pferd that sich Gutes am langen Gras und ich ging auf und ab, singend und pfeifend bis zum Morgen.

Vor Tagesanbruch sattelte ich mein Pferd, trieb das Vieh zusammen und machte mich auf den Weg. Sobald ich das Vieh im Gehen hatte, stieg ich ab und führte mein Pferd beim Zügel, da es nicht im Stande war, mich heimzutragen, und so bewegten wir uns langsam fort über die Hügel. Um drei Uhr Nachmittags

erreichte ich Sand Creek bei Wild Horse Station an der Bahn. Hier war ich auf meinem Gebiet; ich ließ also das Vieh laufen, nahm den Sattel vom Pferde, hing ihn über die Schulter und war bald auf der Station, wo mich die Frau des Bahnwärters B. freundlich empfing. Als ich ihr sagte, daß ich erst etwas zu essen möchte, ehe ich zum Plaudern bereit sei, so war der Tisch im Augenblick mit kalten und warmen Speisen gefüllt, mit denen ich, da mein Appetit nach sechsunddreißigstündigem Fasten durchaus nicht klein war, tüchtig aufräumte. Nach der Mahlzeit wurde die Pfeife angezündet und ich unterhielt mich, bis der Güterzug vorbeikam, mit welchem ich nach Arroya fuhr, wo meine Ranch war. Nächsten Tag nahm ich zwei frische Pferde, eins mit Gepäck, und machte mich auf den Weg nach dem Flusse Arkansas. Nach sechzehntägiger Abwesenheit kehrte ich mit sämmtlichem Vieh nach der Ranch zurück, wo ich noch die Thüre offen fand, gerade wie ich sie verlassen. Die Ute-Indianer waren in der Gegend, ehe ich von der Ranch wegging und hatten mir öfter einen Besuch abgestattet, um zu handeln. Als ich nach dem Arkansas ging, ritt ich einen Weg über die Sandhügel, der viel näher war; doch kaum war ich einige Meilen geritten, so sah ich eine Rotte Indianer auf mich zusprengen. Ich ließ sie auf Schußweite kommen und gab ihnen das Zeichen zum Stehenbleiben; sie hielten an und einer davon ritt langsam heran; ich erkannte ihn sogleich als einen freundlichen Häuptling und machte den übrigen ein Zeichen des Willkommens, worauf sie sich näherten und sich äußerst freundlich benahmen. Es war mir lieb, daß sich dieser Stamm in der Gegend aufhielt, obwohl sie stehlen wie die Ratten, wenn sich Gelegenheit dazu bietet; aber so lange diese Leute in der Nähe sind, kann kein feindlicher Indianer hereinkommen, da sie mit sämmtlichen auf Kriegsfuß stehen. Der alte Häuptling erkundigte sich nach meiner Gesundheit, versicherte mir, daß wir „Haufen gute Freunde“ wären, was blos die Einleitung war; denn ich wußte recht gut, daß er bald nach Tabak fragen würde und brach daher ein kleines Stück in der Tasche ab. Hätte ich ihnen einen ganzen Block gezeigt, so konnte ich auf ihre Begleitung rechnen, bis sie ihn alle hatten. Wir sprachen Spanisch, da die Utes dieser Sprache ziemlich mächtig sind. Jetzt kam es:

er versicherte mir, daß er keinen Tabak hätte und meinte, sein guter Freund würde ihm ganz gewiß etwelchen zum Geschenk machen. Ich belehrte ihn, daß ich selbst nicht genug hätte, bis ich nach dem Arkansas käme; weil er aber mein guter Freund wäre, so würde ich doch das Wenige, was in meinem Besitz ist, mit ihm theilen. Ich holte ein ganz kleines Stückchen aus der Tasche, schnitt es entzwei und gab ihm die Hälfte davon. So schwindelten wir einander noch eine halbe Stunde lang an; der alte log, so oft er den Mund aufmachte, während ich ihm auch manchen Humbug erzählte, bis er wissen wollte, was ich auf meinem Packpferd hätte. Darauf antwortete ich ihm kurz, daß es ihn nichts angienge, weil ich wohl mußte, daß er schon lange darauf spekulirte, mir meinen Proviant abzuschwätzen. Sobald er sah, daß in dieser Hinsicht nichts mit mir auszurichten war, nahm er Abschied von mir und galoppirte mit seinen Leuten nach Rush Creek zu, während ich mich in der Richtung nach der Hauptstraße (von Kit Carson nach Bents Fort) begab. Sobald ich über einige Sandhügel geritten war, sah ich die Straße vor mir, auf welcher sich ein Wagenzug von zehn Wägen bewegte. Es waren Auswanderer von Missouri, die sich im nördlichen Colorado anzusiedeln gedachten. Ich war kaum in Sicht der Wägen gekommen, als ich eine ungewöhnliche Aufregung unter den Leuten bemerkte. Die Wägen fuhren im Trab und Galopp auf einen Haufen zusammen und hielten an; Frauen schrieen, Kinder heulten, Männer liefen untereinander, kurz es war ein furchtbares Chaos. Ich ritt darauf zu, neugierig die Ursache dieser Bewegung kennen zu lernen, als ich eine Frau rufen hörte: „Das ist kein Indianer", was mir die ganze Geschichte erklärte. Sie hatten mich in der Entfernung für einen Indianer gehalten und in ihrer Unwissenheit geglaubt, daß ein ganzer Stamm hinter her käme, um sie zu massakriren.

Die Männer standen da Gewehr in Hand, todtenbleich, schüttelten aber so vor Aufregung, daß im Falle eines Gefechtes mehr Gefahr hinter wie vor ihnen sein würde. Nachdem sie etwas zu sich gekommen waren und ich mich ausgelacht hatte, erzählten sie, daß sie gehört, die Gegend sei sehr unsicher. Wie sie mich also über die Hügel kommen sahen, wo keine Straße ist, waren

sie auf einen Angriff von Indianern bereit gewesen. Ich lachte sie aus über ihre Vorbereitungen, zeigte und erklärte ihnen, wie sie die Wägen ganz verkehrt zusammengefahren hätten, so daß beim ersten Schrei der Indianer die Pferde mit den Wägen nach allen Richtungen hingelaufen und sie unrettbar verloren gewesen wären. Darauf zeigte ich ihnen, wie man schnell und sicher eine Wagen-Corral formirt und sich überhaupt bei solchen Fällen zu benehmen hat. Sämmtliche Familien standen um mich her und betrachteten mich wie ein wildes Thier. Eine der Frauen, welche der Sprecher zu sein schien, fragte mich, ob die Indianer schlimm seien in der Gegend und ich antwortete: „Nein", gegenwärtig ist nicht viel los, außer dreihundert Utes hier oben am Horse Creek, eine Bande Sioux in der Nähe von Rush Creek und etwa zweihundert Cheyennes und Arraphahoes, welche gestern am Arkansas waren. Und „mein Gott", sagte die Frau, das heißen Sie nichts. „Nein" antwortete ich, „sie sind gegenwärtig nicht sehr kampflustig und haben schon zwei Tage lang Niemand getödtet. Dennoch würde ich Euch rathen, die Augen offen zu halten, bis ihr in die Ansiedlungen kommt". Sie schienen etwas bestürzt zu sein über diese Nachricht und baten mich, wenigstens die Nacht mit ihnen zu campiren. Da es schon spät war, zeigte ich ihnen einen Platz, wo Gras und Wasser in guter Qualität zu finden war. Sie machten Halt, während ich in der Nähe mein Lager aufschlug. Vor zwei Tagen hatte diese Gesellschaft bei Kit Carson campirt und die Männer waren hinausgeritten, um Büffel zu jagen, von welchen sie noch keinen gesehen.

Ungefähr fünf Meilen von der Stadt weg wurden sie von einem Trupp Utes bemerkt, welche auf sie zu galoppirten, um, wie immer, Tabak zu betteln. Sobald aber die Weißen die Indianer auf sich zu kommen sahen, wandten sie ihre Pferde und gingen wie verrückt auf die Stadt zu. Die Utes, sehend, daß sie es mit Grünen zu thun hatten, wollten sich auch einen Spaß machen, stießen daher ein fürchterliches Kriegsgeschrei aus und sprengten ihnen nach, so daß die Emigranten ihre Pferde beinahe zu todt hetzten, ehe sie zurück nach der Stadt kamen. Sie waren fest überzeugt, daß sie einem blutigen Tode entronnen. Der Abend wurde verbracht mit Geschichten erzählen. Da ihnen außer India-

ner-Geschichten nichts diente, so war ich genöthigt, als mein Stock Abenteuer erschöpft war, selbst etwas Grausiges zu dichten. Nächsten Morgen verließ ich sie und erreichte gegen elf Uhr Reynolds Ranch am Little Sandy, wo ich einige Tage verweilte, um auf seinem Gebiet mich umzusehen, ohne jedoch etwas zu finden. Auf dieser Ranch waren sieben Vaqueros beschäftigt; da verbrachten wir die Abende äußerst lebhaft. Von R.'s Ranch ging ich nach dem Arkansas. Hier fand ich einige Stück von meinem Vieh, engagirte daher einen Mexikaner, um sie zu hüten, während ich herumstreifte, um mehr aufzusuchen. Ich kam bis dreißig Meilen über die Grenze nach dem Staate Kansas hinein, ehe ich die letzten fand und kehrte dann über Land zurück.

XXXIV. Uebersiedlung nach Wild Horse Station. Sündfluth. Viehhandel. Mein Zoologischer Garten. Starkriechender Besuch. Geier als Proviantmeister. Zweikampf mit dem Kranich. Antilopen-Jagd.

Am Fluße Arkansas sind sehr viele Vieh-Rancho's. Ich mußte auf jeder ein bis vier Tage bleiben, um das Gebiet nach meinem Vieh zu durchstreifen, fand auch überall einige Stück, bis ich zuletzt den Rest aus dem Staate Kansas herausholte. Dann kehrte ich um und ging den Arkansas wieder hinauf bis an die Mündung des Big Sandy. Diesem Fluß folgte ich aufwärts bis nach Kit Carson und erreichte nach langer Abwesenheit mein Landschloß wieder, wo die Thüre noch aufstand, gerade wie ich es verlassen. Bald hatte ich auf der Ranch Alles in Ordnung gebracht und konnte jetzt der Ruhe pflegen, da das Wetter warm geworden war und weder Vieh noch Pferde sich weit vom Wasser entfernten. Einige junge Kühe hielten sich in der Nähe meines Dug outs auf; wenn ich bei Tag abwesend war, kam es oft vor, daß sie sich auf dem Dache meines Hauses belustigten, bis eines Tages zwei Kühe durchbrachen und mit einem Theil des Daches in das Zimmer fielen zum großen Schaden meines Theeservices. Abends beim Nachhausekommen fand ich die ganze Bescheerung im Zimmer. Nachdem ich einer zweijährigen Kuh aus den Rui-

nen herausgeholfen hatte, ging sie zum Dank gleich auf mich los, so daß ich hinter meinen Kamin flüchten mußte.

Da mein Prinzipal eine andere Ranch besaß in der Nähe von „Wild Horse Station" zwölf Meilen von Kit Carson, welche für den Sommer geeigneter war, so beschloß ich, meine Residenz dorthin zu verlegen. Ich ließ mir deßhalb den Wagen von der Stadt kommen, zog meine Möbeln unter den Ruinen hervor, lud alles auf, trieb meine Pferde zusammen und bald waren wir auf dem Weg nach dem Hause. Dieses war ebenfalls eine Dug out; fünf Schritte von der Thüre war ein kleiner Weiher, achtzehn Fuß tief, der von dem Flusse unterirdisch gespeist wurde, auch keinen sichtbaren Auslaß hatte, aber von zahlreichen Schildkröten und anderen Ungethümen bewohnt war. Da aber der Baumeister meinen Zimmerboden niederer als die Oberfläche des Wassers im Weiher gegraben und Gofers (eine Art Maulwurf) und andere Thiere Gänge von meinem Zimmer nach den Ufern hergestellt hatten, so geschah es, daß während eines heftigen Regens in der Nacht der See um vier bis fünf Fuß stieg. Ich wurde vom Schlafe erweckt durch das Rauschen eines Stromes, welcher sich durch einen dieser unterirdischen Gänge in mein Schlafgemach ergoß, und hatte gerade Zeit genug, um meine Kleider unter den Arm zu nehmen und zur Thüre hinaus zu waten ehe das Haus voll Wasser war. Hier saß ich auf einem Hügel, die Hände ringend, denn meine schönen Möbeln waren ja ruinirt. Glücklicherweise hatte ich beim Entdecken der Gefahr zuerst meine Pfeife und meinen Tabak ergriffen; ich beruhigte also meine angegriffenen Nerven bald mit einer Pfeife ächten „Killikennick". Nachdem ich geraucht, kleidete ich mich an und erwartete das Licht des Tages. Sobald es hell war, machte ich verschiedene Taucher-Versuche und holte meinen Theekessel und die Kochgeräthschaften aus der Fluth, wobei ich mich mit Molchen und Kröten herumzubalgen hatte. Meine Provisionen waren glücklicher Weise untergebracht, so daß sie vom Wasser nicht erreicht werden konnten; so war bald ein kräftiges Frühstück zubereitet, welches man erst recht zu würdigen weiß, wenn man einige Stunden vorher mit Schwimm- und Taucherübungen verbracht hat. Jetzt sah ich mich nach einer Lokalität für ein neues Haus um, fand solche auch ohne große Mühe in der

Form eines Hügels und ging sogleich an die Arbeit, es schön geräumig und bequem auszugraben. Gegen Abend war es vollendet und am Morgen, da ich eine Ladung Bretter an Hand hatte, machte ich ein gutes Dach darauf, so daß das Vieh nicht mehr in Versuchung kommen sollte, es für einen Spielplatz zu benützen. Doch mein Kamin, der in Form eines großen Ofenrohres aus der Erde hervorragte, machte ihnen noch viel zu schaffen; fortwährend wetzten sie ihre Hörner daran, bis ich eine Einzäumung darum machte. Um reines Trinkwasser zu bekommen, senkte ich ein Faß neben dem Weiher in die Erde; das Wasser sickerte durch den Sand und erhielt mein Faß voll. Da aber die Schildkröten gewöhnlich Nachts auf dem Lande spazieren gingen und über den Deckel meines Faßes krochen, welcher nicht fest war, so fielen sie nicht selten hinein. Beinahe jeden Morgen hatte ich das Vergnügen, eine große Schildkröte aus meinem Brunnen zu ziehen, zu transchiren und in einem Kessel ganz famose Suppe davon zu kochen. Da ich jetzt gerade an der Hauptviehstraße wohnte, über welche große Heerden Texas-Vieh nach den nördlichen Territorien getrieben wurden, so mußte ich diesen Heerden das Geleite über mein Gebiet geben und an der Grenze ein scharfes Auge haben, daß sie mir nicht in Gedanken von meinem Vieh mit forttrieben, Dabei handelte ich viel mit diesen Leuten; denn in diesen Heerden von zwei bis dreitausend Stück werden viele Thiere lahm unterwegs, so daß man sie zurücklassen muß. Da es aber besser ist, sie billig abzugeben als auf dem Wege zurückzulassen und ganz und gar zu verlieren, so bekam ich für ein Stück aus meiner Heerde oft drei Stück aus der fremden, welche sich nach einigen Wochen vollständig erholten. Dazu vertauschte ich auch mein Schlachtvieh für junge einjährige Kühe, so daß sich meine Heerde schnell an Zahl verdoppelte. Ueberdies verlieren sich aus jeder großen Heerde hie und da einige, welche ich dann ebenfalls mit der Firma brandete und markirte. Auf diese Art gingen die Geschäfte sehr gut; ich war oft schon um halb vier Uhr Morgens zu Pferde und kehrte bereits um neun Uhr wieder nach Hause zurück. Damit war meine Tagesarbeit vollendet, außer wenn Texas-Heerden passirten oder wenn ich zu markiren hatte, was mich dann den ganzen Tag über tüchtig beschäftigte. Ich zog viele junge Vögel auf, die

frei in und außer dem Hause umherflogen; viele fand ich an der Telegraphen-Linie, die gegen die Drähte geflogen und einen Flügel gebrochen oder sich anderweitig beschädigt hatten, so daß ich genöthigt war, in der Ecke meines Salons ein Hospital einzurichten. Mancher Vogel wurde durch meine Behandlung so gut geheilt, daß er wieder fliegen konnte; bei andern kam es vor, daß ich Stücke Flügel, auch hie und da den ganzen Flügel zu amputiren hatte, was ohne die Anwendung von Lachgas geschah; meistens waren die Patienten in sehr kurzer Zeit wieder hergestellt. So hatte ich oft über vierzig Stück Vögel im Hospital, was fortwährend eine Masse Schlangen und andere blutdürstige Raubthiere in das Haus verleitete. In einer Ecke hatte ich eine kleine Abtheilung, in welcher sich eine Anzahl schwer verwundeter und frisch operirter Vögel aller Gattungen befanden. Eines Abends kam ich nach Hause und machte mich sogleich daran, den Vögeln im Hospital noch einmal frisches Wasser zu geben. Ich griff in die schon etwas dunkel gewordene Ecke, um das Wassergefäß herauszuholen, als ich etwas eisig kaltes berührte und gleich darauf das Klappern einer Schlange hörte. Ich zündete schnell ein Licht an, um die Sache genauer zu untersuchen und sah eine Klapperschlange zusammengeknäuelt mit einem Vogel im Munde, den sie schon halb hinuntergewürgt hatte. Neben ihr lagen vier andere Vögel bereits getödtet und sie schien vorbereitet, ein ganz frugales Abendmahl zu halten. Sobald ich meine Erscheinung mit dem Lichte machte, ließ sie ihre Klappern lustig ertönen, schien über die Störung unzufrieden, arbeitete den halbverschluckten Vogel wieder heraus und machte sich zum Kampfe fertig, welcher aber für sie ein schnelles Ende nahm; denn ich hatte meine Pistole in der Hand und sie durch das Gitter gesteckt. Die Schlange machte einen kräftigen Biß nach der Mündung des Revolvers, aber gerade, als sie dachte, sie hätte ihn, drückte ich los, und ihr Kopf war verschwunden, während der Körper eine Reihe gymnastischer Uebungen vollzog. — Ich holte sie heraus, hing sie beim Hals auf und machte mich daran, ihr die Haut abzuziehen, wobei sie mir mit ihrem Gezappel nach Kräften beistand. Ich bereitete die Haut zu, ließ die Klappern daran hängen und benützte sie als Band für meinen großen Hut. Da das Zeug aber bei jeder Be-

wegung klapperte, so wurde ich oft irre, denkend, ich sei auf eine Klapperschlange gestoßen, nahm sie daher bald wieder ab. An Wild fehlte es mir nicht, denn wo man hinblickte, sah man Schaaren Antilopen weiden, auch spazirten sie unter dem Vieh herum, als wenn sie dazu gehörten; ferner waren Hasen so zahlreich, daß man auf jedem Schritt einen aufscheuchte. Wildkatzen waren hier ebenfalls stark vertreten, welche hie und da ein junges Kalb erwürgten. Wölfe und Cojotes ließen jeden Abend ihre musikalische Stimme ertönen. Da sie gewöhnlich zu meinem Weiher kamen, um zu trinken, so hatten meine zwei großen Hunde manches blutige Gefecht mit ihnen, ja während einer Nacht wären dieselben gewiß der Uebermacht unterlegen, wenn ich nicht aus dem Hause gesprungen und mein Kriegsgeschrei hätte ertönen lassen, was sie schnell in die Flucht jagte. Ich hatte unter meinen Pferden einen kleinen Mustang Rothschimmel, der sich nie gerne fangen ließ; ich jagte manchmal einen halben Tag nach ihm, wenn die Reihe zum Arbeiten an ihn kam. Er war an das Lasso so gewohnt, daß er jedesmal den Kopf zwischen die Vorderbeine steckte, wenn es durch die Luft pfiff, so daß die Schlinge abfiel ohne ihn zu erwischen. Eines Morgens hatte ich ihn zwischen das Haus und den Weiher gejagt; zu Land konnte er mir aus dieser Ecke nicht gut entkommen, da sprang er in das Wasser und fing an zu schwimmen. Wo er herauswollte, da lief ich schnell hin; dann kehrte er um, um wieder in die Mitte des Weihers zu schwimmen. So trieb er es, bis er endlich vor Ermüdung nicht mehr länger schwimmen konnte und sich fangen ließ. Ich hätte ihm allerdings im Wasser das Lasso umwerfen können, da diese aber von Rohhaut gemacht sind, so werden sie von der Nässe hart und unbrauchbar.

Manchmal ritt ich nach Kit Carson und kehrte dann erst ziemlich spät nach Hause zurück. Eines Abends war ich ebenfalls spät, aber wohlgemuth nach Hause geritten und wollte eben in die Wohnung eintreten, als ich eine kleine Bewegung im Innern zu bemerken glaubte. Ich sah mich vorsichtig um und war unangenehm überrascht bei der Entdeckung, daß zwei schöne gefleckte Stinkthiere, welche mir mit ihren buschigen Schweifen freundlich zuwedelten, in den Besitz meines Salons und Schlafzimmers ge-

langt waren. Hier war guter Rath theuer. Es war finster, mein Licht stand an der 'hintern Seite des Hauses und hinein durfte ich unter keiner Bedingung, wollte aber auch nicht im Freien übernachten. Ich ging hinter das Haus und machte einen furchtbaren Lärm, klopfte an mein Ofenrohr, aber alles Geräusch genirte sie nicht im Geringsten, denn sie hatten einmal beschlossen, ein paar Tage da zuzubringen. Als alles nichts half, sprang ich auf mein Pferd, ritt zur Eisenbahn-Station „Wild Horse Station", weckte den Vormann und borgte eine Laterne von ihm, mit welcher ich nach dem verzauberten Schloß zurückkehrte. Nun konnte ich doch wenigstens sehen, wo sich die unverschämten Stinkthiere herumtrieben. Als ich das Licht unter die Thüre hielt, waren sie beide unter meinem Bett beschäftigt, indem sie über eine Seite geräucherten Speck hergefallen waren und es sich wohl schmecken ließen. Ich kletterte sachte auf das Bett, in der Meinung, wenn ich ruhig im Hause wäre, würden sie vielleicht doch Anstand genug besitzen, das Haus friedlich zu verlassen. Allein „Der Mensch denkt und das Stinkthier stinkt". Denn kaum war ich auf meinem Lager, so hörte ich ein Gekrabbel zwischen dem Bett und der Wand; gleich darauf erschien der hübsche Kopf auf der Decke, und betrachtete mich mit seinen milden Augen. Das war zuviel, mehr konnte ich nicht aushalten. Ich hielt ihm meine Pistole an's Ohr und schoß. Es zuckte nur einmal, aber mit dieser Zuckung erfüllte es mein Haus mit einem furchtbaren Gestank, daß mir beinahe die Sinne vergingen. Das andere war, sobald der Schuß fiel, zur Thüre hinausgelaufen, hatte aber auch nicht vergessen, erst seine Karte zu hinterlassen. Ich raffte meine Decken zusammen und stürzte ebenfalls ins Freie, wo ich die Nacht verbrachte, fortwährend von Stinkthieren träumend. Nächsten Morgen räumte ich das Haus, wusch und scheuerte sämmtliche Möbeln, grub mein Haus aus und brachte es so weit, daß ich die nächste Nacht darin schlafen konnte, indem ich meinen Kopf zur Thüre hinaus legte. Ich hatte aber den Geruch noch viele Wochen zu genießen. Einmal hatte sich in meinem Hause ein großer Prairie-Ratte einheimisch gemacht, der, da ich ihn regelmäßig fütterte, bald sehr zahm wurde und sich anfassen ließ. An einer Seite des Hauses war ein Brett angebracht, auf welchem ich Tassen, Teller

und andere Kleinigkeiten aufbewahrte. Auf diesem Brett in der Ecke hatte sich mein Ratte ein schönes Nest gebaut, das er mit Federn und feinen Lappen, die er aus meinem Ueberrock herausnagte, ausfütterte. Es war ein sehr munterer Ratte; seine Hauptthätigkeit begann Nachts, wenn er meine Messer, Gabeln, Löffel, Brod oder Biskuite und was er sonst schleppen konnte, nach seinem Neste trug und dort aufhäufte. Am Morgen saß er immer obendarauf mit einem seelenvergnügten Gesicht und schaute mich an, wie wenn er sagen wollte: Bin ich nicht fleißig gewesen, mein lieber Freund und Gönner? Wenn ich dann frühstücken wollte, mußte ich immer zuerst nach dem Rattennest gehen, um mein Brod, Löffel, Messer u. s. w. zu holen, was er mir die nächste Nacht sogleich wieder forttrug; doch kamen wir immer gut mit einander aus, denn wir wußten, daß jeder von uns seine Schwächen habe. Auch ein paar junge Geier hatte ich seiner Zeit aus ihrem Neste genommen und aufgezogen, welche, nachdem sie völlig ausgewachsen waren, oft weite Streifzüge über die Prairie unternahmen; sie kehrten auch jedesmal mit einem Erd-Eichhörnchen, Goafer, einer Ratte oder irgend einer Beute zurück, die sie nach ihrem Platz im Hause trugen, um sie dort in Ruhe zu verzehren. Bald flogen sie nach „Wild Horse Station“ und kehrten mit einem jungen Huhn zurück. Da aber Hühnerfleisch doch zu fein für gewöhnliche Geier ist, so gab ich ihnen etwas anderes und aß die Hühner selbst. So hätte ich das ganze Jahr Hühnersuppe speisen können; allein die Leute auf der Station rochen den Braten und ließen mir sagen, ich möchte meine Geier zu Hause halten, sonst würden sie erschossen. Nun band ich sie eine Zeit lang zu Hause an und ließ sie nicht fliegen, bis sich einer während meiner Abwesenheit auf eine solche Weise mit seiner Schnur erhängte, daß man unwillkürlich auf Selbstmord schließen mußte. Da ich aber den andern einem solchen Schicksal nicht preiszugeben wünschte, so ließ ich ihm wieder die Freiheit, knüpfte jedoch ein rothes Band an sein Bein, damit ihn die Bahnleute von den wilden Geiern unterscheiden und nicht tödten sollten. Sein Betragen ließ eine Zeit lang nichts zu wünschen übrig, bis er in einem unbewachten Augenblick dem Teufel in seinem Innern Gehör schenkte, in das Haus flog, den friedlichen

Ratten bei seinem Nachmittagsschläfchen überraschte und verzehrte. Das kleine Schwänzchen, welches er überließ, erklärte mir die traurige Geschichte auf den ersten Blick.

Einige Monate später, als der Mörder auf dem Eisenbahngeleis saß, verwickelte sich das rothe Band an seinem Bein um einen Nagel, so daß er wie der Expreß-Zug von Denver daherrauschte, nicht mehr aus dem Weg kommen konnte und sein Leben unter den Rädern der Locomotive aushauchen mußte. — Im Herbst war mein Weiher vor dem Hause der Sammelplatz wilder Enten; ich schoß manches Dutzend von meinem Fenster aus; dabei hatte ich noch viele kleinere Gewässer auf meinem Gebiet, die von Enten, Kranichen und andern Sumpfvögeln belebt waren. Eines Tages fing ich einen lebenden Kranich, der auf einem Flügel lahm war. Es war einer der größten Art, welche grau sind und „Sand hill Crane“ (Sandhügel-Kranich) genannt werden. Ich beschloß, ihn nach Hause zu tragen und zu zähmen, da ich dergleichen schon öfter in Indianer-Dörfern ganz zahm umherlaufen gesehen, nahm ihn daher unter den Arm, den Kopf nach hinten und bestieg meinen halbwilden Mustang. Doch kaum saß ich im Sattel, als mein Kranich mit seinem langen Hals und spitzigen Schnabel hinten herumlangte und mich beim Ohr packte. Zu gleicher Zeit erhob er ein klägliches Geschrei, was mein Pferd, das solche Passagiere nicht zu würdigen wußte, in Schrecken versetzte, so daß es mit aller Gewalt zu bocken anfing, um uns beide abzuwerfen. Da ich meine Hände gebrauchte, um das halb verrückt gewordene Pferd zu bändigen, ließ ich den Kranich los, der wie eine eiserne Zange an meinem Ohre festhielt, während sich sein Körper in der Luft schwang. Mein Ohr hatte ich bereits für verloren gegeben, als er endlich losließ, aber nur um das Pferd beim Hals zu packen, was dieses zu noch größeren Anstrengungen bewegte. Da packte ich den Kranich mit einer Hand beim Flügel, riß ihn los und warf ihn auf den Boden, wo er forthüpfte, während ich genug zu thun hatte meinen Sitz im Sattel zu behaupten, und ritt ohne den Kranich nach Hause. — Hie und da schoß ich Antilopen und schickte sie nach Kit Carson zum Verkauf; da man mir aber fortwährend an meinen Preisen herunter handeln wollte, so gab ich es auf und ließ die Antilopen ungestört, die

auch mit der Zeit sich so an meine Erscheinung gewöhnten, daß ich oft bis auf zehn Schritte an sie heranreiten konnte, ehe sie mir aus dem Wege gingen. Mein Prinzipal schickte mir ein feines Pferd heraus, das er gekauft; da ich aber einige Tage in Geschäften abwesend von der Ranch sein mußte, so wurde das Pferd gestohlen, ehe ich zurückkam.

XXXV. Abbruch der Stadt Kit Carson. Uebersiedlung nach New-Las Animas. Unser Koch als Kutscher. Uebergang über den Arkansas-Fluß. Neues Wohnhaus am Fluß Picket Wire. Meine Nachbarn. Wüthender Hund. Das lebende Gerippe einer Kuh. Zweiter Winter in Colorado.

Der Winter nahete heran und ich hatte wieder viel zu thun. Man hatte eine Zweigbahn von Kit Carson nach der Mündung des Flüßchens Picket Wire am Arkansas gebaut, daher verließen sämmtliche Bewohner die sonst so belebte Stadt Kit Carson, um sich am Terminus der Bahn ein neues Städtchen zu bauen, welches New Las Animas genannt wurde und fünf Meilen weiter flußaufwärts von Las Animas lag. Das war jetzt eine rege Zeit. Sämmtliche Häuser der Stadt, aus Brettern gebaut, wurden eingerissen und per Bahn nach der neuen Stadt geschafft, wo man sie ebenso schnell wieder zusammen nagelte; bald war außer dem Eisenbahn-Depot nichts mehr zu sehen in Kit Carson.

Mein Prinzipal hatte eine Ranch gekauft am Picket Wire, etwa neun Meilen von der Mündung entfernt, und gedachte das Vieh dorthin zu bringen. Ich nahm also einige Mann und ging an's Sammeln, was mich acht Tage beschäftigte. In Kit Carson brachte ich es in eine große Corral, um es frisch zu branden und zu markiren, was uns drei Tage tüchtiger Arbeit kostete. Dann machten wir uns auf den Weg mit Vieh, Pferden und einem Wagen. Da der Koch des Herrn Jay — ein außer der Küche total unbrauchbarer Mensch — mit mir zu gehen hatte, so setzte ich ihn auf den Wagen, um zu kutschiren. Da er aber nicht die geringste Idee vom Fahren hatte, so wandten sich die Pferde alle

Augenblicke um und machten sich auf den Rückweg nach Kit Carson mit dem Wagen und ich mußte Vagueros nachschicken, um die Pferde aufzuhalten und nach der Heerde zurückzuführen.

So machten wir fort unter Schwierigkeiten, bis wir endlich Abends neun Uhr Kiowa Springs erreichten, wo wir die Nacht zu bleiben gedachten. Wir waren alle tüchtig hungrig geworden und suchten also, sobald wir das Vieh ans Wasser getrieben hatten, den Wagen auf. Der Wagen aber war nirgends zu sehen. Ich schickte zwei Vagueros hinaus in die Prairie auf eine Entdeckungsreise; um zehn Uhr brachten sie den Wagen ins Lager. Sie hatten die Pferde mit dem Wagen in der Prairie umherwandelnd und Gras fressend gefunden, während John, der Koch, das Bild der Verzweiflung, im Wagen saß und sich nicht zu helfen wußte; denn wollte er die Pferde lenken, so zog er nicht an den Zügeln, sondern schob daran, gerade wie man an einem Schubkarren schiebt; das half natürlich nichts, sondern die Pferde gingen, wohin sie wollten. Es war beinahe Mitternacht, bis wir unser Mittags- oder Abendessen verzehrt hatten und uns zur Ruhe begaben.

Bei Tagesanbruch wurde gesattelt; wir suchten, während der Koch das Frühstück bereitete, das Vieh zusammen und nach eingenommenem Frühstück machten wir uns auf den Weg. Ich ließ nun einen Andern den Wagen fahren und gab John ein ruhiges Pferd zum Reiten. Kaum waren wir einige hundert Schritte geritten, als ich ein lautes Gelächter erschallen hörte und schnell zurückritt, um zu sehen, was es gebe. Es galt John, einem untersetzten, dicken Kerl mit kurzen Beinen; er hatte seine Steigbügel so lang geschnallt, daß er sie mit den Füßen nicht erreichen konnte. Bei einem Versuche, den Fuß in den Steigbügel zu stecken, hatte er das Gleichgewicht verloren und hing nun an der Seite des Pferdes, das ruhig fortging, mit einem Knie über dem Sattel und sich mit beiden Händen an der Mähne des Pferdes festhaltend; er konnte weder hinaufklettern noch heruntersteigen und schien mit der Ruhe der Verzweiflung sein Ende zu erwarten. Nachdem wir uns alle tüchtig ausgelacht hatten, hielten wir sein Pferd an, hoben ihn herab und ließen ihn im Wagen reiten; denn er war einmal nicht zum Pferdebändiger geschaffen.

Da ich sehr viel junge Kälber in der Heerde hatte, mußten wir sehr langsam treiben. So kam es, daß wir Nachts ohne Wasser waren. Glücklicherweise regnete und schneite es gegen Morgen, so daß das Vieh seinen Durst löschen konnte. Wir selbst hatten nichts zu leiden, da wir für solche Fälle stets einige Fäßchen Wasser im Wagen bereit hielten.

Am Morgen hüpfte ein Stinkthier um das Lager; ich nahm John's Revolver, um es zu schießen, legte an und drückte los. Ein furchtbarer Knall folgte, der meinen ganzen Arm erschütterte. Das Stinkthier war todt und erfüllte die Lüfte mit Wohlgeruch; ich hatte den Griff des Revolvers in der Hand, aber der Revolver selbst, wo war er? In tausend Stücke war er zerplatzt und John machte sich mit traurigem Gesichte daran, die Trümmer wieder aufzulesen. Am Abend hielten wir an einer verlassenen Poststation, wo wir hinreichend Wasser aus einem alten Brunnen zogen für unsere Küche und den Bedarf der Pferde, während das Vieh ohne Wasser auskommen mußte, was ihm bei den kalten Nächten nicht hart ankam.

Nächsten Nachmittag erreichte ich den Arkansas, und da der Fluß etwas hoch war, hatten wir viele Arbeit, das Vieh, welches noch nie Wasser über einen Fuß hoch gesehen hatte, hinüber zu bringen. Glücklicher Weise kamen einige bekannte Vagueros des Weges, mit deren Hilfe es gelang, die Heerde überzusetzen, indem wir nur immer etwa zwanzig Stück miteinander hineintrieben, einem davon das Lasso umwarfen und es hinüberzogen, während die anderen nachgedrängt wurden. Dennoch wurden einige Thiere halsstarrig und griffen die Reiter an, was ihnen aber schnell verleidet wurde. Denn kaum wurde ein Thier böse, so hatte es im Augenblick ein Lasso an den Hörnern, ein zweites an den Hinterfüßen, und so wurde es von zwei Pferden durch den Fluß geschleift. Bis es das entgegengesetzte Ufer erreichte, war es schon auf ganz friedliche Gedanken gekommen. Gegen fünf Uhr Abends hatten wir sie alle glücklich und ohne Verlust auf der Südseite des Arkansas, wo wir sie verließen und uns nach Las Animas begaben, um der feierlichen Eröffnung des neuen Tanz- und Spielhauses beizuwohnen, dessen Eigenthümer Sherif oder hohe Polizei der Stadt und zugleich ein raffinirter Spieler war. Einige Tage

später trieben wir das Vieh zusammen und hinauf an den Fluß Picket Wire, wo ich es auf seinem neuen Gebiet laufen ließ und mich nach meinem neuen Hause umsah. Es war ein starkes von Stein gebautes Haus, am Ufer des Flusses stehend und von Gruppen großer Baumwollbäume umgeben. Der Fluß war von Bäumen und allerlei Sträuchern bewachsen und lief hier durch ein enges Thal, welches auf drei Seiten von hundert Fuß hohen steilen Felswänden umgeben war. Nur auf einer Seite wanden sich einige Pfade durch Schluchten hin, auf welchen das Vieh von der hohen Prairie zum Wasser und wieder zurück gelangte. Das Thal war viele Meilen lang und bildete einen ausgezeichneten, von Winterstürmen geschützten Platz, in welchem tausende Stück Vieh Schutz gegen die kalten Winde finden konnten. Neben dem Haus war ein anderes Gebäude, das früher als Stallung benutzt worden, gegenwärtig aber ohne Dach war. Unbrauchbar für diesen Zweck, benützte ich es, um einige Tonnen Heu für den Winter darin aufzubewahren. Das Wohnhaus bestand aus vier Zimmern, wovon ich das kleinste und gemüthlichste für mich einrichtete; das Eckzimmer bepflanzte ich mit einigen Bäumen und füllte es mit verschiedenen Vögeln an; ins dritte stellte ich mein Pferd, da ich immer eines zu Hause haben mußte, das vierte reservirte ich als Gastzimmer, hielt aber oft bei schlechtem Wetter meine Milchkuh mit Kalb darin, so daß ich nicht in die Kälte hinaus zu gehen brauchte, um die Milch für mein Frühstück zu abstrahiren. So war ich recht gemüthlich eingerichtet und ritt jetzt im Lande herum, um mich meinen neuen Nachbarn vorzustellen. Fünf Meilen weiter unten am Flusse war ein Lager, worin sich drei Mann mit einigen hundert Maulthieren befanden. Sie bewohnten ein großes Zelt, und ich besuchte sie fast täglich, wo wir dann stundenlang Karten spielten. Als wir eines Nachmittags so beschäftigt waren, stürzte auf einmal ein großer wüthender Hund in das Zelt auf unsere Gesellschaft zu und einige von uns wären ohne Zweifel gebissen worden, hätten ihn nicht meine zwei Hunde, die unter der Thüre lagen, sogleich gepackt und zur Erde geworfen, wo ein kurzes aber wüthendes Gefecht stattfand. Wir standen sämmtlich auf dem Bett, um unsere Beine außer Bereich des Schlachtfeldes zu bringen. Mit großer Anstrengung

riß sich der Eindringling von meinen zwei Hunden los und rannte zur Thüre hinaus, biß in einem Umkreis von einigen Meilen über ein Dutzend Hunde und machte dann abermals in unserer Nähe seine Erscheinung. Jetzt unterlag er einigen gut gezielten Schüssen und seine Carrière war beendigt. Beide meiner treuen Hunde, die uns eigentlich das Leben gerettet, hatten schwere Wunden erhalten. Da sie natürlich ebenfalls wüthend geworden wären, so mußte ich mich dazu entschließen, sie beide zu tödten, so schwer es mir auch ankam. Ich band sie an einen Baum an zwei verschiedenen Plätzen und wartete bei jedem, bis er die Augen zumachte und schlief, worauf ich ihm eine Kugel durch den Kopf sandte. Keiner machte eine Bewegung. Meine Freunde hatten sich zwar erboten, sie zu erschießen; da ich aber fürchtete, daß sie vielleicht nicht gerade auf den richtigen Punkt im Kopfe träfen und das Thier noch zu leiden hätte, so beschloß ich, es lieber selbst zu besorgen.

Die ganze Gegend war auf der Hundejagd, und sämmtliche Thiere, welche von dem wüthenden Hunde gebissen waren, wurden erschossen, sogar ein Maulthier, das bereits toll geworden, alles angriff, was ihm in den Weg kam, sich auf eine Heerde Schafe stürzte und viele davon tödtete, bis es endlich mit vieler Mühe selbst getödtet wurde. Ein Bekannter von mir kehrte von Texas zurück, wo er eine Heerde Vieh gekauft hatte, um sie jetzt nach Nordern Colorado zu bringen. Es war natürlich auch lahmes Vieh darunter, besonders eine alte Kuh, die sich am Flusse hingelegt hatte und nicht mehr aufstehen wollte. Mit dieser Kuh machte er mir ein Präsent und ich ritt einige Tage darauf hinunter, um mein Eigenthum zn betrachten und womöglich meinem Hause näher zu treiben. Ich fand das lebende Gerippe einer Kuh, an welcher man jede Rippe zählen und seinen Hut an die hervorstehenden Knochen hängen konnte. Ein Horn war kurz am Kopfe abgebrochen, während das andere, eine Elle lang, gekrümmt und spitzig war; dazu war der eine Vorderfuß wund und sie ging sehr lahm. Ich fing an, sie langsam flußaufwärts zu treiben und sie ging eine halbe Meile ganz ruhig fort, worauf sie stehen blieb und mein Pferd mit drohenden Blicken betrachtete. Ich ersah daraus, daß man etwas Anderes anfangen müsse, um sie zum

Weitergehen zu bewegen, sprang deshalb vom Pferde, warf meinen Hut in die Luft und stieß ein furchtbares Geschrei aus. Dies half; erschreckt trabte die Kuh ein Stück weiter, während ich mein Pferd wieder bestieg und ihr folgte. In dem Bette des Flusses angekommen, blieb das Thier wieder stehen; ich beschloß, mein wirksames Manöver zu wiederholen; doch kaum war ich vom Pferde gesprungen, und noch ehe ich mein Kriegsgeschrei ausstoßen konnte, ging die alte Kuh auf mich los. Mein Pferd wurde scheu und ehe ich recht wußte, was los war, hatte mich die Kuh, glücklicherweise auf dem abgebrochenen Horn, einige Schritte weit expedirt und ich flog mit dem Kopf in den Sand, während sich mein Pferd aus dem Staube machte. Die Kuh selbst war bis über die Kniee in den Quicksand gesunken; ehe sie sich herausarbeiten konnte, hatte ich auch meine Zeit gut benutzt und mich so schnell wie möglich aus dem Wege gemacht. Nachdem ich mein Pferd gefangen, ritt ich nach Hause, denn ich hatte für einen Tag genug vom Kuhtreiben. Einige Monate später verkaufte ich die Kuh an den Metzger, der sie schlachtete und das Fleisch bei Nacht nach der Stadt fuhr, damit die Leute nicht sehen konnten, was für ein fetter Bissen ihnen bevorstand. Im Fleischladen verschloß er die Thüren und zerschnitt das Fleisch in Steaks und kleinere Portionen, welche am nächsten Tage verkauft wurden.

Winter kam wieder heran mit seinen Wind- und Schneestürmen; indeß diesmal war ich gut vorbereitet; Vieh und Pferde fanden Schutz hinter den hohen Felswänden und in den Gebüschen längs dem Flusse, so daß sich nicht ein Stück verlor. In einem solchen Sturme fand ich einen Mexikaner auf dem Weg nach New-Mexiko. Dieweil bei dergleichen Wetter Niemand auf der Straße sein sollte, so lud ich ihn ein, bei mir zu bleiben, bis der Sturm vorüber sei. Er blieb einige Tage bei mir und machte sich sehr nützlich, indem er einen großen Vorrath Holz haute und aufschlichtete. Sobald der Sturm etwas nachließ, ritt ich nach Las Animas und bat den Mexikaner, es sich bis zu meiner Zurückkunft bequem zu machen, was er zu thun versprach. Als ich aber am zweiten Tag zurückkam, konnte ich ihn nirgends finden; erst nachdem ich eine Zeit lang gerufen hatte, hörte ich eine schwache Stimme von einem Stück Dach über dem Pferdestall

herab antworten und mein Mexikaner kam heruntergeklettert. Er hatte sich gefürchtet, allein im Hause zu bleiben, weil die Cheyenne-Indianer in der letzten Zeit im Lande gewesen, versteckte sich deshalb in dem alten Strohdache, wo er während der vierundzwanzig Stunden meiner Abwesenheit verweilte und dabei halb todt vor Furcht, Hunger und Kälte geworden war.

XXXVI. Cheyenne-Indianer. Reise nach einem werthvollen Pferd. Sombrero unter den Cheyennes. An den Quellen von Horse Creek. Belagerung von Indianern. Rückkehr nach Las Animas mit dem Pferde. Besuch von Geisteskranken. Ein neuer Robinson.

Ungefähr vierhundert Cheyenne-Indianer machten jetzt wirklich einen Streifzug durch Colorado. Da wir ein feines Pferd, das fünfhundert Dollars gekostet, an den Quellen des Horse Creek auf der Ranch des Herrn N. hatten, so beschloß ich es zu holen, ehe die Indianer hinkämen, sattelte also mein bestes Pferd, nahm meine Waffen und machte mich auf den Weg Am zweiten Abend erreichte ich Kit Carson und folgte nächsten Morgen der Kansas-Pacific-Bahn, nahm mein Frühstück an Wild Horse Station ein und aß zu Mittag mit meinem Freunde, dem Telegraphen-Beamten in Arroya. Um sechs Uhr nahm ich mein Abendbrod auf der Station Hugo, achtundvierzig Meilen von Kit Carson, wo ich übernachtete und mein Pferd tüchtig fütterte, denn morgen mußte ich Straße und Weg verlassen und querfeldein über die Prairie einen langen Ritt machen, um nach N's Ranch zu gelangen. Den Abend verbrachte ich im Kaufladen, wo sich täglich um diese Zeit die Bevölkerung versammelt, um Tabak zu kauen, Schnaps zu trinken, zu rauchen, zu spielen und die Ereignisse des Tages zu besprechen. Ich fand viele Bekannte, auch hörte ich viele Neuigkeiten von Indianern, die zuletzt auf Horse Creek zusteuernd gesehen worden waren. Es wurde mir abgerathen, die Reise zu unternehmen, was ich aber nicht aufgeben mochte; denn ohne das Pferd hätte ich mich nicht wieder in Las Animas sehen lassen. Gegen ein Uhr ging ich nach meinem Hotel, bestellte für Morgen

um vier Uhr mein Frühstück und begab mich zur Ruhe. Um vier Uhr Morgens, nachdem ich mein Pferd gefüttert und gefrühstückt hatte, sattelte ich, und um fünf Uhr hatte ich Hugo Station weit hinter mir gelassen. Mein Weg führte über offene rollende Prairie, von welcher auf einer Seite der Pikes Peak Berg und die Gebirge abstachen. Es war unterhaltend; denn zahllose Heerden Antilopen und anderes Wild begegneten mir, als ich so dahintrabte. Gegen Sonnenuntergang erreichte ich die Quellen von Rush Creek, wo die Schaafranch eines Herrn Le Roy stand, und da ich vierzig Meilen oder mehr gekommen war, nahm ich meinen Sattel vom Pferd, ließ dieses in dem schönen hohen Gras laufen und ging ins Haus, um etwas in der Eßlinie zu finden. Keine lebende Person war da; es schien, wie wenn die Ranch in großer Eile verlassen worden wäre, was mich aber wenig kümmerte, denn die Speisekammer war wohl verproviantirt, und ich ging sogleich an die Arbeit, mir eine Mahlzeit zu bereiten. Bald war sie gekocht und verspeist; nachdem ich noch eine Kiste guten Rauchtabak entdeckt, machte ich mich an das Rauchen, setzte mich vor die Thüre und ließ es mir wohl sein. Es war schon ziemlich dunkel, als ich ganz außen in der Prairie Formen auftauchen sah; ein zweiter Blick versicherte mich, daß es Reiter und noch dazu Indianer waren.

Ich sattelte mein Pferd wieder, steckte meine Taschen voll Tabak, verkürzte meine Steigbügel nach Indianerfaçon, schnallte meinen Hut an den Sattel und ließ mein langes Haar über das Gesicht hängen, worauf ich meinen Weg wieder antrat. Die ganze Prairie war von Indianern belebt, die langsam und auf weitem Umkreis zerstreut daher ritten. Neben mir, vor und hinter mir ritten die tapferen Cheyenne-Krieger, während keiner von unserm Häuptling Sombrero Notiz nahm. Wahrscheinlich hielten sie ihn für einen ihrer eigenen Leute in der Dunkelheit, als er so im langsamen Hundstrab unter ihnen ritt. Schnell durfte ich nicht gehen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen; erst als ich mich langsam durchgearbeitet und die dunkeln Gestalten hinter mir in Finsterniß gehüllt waren, gab ich meinem Pferde die Sporen und sprengte frei aufathmend über die Prairie. Nachdem ich ungefähr eilf Meilen zurückgelegt und mich in der Nähe von N's Ranch

dachte, bemerkte ich zwei Reiter auf einer Anhöhe, deren Figuren sich deutlich gegen das Firmament abhoben. Aus ihren Bewegungen sah ich sogleich, daß es Weiße waren. Ich ritt die Anhöhe hinauf und war höchstens zwanzig Schritte von ihnen entfernt, ehe sie mich bemerkten, worauf sie sogleich im vollen Galopp auf mich zusprengten, der eine einen Revolver in der Hand, den er mir vor den Kopf zu halten gedachte. Da aber seine Hand vor Aufregung furchtbar zitterte, so steckte er mir die Pistole bald ins Gesicht, bald hinter die Ohren, wobei er mit einer zagenden Stimme fragte: „Wo, wo! wo sind Ihre Leute?" Ich sah ihn lächelnd an und fragte gelassen: „Was für Leute, mein Sohn?" worauf er die Frage wiederholte und dazusetzte: „Ihre Leute, die Indianer." Der arme Mensch hielt mich in seiner Aufregung für einen Indianerhäuptling und gedachte wahrscheinlich, mich als Gefangenen nach der Ranch zu führen. Dabei hatte ich mein Gewehr vor mir über dem Sattel liegen und er stand während der ganzen Unterredung gerade vor dem Lauf des Gewehres, das auf seinen Magen deutete. Auf seine Frage antwortete ich mild: „Ich habe keine Indianer verloren, suche daher auch keine", sprach weiter, indem ich auf mein Gewehr blickte: „Siehst Du diesen Lauf, mein lieber Junge!" und donnerte ihn dann an mit den Worten: „Steck Deine Pistole sofort in den Gürtel, sonst sende ich die ganze Ladung meines Gewehres durch Deinen Magen". Ohne ein Wort gehorchte er und stand verblüfft da, während sein Begleiter, ein unbewaffneter Knabe, sich bereits zurückgezogen hatte. Darauf belehrte ich ihn, was er zu thun hätte, im Falle die Indianer sich sehen ließen, und ritt die Anhöhe hinab nach der Ranch des Herrn N., wo ich von einer Gesellschaft alter Bekannter freundlich empfangen wurde. Es waren im Ganzen sechzehn Mann da von verschiedenen Ranchen zwischen Horse Creek und dem Arkansas, die ihre Pferde mitgebracht, um sich hier gemeinschaftlich gegen die Cheyennes zu vertheidigen.

In einer Corral waren etwa fünfhundert gute Pferde, in einer andern viertausend Schaafe, die drei verschiedenen Besitzern angehörten, von denen der eine Le Roy war, in dessen Hause ich des Abends gespeist hatte. Vor den Corrals hatten sie in der Eile ein kleines Fort aus Baumstämmen und Erde aufgeworfen, welches

aber zu niedrig war, um viel Schutz zu gewähren. Das Pferd, nach welchem ich gekommen, hatte Herr N. bereits in die Corral bringen lassen; so hatte ich also weiter nichts zu thun, als zu warten, was kommen würde. Kaum hatte ich etwas gegessen und meine Pfeife angezündet, als ich Jemand nach Tabak fragen hörte. Ich rief aus, daß ich massenhaft Tabak hätte und im Falle das nicht hinreiche, würde ich mehr von meinem Vorrath am Rush Creek holen. Zufälligerweise war es Herr Le Roy, der gefragt hatte; so konnte ich nicht wohl anders, als seinen eigenen Tabak mit ihm theilen. Er war sehr erfreut zu hören, daß die Indianer sein Haus nicht geplündert, denn er hatte es in aller Eile verlassen, ohne irgend Etwas auf die Seite zu schaffen. Später stellten wir Wachen an den Corrals auf, während die Uebrigen sich im Fort mit Rauchen, Plaudern und Schlafen die Zeit vertrieben.

Von zwölf bis zwei stand auch ich meinen Theil an Wache, dann schlief ich bis Tagesanbruch. Wir hatten bereits gefrühstückt und noch hatte sich kein Indianer sehen lassen. Jetzt aber kam unser Vorposten hereingesprengt und meldete Indianer von allen Richtungen her. Gleich darauf machten sie ihre Erscheinung auf dem Hügel vor der Ranch, wo sie durch unser Fort etwas stutzig zu werden schienen; denn sie hatten auf keinen Fall darauf gerechnet, alles so wohl vorbereitet zu finden. So oft sich einige zu sehr näherten, konnte man siebzehn Gewehrläufe aus dem Fort herausgucken sehen; dann zogen sie sich jedesmal schnell wieder zurück. Es kamen immer mehr an und wir zählten nahe an vierhundert, lauter junge hübsche Krieger.

Wir hatten beschlossen, unsere Pferde bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, aber auch nicht Feuer zn geben, als im höchsten Nothfall, denn käme es zu einem Gefecht, so müßten wir doch bald der Ueberzahl unterliegen. So verhielt sich die Sache, und da die Cheyennes ebenfalls keine Lust hatten geschossen zu werden, so wollte keiner von ihnen recht nahe beigehen. Ein junger Braver ritt bis auf vierzig Schritte an die Festung, konnte es aber im Angesicht unserer Gewehrläufe doch nicht lange aushalten und zog sich unter dem Gelächter seiner Kameraden wieder zurück. Einer von unsern Leuten wollte ihn durchaus niederschießen; da

ihm aber N. erklärte, daß er ihm dann sofort eine Kugel durch den Kopf senden würde, gab er es auf. Hätten wir Einen der Feinde getödtet, so konnten wir mit Gewißheit auf ein Gemetzel rechnen. Von ein halb sechs bis eilf Uhr probirten es die Indianer uns beizukommen, ohne sich selbst zu viel der Gefahr auszusetzen; endlich zogen sie ab, im Gehen eine Anzahl Vieh und Schaafe niederschießend.

Eine Stunde später kamen neunzig Mann der Denver Garde an. Nachdem sie etwas gegessen, ritten wir Alle zusammen nach den Indianern, um zu sehen, wo sie sich nächstens vorstellen würden. Indeß sie gingen direkt auf den Arkansas zu und waren allem Anscheine nach auf dem Heimweg begriffen. So ritten wir alle nach N's Ranch zurück. Le Roy schickte sogleich seine Schaafe nach Rush Creek zurück, während wir beisammen blieben bis zum Abend; denn wir mußten doch so viel wie möglich von dem getödteten Vieh essen. Nach Sonnenuntergang sattelte ich mein Pferd, nahm das andere am Strick und ritt zehn Meilen nach Rush Creek, wo ich noch einige Stunden Schlafes in Le Roy's Ranch genoß.

Am andern Morgen nach dem Frühstück empfahl ich mich wieder und erreichte Hugo zur Zeit des Abendessens, nach welchem ich noch zehn Meilen weiter ging, um dann für die Nacht Halt zu machen. Nächste Nacht brachte ich bei meinem Freunde in Arroya zu, hielt den darauf folgenden Mittag in Kit Carson und erreichte Kiowa Springs spät am Abend. Den darauf folgenden Tag kam ich nach Hause, wo ich freudig empfangen wurde, denn man hatte mich bereits als skalpirt betrachtet. Ich machte es mir wieder gemüthlich in meinem Hause, als eines Abends zwei Wanderer um Obdach für die Nacht baten. Ich sah sogleich, daß beide verrückt waren; da ich nicht in einem Zimmer mit zwei Narren zu schlafen wünschte, so nahm ich die Kuh für die Nacht aus dem Gastzimmer in das Vogelzimmer und übergab ersteres meinen Gästen, die sich ein Feuer im Kamin anmachten und sich für die Nacht einrichteten. Zum Abendessen rief ich sie in mein Zimmer und nach der Mahlzeit führte ich sie wieder zurück, wo ich sie anredete: „Meine Herren, da Sie Beide verrückt sind, halte ich es für das Beste, Sie bis Morgen einzuschließen";

sperrte die Thüre fest zu und ging zu Bett. Sobald Frühstück am Morgen fertig war, ließ ich sie heraus, worauf sie aßen und sich empfahlen.

Ich hatte schon den ganzen Winter Biber-Zeichen am Flusse bemerkt; ich kaufte mir deßhalb ein paar Stahlfallen und fing in einer Woche aus einem einzigen Damm neun Stück Biber, deren Felle mir eine ganz hübsche Summe eintrugen. Es war jetzt wieder Frühjahr geworden. Mein Prinzipal, der mit dem vielen Bauen in der neuen Stadt in Geldverlegenheit gerathen war, beschloß seine Heerde zu verkaufen. In dieser Absicht sandte er mir einige Mann und in vier Tagen hatten wir die ganze Heerde beisammen am Arkansas, wo wir sie einige Tage hielten, bis der Verkauf geschlossen war. Während dieser Zeit zerstreute sich das Vieh Nachts und mußte beim Tage wieder zusammengetrieben werden. So geschah es, daß ich einen wilden Stier von uns etwa acht Meilen flußauf von der Heerde entfernt fand, wo er mit einer Bande Vieh lief. Ich rannte ihn schnell aus der Bande. Der wollte aber durchaus nicht allein gehen und da er mir nicht anders entkommen konnte, sprang er in den Arkansas, schwamm auf die andere Seite über und versteckte sich im Gebüsch. Ich folgte ihm, trieb ihn wieder heraus, worauf er abermal in den Fluß sprang und ich ohne Aufenthalt hinter ihm her. Wir waren in tiefem Wasser und schwammen stromab, er voraus, mein Pferd beinahe neben ihm, während ich bald auf der einen bald auf der andern Seite ritt; denn im tiefen Wasser konnte er mir nichts anhaben. Endlich wurde er doch müde und steuerte auf das Land zu; dort stellte er sich sogleich zur Wehr und griff mich an, so oft ich ihm nahe kam. Jetzt war nichts mehr mit ihm zu machen und ich war im Begriff wegzureiten, als der Metzger von Las Animas des Weges kam, an welchen ich das Thier, wie und wo es stand, verkaufte.

Auf dem Heimwege besuchte ich meinen Freund P. L., der auf einer Insel im Arkansas-Flusse wohnte, wo er das Land zu bebauen und ein Vermögen zu erwerben gedachte. Da der Fluß aber im Frühjahr sehr hoch geht, so konnte er acht Wochen lang von seiner Insel nicht an das Haupt-Land kommen, und wäre es nicht um die kleinen Haasen gewesen, die dort sehr zahlreich leben,

so wäre er verhungert, denn er hatte sich für solche Fälle nicht mit Proviant versehen. Er hatte ein Haus gebaut und da er ein erfinderischer Geist ist, so hatte er die Wände doppelt, von einer Art Weidengeflecht gemacht, und sie inwendig mit Heu ausgestopft. Das Haus war fertig und wirklich sehr warm, nur war die Gefahr von Feuer sehr groß, als er die Insel auf einige Tage verließ. Er kehrte zurück gerade, als das Wetter sehr kalt war, um in seinem neuen Hause der Ruhe zu pflegen; doch was fand er bei seiner Ankunft? Eine Bande Vieh hatte während seiner Abwesenheit Besitz von der Insel genommen und sämmtliches Heu aus den Wänden gefressen, so daß nur noch das Gerippe des Hauses dastand, aussehend wie ein sehr großer Hühnerkobel. Pat gerieth beinahe in Verzweiflung; er klagte mir sein Leid, aber ich konnte trotz des großen Elends kein erstes Gesicht behalten, sondern brach bei seiner Erzählung in ein furchtbares Gelächter aus, was er mir sehr übel nahm.

XXXVII. Auction in Fort Lyon. Ein munteres Maulthier. Reise nach Cimmaron, New-Mexico. Gerichts-Scene. Vortheilhafter Pferdehandel in Trinidad.

Das Vieh war jetzt verkauft; ich konnte aber vor einigen Wochen nicht fortkommen, bis das Geschäft völlig abgeschlossen war und wohnte daher bei meinem Prinzipal in Las Animas. Während dieser Zeit wurden in Fort Lyon eine Anzahl Pferde und Maulthiere auf Auktion verkauft. Wir ritten Alle hinüber, um zuzusehen, und vielleicht auch etwas zu kaufen. Die Pferde wurden um einen sehr hohen Preis verkauft; dann kamen die Maulthiere an die Reihe, welche ebenfalls ein schönes Geld brachten. Jetzt wurde ein Maulthier herausgeführt an einem langen Seile; es war schneeweiß, kugelrund und schien überhaupt ein gutes Thier zu sein. Allein so bald sich ihm Jemand näherte, fing es an furchtbar auszuschlagen. Da getraute sich Niemand nahe genug an ihn, um ihm in das Maul zu sehen und sein Alter zu erfahren. Das Bieten begann; da Niemand viel für ein schalkhaftes Thier geben wollte, so wurde es mir zugeschlagen

um fünfundzwanzig Dollars. Ich gedachte ein Packthier aus ihm zu machen und führte es nach Las Animas, wo ich es in einen Stall zu Herrn S. in die Kost gab. Kaum war ich zu Hause, als S. gelaufen kam und mich ersuchte, mein Maulthier eiligst aus dem Stalle zu nehmen; denn es hätte ihm im Vorbeigehen den Hut vom Kopfe geschlagen und als er es darüber zur Rede gestellt, den ganzen Stall demolirt. So ging ich mit ihm zurück, mußte aber über den Heurechen vorne in den Stall klettern, um es loszubinden; denn von hinten war an eine Annäherung nicht zu denken, da es schon, als es uns zur Thüre kommen hörte, anfing zu schlagen. So ließen wir ihn in der Corral hinter dem Stalle laufen, wo bereits eine Anzahl Pferde sich befand. Nachdem es aber einem Pferd ein Stück aus dem Rücken gebissen und ein anderes lahm geschlagen hatte, so erklärte S., daß er es unter keiner Bedingung mehr in seinem Platze behalten wollte. Ich bezahlte den Schaden und führte das edle Thier nach meiner Wohnung, wo ich es hinter dem Hause festband. Nächsten Morgen beschloß ich, es zu reiten, verband ihm daher die Augen, damit er mich beim Satteln nicht sehen konnte. Sobald es gesattelt war, stieg ich auf; es aber schlug mir ein paar Mal die Steigbügel von den Füßen, nahm das Gebiß zwischen die Zähne und ging geraden Weges nach S.'s Stall.

Halbwegs saß ein mexikanisches Kind im Sande spielend, auf dieses ging das Maulthier zu und alles Ziehen und Reißen am Zügel half so viel, als wenn ich am Felsengebirge gezogen hätte, denn sein Maul schien härter wie Stahl zu sein. Ich rief der Frau zu, die unter der Hausthüre stand, das Kind wegzunehmen, doch diese rührte sich nicht und lachte nur; denn sie dachte, ich mache schlechte Witze. So kamen wir an das Kind, ich ließ dem Maulthier die Zügel; da stieg es über das Kind, ohne dasselbe zu berühren. S. sah uns kommen und machte schnell seine Stallthüre zu. An der verschlossenen Thüre angekommen, blieb das Maulthier stehen. Als ich ihm die Sporen gab, um es zum weiter gehen zu bewegen, wandte es sich um und fing an zu schlagen. Je ärger ich spornte, desto lebhafter schlug das Thier aus und zwar mit beiden Hinterfüßen zugleich, so lange, bis einige Bretter aus der Thüre geschlagen waren, als S. seine Erscheinung

machte, mit einer Mistgabel bewaffnet, und fluchend einen Angriff begann. Das Maulthier wandte ihm das Hintertheil zu und schlug mit einer Fertigkeit, die auf eine lange Praxis schließen ließ. Bald flog der Stiel der Mistgabel in Trümmer und S. ergriff die Flucht. Sämmtliche Einwohner der Stadt waren auf dem Kriegsschauplatz versammelt und drückten ihren Beifall durch Bravo rufen und Hände klatschen aus, was das Maulthier nur noch kampfbegieriger machte. Es blieb mir jetzt nichts weiter übrig, als abzusteigen, S. für seine Stallthüre und Mistgabel zu bezahlen und mein Reitpferd heimzuführen. Nachmittags sattelte ich wieder, zog dem Maulthier einen Strick durch das Maul, welchen ein Freund von mir, der mich zu Pferde begleitete, an seinem Sattel befestigte und es so mit Gewalt und Pferdekraft aus der Stadt zog. Wir ritten nach der fünf Meilen entfernten alten Stadt von Las Animas, wo wir unsere Thiere anbanden und in den Kaufladen gingen. Kaum waren wir im Laden, als ein Mann hinter dem Maulthier vorbeiging. Dieses schlug prompt aus und versetzte den Mann in die Mitte der Straße. Dieser raffte sich auf und ergriff ein Scheit Holz, um das Thier zu züchtigen, welches ganz ruhig stand, bis er nahe genug kam, worauf es ihm seine kurze Tabakspfeife aus dem Munde schlug. Der Mann warf seinen Prügel weg nnd entfernte sich kopfschüttelnd, denn eine solche Gewandtheit war ihm etwas Neues. Bei meiner Ankunft zu Hause, fand ich einen Brief von einem Freunde in New-Mexico, welcher mir schrieb, daß das Pferd, welches mir vor einem Jahre gestohlen wurde, im Besitz eines Franzosen in der Stadt Cimmaron, N. M., sich befinde. Ich sprach darüber mit meinem Prinzipal und wir beschlossen, selbst hinzugehen, um das Pferd zu holen. Einige Tage später spannten wir an den leichten Reisewagen zwei gute Pferde; ich band mein Maulthier hinten an und wir machten uns auf den Weg. Am zweiten Tag erreichten wir Trinidad, am dritten gingen wir über die Raton-Gebirge, auf deren Gipfel die Grenzlinie zwischen Colorado und New-Mexico sich befindet und am fünften erreichten wir die Stadt Cimmaron, die damals einer englischen Compagnie gehörte. Wir suchten den Besitzer des Pferdes auf, erkannten das Pferd, obwohl das Brandzeichen wegrasirt war und,

boten ihm fünfundzwanzig Dollars Entschädigung, wenn er das Pferd ohne weitere Umstände abgeben würde. Dieses Anerbieten verweigerte er und fügte hinzu, daß das Pferd nur durch das Gericht zu bekommen sei. Wir begaben uns also zum Richter, der ein alter Freund meines Prinzipals und ebenfalls zu der Verbindung der O. F. gehörte, deren Großmeister mein Prinzipal war. Wir wurden sehr freundlich empfangen und bewirthet, die Sache wurde vorgelegt, das Pferd sogleich von dem Sherif in Besitz genommen, ein Kerl, der dem Franzosen das Pferd verkauft hatte, um Zeit zu sparen, eingesteckt, und die Verhandlung auf nächsten Morgen neun Uhr festgesetzt. Beim Frühstück sagte der Richter schon im voraus: „Herr J., bis um eilf Uhr können Sie mit ihrem Pferde die Rückreise antreten.“ Um neun Uhr begaben wir uns nach dem Saal, wo der Richter seine Pfeife anzündete, ein Beispiel, welchem wir Alle folgten, und die Verhandlung begann. Ich legte mein Zeugniß mit der Pfeife im Munde ab, darauf begab sich die Versammlung in den Salon neben an, um Eins zu trinken. Dem Franzosen wurde es bei dieser Zeit Angst, und er erbot sich, die Kosten zu zahlen und das Pferd abzugeben. Diesen Vorschlag nahmen wir an, und nachdem Jeder noch auf seine Rechnung Etwas zu sich genommen hatte, war die Sache abgemacht. Das Pferd wurde uns ausgeliefert und um zwölf Uhr machten wir uns auf den Heimweg.

Die Nacht verbrachten wir über der Grenze im Gebirge und nächsten Tag hielten wir einige Stunden in Trinidad, wo ich mich in den Ställen umsah, ob ich nicht irgend einen Tausch mit meinem Maulthier bewerkstelligen könnte. Bald fand ich Jemand, dem das schöne weiße Maulthier gefiel, und da ich nur von seinen guten Qualitäten sprach, so war der Tausch bald gemacht. Ich sattelte das Pferd, welches ich eingetauscht hatte, sogleich um fortzureiten; aber es wollte im Anfange nicht gehen und die Gesellschaft, mit der ich getauscht, fing furchtbar zu lachen an Ich sagte kein Wort, sondern ließ dem Pferde, da ich schnell fühlte, daß das Pferd nur sehr weich im Maule war, mehr Zügel, und es ging ruhig ab. An der Straßenecke hielt ich an; denn ich wollte jenen spaßigen Kerl das Maulthier besteigen sehen, was er auch sogleich that. Nun ging der Spaß los. Er drückte ihm

die Sporen ein, worauf das Maulthier seine alten Witze zu machen anfing. Es schlug mit beiden Hinterfüßen, wie wenn es sich um eine Wette handelte, bewegte sich aber keinen Zoll nach vorwärts. Jetzt war an mir die Reihe zu lachen, was ich auch zur Genüge that, ihm zurufend, wie ihm das Maulthier gefiele. Der Kerl wurde wüthend und wollte sein Pferd wieder; da ich ihn aber bat, heraufzureiten und es zu holen, so spornte er immer mehr, was das Maulthier nur zu größerer Arbeit antrieb, so daß es dem Stall tüchtig zusetzte. Nachdem ich genug gelacht, wandte ich mein Pferd und galoppirte meinem Prinzipal nach, der schon vorausgefahren war. In weiter Entfernung von der Stadt hörte ich noch den Donner, welchen das Maulthier mit seinen Hinterfüßen aus der Seite des hölzernen Gebäudes zu locken wußte. Nach zwei Tagen erreichten wir Las Animas, wo ich das Pferd um fünfundsiebzig Dollars verkaufte.

XXXVIII. Reise nach Colorado Springs. Zweiter Besuch bei Robinson. Sammeln von Vieh in den Colorado-Bergen.

Meine Geschäfte waren jetzt alle in Ordnung gebracht und ich machte mich fertig, die Gegend zu verlassen, um ein anderes Stück des amerikanischen Continentes zu bereisen. Ich hatte zwei sehr gute Pferde, vollständigen Kochapparat für die Prairie, und, was die Hauptsache ist, gute Waffen. Eines Abends hielten wir das Abschiedsfest, wobei es sehr lustig herging, und nächsten Morgen sattelte ich meine Pferde, bepackte das eine mit meinen Decken, mit Provision, Kaffeekessel, Blechbecher u. s. w., und ritt dann am Flusse Arkansas hinauf. Ich hatte meinem Freund P. L. versprochen, bei ihm auf seiner Insel zu übernachten, was ich auch that, obwohl ich schon Mittags dort angekommen war. P. empfing mich sehr freundlich, wartete mir auch sogleich mit Speck und Bohnen auf, welche er ausgezeichnet zuzubereiten verstand. Nach Tisch besahen wir die Insel, und er vertraute mir seine Pläne für die Zukunft an, die aber niemals ausgeführt wurden. Er hatte einen einjährigen Büffel auf seiner Insel, dem er die Vorderfüße ge-

koppelt hatte, um ihn am Davonlaufen zu verhindern. Nun hatte er die Idee, daß dieser Büffel nicht Verstand genug hätte, selbst an den Fluß zu gehen, um Wasser zu trinken, beschloß daher, ihn mit dem Lasso zu fangen und in den Fluß zu führen, was natürlich zu Pferd geschehen mußte. P. L. war ein sehr schlechter Reiter und wußte gar nichts vom Gebrauche des Lasso, ich konnte also erwarten, ein Abenteuer zu erleben. Mein Freund wollte den Büffel fangen und führen, meine Rolle war, hinter herzugehen und das Thier zu treiben. So sattelte er sein Maulthier von der kleinen spanischen Race, das ihn schon oft abgeworfen hatte, ritt auf den Büffel zu und fing an, sein Lasso mit allen Kräften zu schwingen. In seinem Eifer schlug er damit das Maulthier immer über die langen Ohren, so daß dieses ihn abwarf gerade als er sich selbst die Schlinge um den Hals geworfen hatte. Da ein Ende des Lasso am Sattel befestigt war und das Maulthier einige Sprünge machte, nachdem es ihn abgeworfen, so zog sich die Schlinge um seinen Hals fest zu, so daß das Maulthier bei der geringsten Bewegung meinen Freund P. erhängen mußte. Glücklicher Weise stand es still, bis ich das Lasso schnell entzwei schnitt und den kühnen Büffelfänger vom Tod durch den Strang befreite. Beim Aufstehen machte er die Bemerkung, daß wenn der Büffel nicht selbst Verstand genug hätte zu trinken, wenn er durstig, er lange ohne Wasser gehen könnte, bis er ihn wieder zum Fluß führen würde. Am andern Morgen nahm ich Abschied von P. L., richtete meinen Curs nach dem Westen und folgte dem Fluß stromauf, bis ich nach einigen Tagen die Stadt Pueblo erreichte, wo ich mich einen halben Tag amüsirte und über Nacht blieb. Nächsten Tag verließ ich den Arkansas und schlug eine nördliche Richtung ein, am Fuß der Gebirge dahinreitend, wobei mir Pikes Peak als Anhaltspunkt diente. Bald erreichte ich Colorado Springs, ein Städtchen, am Fuße von Pikes Peak gelegen und von Temperanz-Leuten bewohnt, wo kein geistiges Getränk außer Kaffee in der Stadt verkauft werden darf. Es war jetzt die Roteo-Zeit im Staat, d. i. die Zeit im Frühjahr, wann sämmtliche Vieheigenthümer zusammen gehen, an einem Ende der Gegend anfangend alles Vieh zusammentreiben und Jeder das seine heraussucht, um es auf sein eigenes Gebiet heimzubringen.

So wird das ganze Land durchstreift; nur selten entgeht ein Stück Vieh den scharfen Augen der Vagueros. Ich machte einen Vertrag mit Herrn N., welcher sieben Meilen von der Stadt eine große Ranch mit tausend Stück Vieh besaß, für ihn an die Roteo zu gehen und sein Interesse zu hüten. Nächsten Tag begann die Arbeit. Ueber dreihundert Mann stark gingen wir vom Flusse Arkansas aus nach Westen, wo wir die Gebirge durchstreiften und eine der schönsten Gegenden und Gebirgsscenen kennen lernten. Es dauerte natürlich lange, bis wir wieder nach Colorado Springs zurück kamen, da wir nur langsam vorrücken konnten und jeden Tag ein gewisses Revier zu nehmen hatten.

Bei Tagesanbruch machte sich die Gesellschaft nach allen Richtungen hin auf den Weg, während die Proviantwägen geradezu auf einen angegebenen Platz fuhren, um dort Lager zu machen. Zwischen drei und vier Uhr trafen dann wir ein, in kleinen Abtheilungen von allen Richtungen herkommend, jede das gesammelte Vieh vor sich hertreibend. Sobald Alle eingetroffen sind, werden diejenigen Thiere, welche auf das eben durchstreifte Revier gehören, ausgesucht und wieder laufen gelassen, während die übrige Heerde mitgetrieben wird. Sobald dies geschehen, ist die Tagesarbeit vollendet und ein Jeder läßt sich sein Mittag- und Abendmahl schmecken, denn die reine Gebirgsluft und das harte Reiten den ganzen Tag über macht Allen einen gesunden Appetit. Darauf wird noch bis spät in die Nacht hinein gesungen und Unsinn getrieben, auch manchmal eine türkische Musik gemacht, d. h. Jeder der dreihundert oder mehr Vagueros nimmt eine Blechschüssel, einen Teller oder irgend Etwas, womit man so viel Lärm als möglich machen kann, benützt es als Trommel oder überhaupt als musikalisches Instrument und bietet Alles auf, um ärger und lauter zu schreien, als sein Nachbar. So kamen im Walde oft nächtliche Conzerte zu Stande, wie man sie nicht leicht irgendwo hört. Nach Ablauf von zwei Monaten war die Roteo vorüber und das Vieh gesammelt; jeder suchte das seinige aus der gesammelten Heerde und machte sich damit auf den Heimweg; die Uebrigen wurden dem County Hirt übergeben, Marke und Brand notirt und in den Zeitungen veröffentlicht, damit sie die Eigenthümer gegen Zahlung einer Kleinigkeit abholen konnten.

Was am Ende des Jahres übrig blieb, wurde in öffentlicher Auktion verkauft und das daraus gelöste Geld zu Schulzwecken u. s. w. verwendet. Ich hatte viel junges Vieh des Herrn N. gefunden, welches Andere als ihr eigenes markirt und ihr Brand über das N.'s gesetzt hatten, was Anlaß gab zu einem Prozeß von Seite N.'s gegen diese Personen wegen Viehdiebstahl, dessen Resultat war, daß diese, weil N. das so viel markirte Vieh nicht wieder haben wollte, es ihm um einen theuern Preis abkaufen mußten. Ich machte mich fertig, wieder ein Stück weiter zu gehen, obwohl man mir viele Ranchen angeboten hatte; denn ich wollte mehr vom Lande sehen.

XXXIX. Stadt Denver. Abenteuer auf dem Wege nach Wyoming Territory. Laramie an der Union Pacific-Bahn. Black Hills von Wyoming. Emigrant von Missouri. Green River City. Uebergang über den Green River. Per Ochsenpost nach den Sweetwater Goldminen. Ueber das Felsengebirg. Little Wind River. Shoshone Indianer. Onkel Billy. Scalp-Tanz. Häuptling Washakee. Der Rübenacker.

Von Colorado Springs ging ich direct nach Nord und verbrachte die erste Nacht mit einigen Engländern, die da eine Schaafranch besaßen. Da sie alle musikalisch und mit Violinen, Tambourinen u. s. w. versehen waren, so fehlte es nicht an Abendunterhaltung. Nächsten Tag ritt ich weiter, den schönen Gebirgen entlang und erreichte am fünften Tag die Stadt „Denver“, oder die Hauptstadt des Territoriums von Colorado. Hier stellte ich meine Pferde in den Stall, ging nach dem „Planters Hotel“, um einige Tage da zu logiren. Ich besuchte das Theater jeden Abend, die Bier- und Eßhäuser beim Tag und amüsirte mich sehr gut. Bald jedoch hatte ich wieder genug von der Stadt und machte mich auf den Weg, um frische Gebirgsluft zu genießen. Meine Richtung war etwas nordwestlich durch die Gebirge, wo es viel Wild und Geflügel gab, und ich nahm mir daher auch Zeit.

Gewöhnlich brach ich ziemlich früh auf und ritt bis gegen eilf Uhr, sah mich dann nach Wasser und Gras um, ließ meine Pferde ein paar Stunden laufen, um mir selbst ein Mittagsmahl zu kochen und während der Hitze des Tages im Schatten eines Baumes oder Strauches mein Pfeifchen zu rauchen. Zwischen drei und vier Uhr brach ich dann wieder auf und ritt zehn bis zwölf Meilen weiter, je nachdem, bis ich einen guten Platz für mein Nachtlager fand. Eines Vormittags ritt ich lange, ehe ich gutes Gras für die Pferde und für mich einen passenden Platz zum Mittaghalten fand. Endlich traf ich auf einen solchen ganz nach meinem Geschmack. Ich nahm schnell die Sättel von meinen Pferden, ließ sie laufen und beschäftigte mich mit der Zubereitung eines Prairie-Huhnes. Zweihundert Schritte weiter stand ein Haus; als ich in der besten Arbeit war, kam ein Junge herüber und redete mich mit den Worten an: „Mein Vater sagt, er erlaube Niemand, hier sein Lager zu machen.“ Nun wußte ich recht gut, daß das Gesetz in Colorado jeden Farmer zwang, sein Land einzuzäunen, und dieser Herr hatte, wie ich sah, bereits zweimal so viel eingezäunt, als er Recht dazu hatte; er wollte demnach gar noch die ganze Umgegend für sich reserviren, was wir etwas zu unverschämt vorkam. Ich sprach daher zu dem Jungen: „Sag' deinem Vater, er solle zum T—l gehen, und dann sag' ihm auch, daß der Sombrero von Texas da sei, und wenn er etwas wünsche, möchte er sobald wie möglich herauskommen, denn vor der Hand würde ich noch einige Zeit hier bleiben.“ Während ich so sprach, wischte ich den Staub von meinem Gewehre, lehnte es gegen meinen Sattel, holte meinen großen Revolver hervor und legte ihn neben das Gewehr; dann stierte ich mir mit meinem langen Messer die Zähne aus. Das machte den richtigen Eindruck. Der Junge lief nach Hause, um seinem Vater meine Antwort zu überbringen und ihm die wilde Erscheinung Sombreros zu beschreiben. Ich hörte aber nichts mehr von beiden, obwohl ich sie hinter dem Hause hervorsehen und mich beobachten sah, blieb daher statt zwei Stunden gleich bis nächsten Morgen auf dem Platz, der mir jetzt erst recht gut gefiel.

Am Morgen machte ich mich wieder auf den Weg und ging der alten Emigrantenstraße zu, welcher ich einige Tage folgte.

Hier holte mich ein einzelner Reiter ein und wir ritten ein paar Tage zusammen. Er war von Los Angeles Cal., hatte Pferde nach dem Osten gebracht und war jetzt auf dem Weg nach Raft River in Utah, von wo aus er eine andere Heerde Pferde nach Colorado zu bringen hatte. Wir holten einen großen Wagenzug von Emigranten, welche nach Oregon zusteuerten, ein. Die Emigranten engagirten meinen Begleiter Sh. als Führer, da die Wasserplätze oft schwer zu finden waren und jetzt gerade eine lange trockene Stelle vor ihnen lag. Sie zogen mit einander ab, während ich zurückblieb, um einen Tag zu jagen und meine Pferde ausruhen zu lassen. Ich hatte eine fünfzig Meilen lange Strecke ohne Wasser zu passiren; deshalb wollte ich meine Pferde frisch haben, um ohne Aufenthalt und so schnell wie möglich darüber zu kommen.

Am zweiten Tag machte ich mich in aller Frühe auf den Weg und ritt über Hügel und durch öde Strecken, welche von verschiedenen Arten des Osage-Busches bewachsen waren. Außer einigen Antilopen bekam ich kein lebendes Wesen zu sehen. Es wurde Abend und noch kein Zeichen von Wasser, so weit das Auge reichte. Ich hatte während der Hitze des Tages meine Pferde geschont; jetzt aber wurde es kühl, die Sonne ging unter und ich ging über alles weg, bis ich zwischen zehn und eilf Uhr Abends eine kleine Quelle erreichte, neben welcher ich die Gestalt eines Mannes erblickte, den ich alsbald für Sh. erkannte und begrüßte. Er erzählte mir, daß er die Emigranten verlassen habe und sich einem andern Zug angeschlossen habe, der eine Meile von der Quelle sein Lager hatte; er wäre nur zurückgekommen, um ein Fäßchen Wasser zu holen. Wir ritten mit einander nach dem Lager, wo ich absattelte und meine Pferde laufen ließ. Die Emigranten, die immer den Kopf voll Indianern, Prairie-Räubern und Pferde-Dieben hatten, machten bedenkliche Gesichter, in dieser wilden Gegend einen einzigen bewaffneten Mann, der wie es schien, ein alter Bekannter ihres Führers war, gegen welchen sie schon einiges Mißtrauen hegten, bei Nacht und Nebel in ihr Lager reiten zu sehen. Doch die Prairie ist frei für Jedermann, und ihnen einen „guten Abend“ hinwerfend, hielt ich auf dem ersten Fleck, der mir gefiel, ließ meine Pferde laufen und machte

mich an die Zubereitung meines Abendmahles, wobei mich Sh. nach Kräften unterstützte. Die Emigranten steckten die Köpfe zusammen und beriethen sich leise. Das ging nicht mit rechten Dingen zu, daß wir Beide alte Bekannte waren. Bilder von Verrath, nächtlichen Ueberfällen, Blut und Mördern schwebten vor ihrer Seele.

Sh., der ihre Ideen kannte, benachrichtigte mich davon, und als die Emigranten sich neugierig um unser Feuer drängten, sprachen wir von einigen Pferdedieben, die am Bitter Creek lebten und von ihren Abenteuern, wie von alten Bekannten. Während unsere Zuhörer auf jedes Wort horchten, wechselten wir unsere Sprache von Englisch in Spanisch. Jetzt waren sie ihrer Sache gewiß. Jedenfalls müßten wir Mitglieder einer dieser Banden sein, welche die Gegend schon seit Jahren unsicher gemacht, und somit wäre die höchste Wachsamkeit von ihrer Seite nöthig geworden. Einer fragte mich, ob ich nicht fürchtete, meine Pferde zu verlieren, wenn ich sie so frei laufen ließ, worauf ich ihm antwortete, daß diese das Lager nie verließen und daß sie schon deswegen nicht gestohlen würden, weil Jedermann wisse, daß es meine Pferde seien.

Nun, die Emigranten banden ihre Pferde fest an die Wägen, manche sogar mit Ketten, die sie mit einem Schloß befestigten, und stellten doppelte Wachen auf. Die Nacht ging ohne irgend ein Ereigniß vorüber und das erste am Morgen war, daß sie ihre Pferde und Maulthiere laufen ließen, während sie Frühstück kochten, ohne auch nur einen Mann zu ihrer Bewachung mit hinauszuschicken. Daher hielt ich dem Anführer der Auswanderer eine Vorlesung und zeigte ihm seine Unvorsichtigkeit. Während sie ihre Thiere die ganze Nacht ängstlich bewacht hatten, ließen sie bei Tagesanbruch sämmtliche eine Meile vom Lager grasen, ohne die geringste Aufsicht oder Bewachung, so daß Ein Mann die ganze Heerde forttreiben konnte, ohne von den Auswanderern im Lager nur im geringsten daran verhindert zu werden.

Am Morgen verließ ich sie wieder und ging meinem eigenen Weg nach. Ich hatte schon viele Tage keine Ansiedlung getroffen, außer am Platte, Cache La Poudre, Big Thomson und andern Flüssen, welche ich überschritt, kurz nachdem ich Denver verlassen.

Mit der Zeit kam ich heraus auf die U. Pacific-Bahn zu, welche ich bei Laramie zum ersten Mal zu sehen bekam. Da hielt ich mich einige Stunden auf, um im Laramie-Flusse zu angeln, der ganz mit Fischen (Suckers) angefüllt schien. Dann verließ ich die Bahn wieder, die Laramie Plains rechts liegend lassend, und stürzte mich in die Black Hills von Wyoming, wo ich ausgezeichnete Jagd fand und sehr langsam reiste, um die frische Luft und schöne Gegend zu genießen.

Zunächst kam ich nach dem Bitter Creek Land, wo das Wasser so viel Alkaly und Salz enthält, daß es weder für Mann noch Pferd genießbar ist. Ich war deshalb oft genöthigt, fünfzig Meilen in einer Strecke zu reiten. Auf der alten Emigrantenstraße traf ich wieder einen Auswanderer, der vom Staate Missouri kam und nach Oregon zu gehen beabsichtigte. Er hatte seine Familie, bestehend aus einer Frau und zwei Kindern, mit sich, die in einem von zwei Ochsen gezogenen Wagen fuhren. Es waren sehr nette Leute und ich schloß mich ihnen an, wurde dabei auch der Last des Kochens überhoben, da ich meine Provisionen Frau W. übergab, welche sie für mich zubereitete. Mit der Zeit erreichten wir Rock Springs an der U. Pacific-Bahn, eine Station, wo sehr reiche Kohlenminen bearbeitet werden, wo aber so wenig Wasser ist, daß der Kaufmann, welcher den einzigen Brunnen in Beschlag genommen, die Frechheit hat, Wasser um fünfundzwanzig Cents per Eimer an Reisende zu verkaufen. Da ich aber Wasser immer für einen nothwendigen Artikel gehalten, auf welchen Jedermann so gut wie zum Gebrauche der frischen Luft volles Recht hat, so hatte ich nicht die geringste Lust, für etwas zu bezahlen, das für das Wohl aller Menschen geschaffen ist. Als daher ein Commis aus dem Laden kam mit dem Schlüssel versehen, um das Schloß, mit welchem die Pumpe befestigt war, zu öffnen, so wartete ich ruhig, bis er seinen Eimer voll Wasser gepumpt hatte, ritt hin, stieg ab, und als er seinen Eimer wegnehmen wollte, packte ich ihn sanft beim Kragen, schob ihn auf die Seite und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er sich am besten neutral verhalten würde. So pumpte ich Wasser, bis meine Pferde ihren Durst gelöscht, worauf ich selbst einen halben Eimer trank, meine Feldflasche füllte, dann dem dienstbaren Geist mit einem gnädigen

Wink zu verstehen gab, daß ich fertig sei und daß er von mir aus sein Wasser wieder versperren könnte. Er stand noch lange da und sah mir mit offenem Munde nach, als ich stolz dahin ritt mit einer Haltung, wie es sich für den Krieger Sombrero gebührte. Schon seit einigen Tagen hatte W. und Familie von nichts als ein wenig Kornmehl gelebt; ich stellte ihm natürlich meinen Vorrath Provisionen zur Verfügung.

Nach einigen Tagen erreichten wir Green River City, eine bedeutende Station der Union Pacific-Eisenbahn, wo ich wieder frische Vorräthe einlegte. Nachdem aber W. keine Vorbereitung traf, etwas zu kaufen, fand ich auf mein Fragen, daß er nicht einen Pfennig Geld mehr übrig hätte. Dies war eine schöne Situation für eine Familie Auswanderer, die noch über tausend Meilen vor sich hatte, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung in Oregon gelangte, die dazu noch den ganzen Winter vor sich hatte, ehe sie nur beginnen konnte, Land zu bebauen. Glücklicherweise war ich zur Zeit ein halber Millionär; ich kaufte ihnen also für einen Monat Vorrath von allem Nöthigen, gab dem Manne einiges Geld für den Nothfall und setzte ihn zu meinem Universal-Erben ein, im Falle ich auf der Reise skalpirt würde, was aber nicht vorkam. Hier hatten wir über den Fluß Green River zu gehen, welcher sehr groß und zur Zeit sehr angeschwollen war, mußten daher mit dem Kahne übersetzen. Da ich aber keine Lust hatte, für die Ueberfahrt meiner Pferde zu bezahlen, welche sich immer ein Vergnügen daraus machten zu schwimmen, so legte ich Sättel und Gepäck in W.'s Wagen, führte meine Pferde an das Wasser, gab ihnen einen leichten Schlag mit der Peitsche und fort gingen sie in den rauschenden Strom. Bald erreichten sie das Ufer auf der anderen Seite, wo sie sich belustigten im Sand zu rollen und Gras zu fressen, bis wir mit dem Wagen hinüberkamen.

Die Nacht kampirten wir am Flusse und am nächsten Tag ging es durch eine hügelige Gegend, wo mir einige freundliche Shoshone-Indianer begegneten, welche eine Ladung Hirschfelle zum Verkauf nach dem Städtchen Green River brachten. Der nächste Tag führte uns nach Bryan Station an der Bahn, wo ich ein paar Tage auszuruhen gedachte. Hier hörte ich von den

einhundert Meilen entfernten Sweetwater Goldminen und beschloß, hinzusteuern, um einige Zeit dort zu verweilen. Ich theilte daher Freund W. meinen Entschluß mit und rieth ihm, es auch zu probiren. Er stimmte mir sogleich bei und wir setzten unsere Abreise für den zweiten Tag fest. Nun war es sehr schwer, in den Minen Pferde zu behalten, wegen der Kälte im Winter sowohl, als wegen der Indianer im Sommer. Da mir gerade Jemand eine gute Offerte für meine Pferde machte, verkaufte ich beide und nahm meine Passage in W.'s Ochsenpost. Es war ein ziemlich langsames Reisen; doch kamen wir auch vorwärts, setzten über den von Indianern her berüchtigten Fluß Sweet Water und lenkten am fünften Tag unsere Ochsen in die Hauptstraße des Minenstädtchens South Paß ein, wo wir von der Bevölkerung, die aus sieben Personen bestand, sehr freundlich empfangen wurden. Diese Stadt war, wie so viele Minenstädte, von Spielern und Spekulanten in sehr kurzer Zeit aufgebaut und ebenso schnell wieder verlassen worden. Die Häuser waren hübsch, viele zweistöckig, mit eisernen Oefen, manche sogar noch mit Möbeln versehen. Weil die Eigenthümer schon lange nicht mehr da waren, so konnte Jeder in Besitz nehmen, was er wollte. W. richtete sich ein hübsches Haus für seine Familie ein, schleppte Möbeln von allen Seiten herbei, wobei ihm die alten Bewohner, welche die besten Sachen versteckt hatten, nach Kräften halfen, und in zwei Tagen hatte er Möbeln und Sachen genug, um drei Familien auszustaffiren.

Einige Meilen von South-Paß liegt das militairische Fort Stambough, in welchem soeben Heu-Contracte ausgegeben wurden, und da W. ein industrieller Mensch war, nahm er selbst einen kleinen Contract und verdiente damit in einem Monat über siebenhundert Dollars. Für mich war jedoch diese Gegend noch zu stark bewohnt; ich packte daher meinen Reisesack und machte mich über das Felsengebirge. Auf der andern Seite stieg ich hinab nach Red Canon, einer tiefen Schlucht, von hohen rothen Felswänden eingeschlossen, wo ein kleines Haus stand, welches Herrn Tweed in South Paß gehörte. Er hielt eine Heerde Schaafe hier und bebaute auch sehr ausgezeichnetes Gartenland. Mein Weg führte jetzt von einer Schlucht nach der andern, bis ich am

dritten Tag in das fünf Meilen breite Thal des großen Popoagia-Flusses eintrat, welches von einigen Canadiern (Franzosen) bebaut wurde. Sie trugen beim Pflügen die Gewehre auf dem Rücken und verließen überhaupt das Haus nie, ohne vollständig bewaffnet zu sein; denn ich befand mich jetzt in einer Gegend, die fortwährend von den feindlichen Sioux-Indianern heimgesucht wurde, was die frischen Gräber am Wege deutlich bewiesen. Ich nahm Quartier bei einem Herrn Meiggs, einem Original-Menschen, der eben sein bestes Maulthier erschossen hatte, weil es nicht schwer ziehen wollte. Ich wurde bei ihm sehr gut bewirthet. Am Abend kam ein Wagen von der Indian Agentur am Wind River an, welcher am Morgen wieder zurückgehen wollte; ich engagirte sogleich einen Sitz, um mit hinüber zu fahren. In aller Frühe aber hatten wir ein Scheibenschießen und andere Unterhaltungen, so daß wir die Ansiedlung erst gegen Abend verließen.

Gegen Mitternacht erreichten wir Wind River; ich begab mich nach der Ranch eines alten Schottländers, Onkel Billy Rogers genannt, der immer offenes Haus hielt, und legte mich zur Ruhe. Bei Tagesanbruch war alles lebendig, die Betten, von welchen Jeder sein eigenes mitbringt, mußten zusammengerollt und auf die Seite gelegt werden, um Raum zu machen für die Zubereitung des Frühstücks. Da sämmtliche Anwesende mithalfen, so war es bald fertig und die Gesellschaft setzte sich um den Tisch. Das Haus war von Adobe gebaut, sehr stark und ringsum mit Schießscharten versehen. Es enthielt zwei Zimmer, ein kleines, welches als Proviantkammer und Schlafzimmer für Onkel Billy diente, und ein großes, das Küche, Wohn-, Spiel- und Schlafzimmer-Stelle vertrat. Wenn spät Nachts die Gesellschaft mit Kartenspielen fertig war, wurden die Tische auf die Seite geschoben, Decken ausgebreitet und der Schlafsalon war fertig. Gegenwärtig waren außer Onkel Billy's Leuten noch vierzehn Mann Jäger und Trapper da versammelt, welche alle ihre Waffen an den Wänden aufgehängt hatten, so daß das Zimmer mehr einem Arsenal als einer friedlichen Wohnung glich. Nach dem Frühstück machte ich meinen Spaziergang, um mich in der Gegend umzusehen. Eine Meile vom Hause waren die Gebäude der Shoshone-Indianer-Agentur, wo der Agent mit seinem Personal

wohnte; dann kamen die Lagerhäuser, Werkstätten u. s. w. Hinter der Agentur kam Camp Brown, welches eine Garnison von drei Compagnien Soldaten hatte. Nächst kam die Ranch eines Texikaners, welcher an eine Indianerin verheirathet war und der im letzten Indianerkrieg in den Black Hills die Shoshone-Indianer führte. Auf der andern Seite war das Haus des Amerikaners Bill Boyd, welcher ebenfalls an eine Halbblut-Indianerin, Cousine des großen Häuptlings Washakee, verheirathet war. Diese hatte aber im Osten auf den Schulen ihre Ausbildung genossen und war eine sehr nette Frau. Neben ihm war das Lager der Shoshone-Indianer, welches aus sieben- bis achthundert Wigwams, von Büffel- und Elk-Häuten gemacht, bestand. Das war die ganze Bevölkerung des großen Wind River Thales, welches häufig von feindlichen Indianern heimgesucht worden und bereits der Schauplatz mancher blutigen Scene gewesen ist. Die Shoshones waren erst von dem Big Horn-Flusse zurückgekommen, wo sie mit Hilfe der hiesigen Truppen die Sioux-Indianer in einer Schlacht geschlagen, fünfhundert Pferde nebst einer Anzahl Skalpe erbeutet hatten und nun ihre Skalptänze hielten. Ich begegnete einer Anzahl festlich geschmückter Indianerinnen; jede trug eine Stange, an dessen Ende ein feindlicher Skalp hing. Eine Menge Krieger, Weiber und Männer, schlossen sich dem Zuge an, als er sich langsam durch das Dorf bewegte. Die Skalpträgerinnen stimmten einen Gesang an, in welchen die Menge als Chor einstimmte. So zogen sie mit viel Lärmen und Singen nach dem Berathungs-Wigwam, wo die Festlichkeit und der Tanz, der über eine Woche die ganzen Nächte hindurch dauerte, begann.

Für eine längere Zeit waren auf dem Berge nächtlich große Feuer, an welchen die Frauen der im Gefechte getödteten Shoshones ihre Trauerzeit abhielten und die Gegend mit ihrem Geheul, das sie während der ganzen Nacht unterhielten, erfüllten. Die erbeuteten Pferde wurden geritten, probirt und Wettrennen abgehalten, bei welchen ein Pferd Boyds, das sein Bruder ritt, stürzte, so daß wir diesen bewußtlos nach Hause trugen, wo er viele Tage in einem kritischen Zustand lag. Ich blieb zwei Monate bei Boyd; während dieser Zeit schlichen sich oft feindliche Indianer herein und stahlen Pferde, von uns sowohl, als von den

Shoshones. Wir verloren trotz aller Vorsicht viele Pferde; in einer Nacht holten sie sogar eine sehr feine Mähre, die an der Thüre festgebunden war, mit einem einjährigen Füllen, ohne daß wir es eher bemerkten, als zu spät. Das Unangenehme war, daß von den Shoshones immer mehr oder weniger bei Nacht umherritten und gingen, so daß, wenn feindliche Indianer sich um das Haus bewegten, wir sie in der Finsterniß für Shoshones hielten und sie nicht weiter beachteten. Doch wurde mancher dieser Marodeurs von den wachsamen Shoshones entdeckt und ohne weiteres niedergemacht.

In einer schönen mondhellen Nacht, als wir keine Gefahr fürchteten, ließen wir die Pferde in einer großen Einzäunung laufen; da stellte sich gegen zehn Uhr eine Bande Sioux ein, welche die Pferde herauszunehmen anfingen. Einer davon war unvorsichtig genug, einen Hengst, der sich nie von Indianern berühren ließ, mit dem Lasso zu fangen und reiten zu wollen. Dieser warf ihn jedoch sogleich ab und galoppirte nach dem Hause, was uns erweckte, worauf wir ihn einfingen, uns schnell nach der Einzäunung begaben und den Herren Rothhäuten mit einigen Schüssen unsere Anwesenheit kund thaten. Nachdem durch den Lärm bereits das ganze Dorf erweckt war und bewaffnete Shoshones von allen Richtungen herangesprengt kamen, so ergriffen die Räuber eiligst die Flucht, entkamen auch alle, mit Ausnahme von drei Kriegern, welchen unsere Freunde schnell die Kopfhaut abzogen.

Eine kleine Viertelstunde von unserm Hause entfernt waren einige heiße Quellen, welche einen Weiher bildeten, in welchem das Wasser eine Tiefe von zehn bis fünfzehn Fuß erreichte. In der Mitte dieses Weihers befanden sich die Quellen, wo das Wasser aus dem Boden herauskochte. Das Wasser hatte eine hellblaue Farbe, enthielt viel Sulphur, Salz und Alkaly und ward von den Indianern, welche oft darin badeten, als „Große Medizin" betrachtet. Im Winter konnte man den Rauch viele Meilen weit aus dem Weiher aufsteigen sehen, auch war dann das Wasser mit wilden Gänsen und Enten bedeckt. Der Häuptling Washakee, der ein naher Verwandter Bill Boyds war, machte jeden Sonntag Mittags seine Erscheinung und speiste nebst

Familie mit uns. Es war natürlich viel daran gelegen, diesen großen Häuptling zum Freunde zu haben, da er allein im Stande war, uns vor seinem hie und da übermüthig werdenden Volke zu schützen, wie z. B. eines Tages, als sie ihr Lager verlegten, was sie gewöhnlich thun, wenn der alte Lagerplatz zu schmutzig geworden ist. Sie schlugen ihre Wigwams rings um unser Haus auf, was uns wenig genirte, bis drei Familien ihre Zelte in unserer Corral errichteten, wo wir jede Nacht über einhundert Stück feine Durham-Kühe einsperrten, so daß wir die Einzäunung natürlich nicht benutzen konnten. Wir ersuchten sie, sich aus unserer Corral herauszuscheeren, was sie verweigerten zu thun, worauf Bill zum Agenten ging, welcher ihnen befahl, unseren Platz zu räumen. Diesen aber lachten sie nur aus; als Washakee etwas später vorbeikam, rief ihn Bill an und beklagte sich bei ihm. Nach zwanzig Minuten war die Corral geräumt und wir trieben sogleich das Vieh hinein, um andere zu verhüten, sich daselbst anzubauen. Da wir die lieben Indianer jetzt dicht um unser Haus hatten, so fehlte es an Besuchen nicht, und wir waren genöthigt, Alles unter Schloß und Riegel zu halten, wenn es nicht verschwinden sollte.

Nicht weit von uns wohnte Jones, ein englischer Oekonom, der hier Ackerbau trieb und einen Acker mit großen Rüben gepflanzt hatte, für welche es jetzt Zeit war, ausgezogen zu werden, besonders da ihre Blätter bereits gelb waren. Er beschloß also, seine Rübenernte zu halten, ging aufs Feld und begann seine Rüben auszureißen. Die erste kam sehr leicht aus der Erde, war auch keine Rübe daran, sondern nur das Kraut. Bei der zweiten ging es ebenso, bei der dritten auch u. s. f.; im ganzen Felde war auch nicht Eine Rübe zu finden, denn die Indianer hatten sämmtliche Rüben gestohlen, das Kraut abgeschnitten und wieder in die Erde gesteckt, so daß unser Farmer seinen Verlust gar nicht eher bemerkte, als bis er seine Rüben ausziehen wollte, wo ihm dann ein Licht aufging. Er stieß ganz schreckliche Verwünschungen gegen den edlen rothen Mann aus, was ihm zwar eine Erleichterung verschaffte, die Rüben aber nicht wieder zurückbrachte. Die Regierung verschwendete jährlich viel Geld, um dieses Volk zu civilisiren, hatte aber bis jetzt noch nicht

den geringsten Eindruck zum Guten bei ihnen gemacht. Man hatte hier, um die Indianer zu bewegen sich niederzulassen und Ackerbau zu treiben, Häuser für sie gebaut, Land gepflügt und eingezäunt, ja sogar gesäet. Sie waren zu faul zum Ernten und ließen ihre Pferde daran, welche es bald abfraßen. An den Häusern hatten sie großen Spaß, d. h. sie stellten bei schlechtem Wetter ihre Pferde hinein, mochten sie aber nie selbst bewohnen; manchmal auch zündeten ihre Kinder eines an, welches dann unter Gesang und Gelächter der Indianer bis auf den Grund abbrannte. Keinen von ihnen konnte man bewegen, auch nur einen Becher Wasser zu tragen, um das Feuer zu löschen.

Vor unserer Hausthüre war eine Stange angebracht, um Pferde anzubinden, die etwa drei bis vier Fuß vom Boden war. Nun hielt sich um das Haus immer eine Menge Kinder auf, die jedoch, sobald sich ihnen Jemand näherte, fortliefen wie wilde Thiere. Als ich eines Abends nach der Thüre ging, stand ein Junge darunter, mit dem Kopf im Hause, Alles wie Wunder betrachtend. Er hörte mich gar nicht kommen, bis ich dicht neben ihm war. Sobald er mich erblickte, ergriff er die Flucht wie ein gescheuchtes Reh, bemerkte aber die Stange vor dem Hause nicht und lief so dagegen, daß er sie gerade mit seinem Hals traf. Er prallte zurück und stürzte auf den Boden, wo er wie todt lag. Ich hob ihn sogleich auf, goß einiges Wasser über ihn, fürchtete aber, daß er den Hals gebrochen hätte. Indianer eilten herbei; für mich hätte eine häßliche Geschichte daraus werden können, wenn der Junge gestorben wäre, besonders, da eine alte Hexe behauptete, daß ich den Jungen zur Erde geworfen. Da aber Madame Boyd auftrat und ihnen in ihrer eigenen Sprache erklärte, wie die Sache gekommen war, beruhigten sie sich einigermaßen; als vollends der Verunglückte zu sich kam, aufstand und fortlief, zerstreute sich die Versammlung und ein Jeder ging wieder seinen eigenen Geschäften nach.

Fort Brown gebrauchte viel Heu für den Winter; Onkel Billy und Boyd nahmen daher den Contract, fünfhundert Tonnen zu schneiden. Da sie mich darum ersuchten und zu gleicher Zeit gut bezahlten, so fuhr ich eine Mähmaschine für Onkel Billy. Neben der Agentur war eine große Wiese, auf welcher man leicht

fünfzig Tonnen hätte schneiden können; aber der Agent wollte es für sich selbst haben, verbot uns deshalb davon zu mähen. Dies ärgerte Onkel Billy, der hier schon Jahre lang, ehe das Land Indianer-Reservation oder an eine Agentur gedacht war, gelebt hatte. Er sprach daher mit Washakee darüber, welcher sich bereit erklärte, die Sache in die Hand zu nehmen. In aller Frühe am nächsten Tage war eine große Bewegung im Indianerdorfe bemerkbar. Die Wohnungen wurden eingerissen, Pferde gepackt und bald bewegte sich ein langer Zug Indianer nach der betreffenden Wiese, wo sie ihr Lager aufschlugen. Am nächsten Tag war keine Spur von dem schönen Gras zu sehen, sondern alles war von Pferden und Menschen in den Boden hineingetreten. Dem Agenten, der sie abhalten wollte, sagten sie, daß sie entweder auf dieser Wiese wohnen müßten oder über die Berge gehen nach Utah, d. h. die Reservation verlassen. Er war machtlos etwas dagegen zu thun.

XL. Am Big Wind River. Flathead-Indianer als Nachbarn. Herrliche Jagdgründe. Sombrero als Trapper. Yellow-Stone Fluß. Sioux Indianer. Rückkehr zu Onkel Billy.

Wir mußten aber fünfzig Meilen weiter hinaus an den Big Wind River, wo im Thale Gras zwei Fuß hoch und sehr dicht stand. Das war freilich wegen der feindlichen Indianer ein sehr gewagtes Unternehmen für eine Gesellschaft von drei Mann. Gleichwohl machten wir uns auf den Weg mit einem Wagen, zwei Mähmaschinen, mit Provision auf ein paar Monate, einer Kiste Patronen, kurz mit Allem versehen, um eine Belagerung Monate lang aushalten zu können. Die Regierung mußte uns zur Beschützung entweder eine Wache mitgeben oder uns Waffen liefern. Wir zogen das Letztere vor und Jeder ließ sich ein Gewehr mit einem Vorrath Amunition geben. So fehlte es uns an Schießwaffen nicht, besonders da wir überdies noch unsere eigenen trugen. Bill Boyd, welcher noch zu Hause zu thun hatte, wollte erst nach acht Tagen mit einem zweiten Wagen nachkommen

und einen neuen Sulky-Rechen (Pferde-Rechen) mitbringen. Onkel Billy und ich gingen einstweilen allein voraus. Am zweiten Tage Vormittags erreichten wir unser Ziel, schlugen unser Lager in einem dichten Gebüsch auf und machten uns an die Arbeit. Doch schon in der ersten halben Stunde hatte Onkel Billy das Unglück, gegen eine Wurzel im hohen Grase zu fahren und ein Stück sei-n r Maschine zu zerbrechen; er mußte deßhalb ein Pferd satteln, um nach der Agentur zurückzureiten, wo sich die einzige Schmiede in einem Umkreis von zweihundert Meilen befand, und dort das zerbrochene Glied repariren zu lassen. Somit war ich fünf Tage lang alleiniger Besitzer dieses großen Gutes, doch nicht ohne einen unwillkommenen Besuch zu erhalten. Denn kaum war Onkel B. fort, so fing es an zu regnen. Ich mußte aufhören zu schneiden, fuhr meine Maschine ins Gebüsch, wo ich die vier Pferde ebenfalls unterbrachte und machte mir mein Abendbrod zurecht.

Nachdem ich gegessen, nahm ich mein Gewehr, stieg auf einen Hügel und begann vorsichtig die Gegend vor mir zu übersehen. Sogleich entdeckte ich eine Räuberbande von sieben Flathead-Indianern, die einer hinter dem andern auf den Fluß zugeritten kamen, wo sie eine Meile von meinem Lager, das nicht leicht zu finden war, flußaufwärts Halt machten, ihre Decken über Büsche hiengen als Schutz gegen den Regen, ein Feuer anmachten und Vorbereitungen zu einem Abendschmauße trafen. Hier war ich jetzt in eine schöne Nachbarschaft gerathen, die ich wegen der vielen Sachen im Lager nicht verlassen durfte. Ich ging nach demselben zurück, führte die Pferde noch tiefer in das Gebüsch, zog mich selbst ein wenig auf die Seite, rollte meine Decken um mich und sank in die Arme des Gottes Morpheus. Nächsten Morgen regnete es noch sehr stark und das Erste war hinauszukriechen, um mich nach meinen lieben Nachbarn umzusehen. Sie saßen gemüthlich um ihr Feuer und schienen keine Anstalten zur Abreise zu treffen; nur hie und da ging einer hinaus, um einen Arm voll Holz aufzulesen und auf das Feuer zu werfen. Die Geschichte wurde langweilig; denn ich war naß, etwas kalt, durfte mir aber keinen warmen Thee brauen, da ein Feuer meinen lieben Freunden mein Dasein verkündigt hätte. Zum Glück hatte ich Brod vorräthig, gesalzenen Speck und getrocknete Aepfel, konnte

mir also mit einer ganz eleganten kalten Schaale aufwarten. Den Tag verbrachte ich unter einem Busche sitzend und über die Frechheit der Menschenragen nachdenkend, die sich erlauben, andere mit ihrer Gegenwart zu belästigen, rauchte meine Pfeife und machte hie und da einen Ausflug, um mir die Herren weiter oben am Fluße zu besichtigen. Gegen Abend hörte der Regen auf und ich ergab mich der Hoffnung, daß meine Gäste am Morgen ihre Reise wieder antreten würden, worin ich mich auch nicht täuschte; denn als ich am Morgen mein Observatorium bestieg, waren sie bereits im Begriff ihre Pferde zu satteln. Nun fürchtete ich, daß sie am Flusse herabreiten, die Spuren der Wägen und meiner Maschine finden und eine genaue Untersuchung einleiten würden, wo es dann zu Unannehmlichkeiten kommen konnte. Für mich selbst im Gebüsch mit zwei Gewehren und einem Revolver bewaffnet und in Amunition schwimmend hatte ich nicht die geringste Sorge, wohl aber für die Pferde, welche ich dann sehr wahrscheinlich verloren hätte. Glücklicher Weise zogen sie aber direkt nach den Bergen. Nachdem ich ihnen ein Stück Weges gefolgt, um mich zu überzeugen, daß sie auch wirklich fortgingen und sich keine schlechten Witze mit mir erlaubten, kehrte ich nach dem Lager zurück, wo alsbald ein Feuerlein brannte, auf welchem Theekessel und Bratpfanne angebracht wurden und nicht lange darnach erfüllte der Wohlgeruch eines Antilopensteaks die Büsche. Ich jagte jeden Tag eine Viertel-Stunde, denn das war hinreichend Zeit, um einen Wagen mit Wild zu laden. Das Gebüsch am Ufer des Flusses diente Tausenden von Hirschen zum Versteck; auf den offenen Plätzen waren Heerden von Antilopen und eine Art großer Hirsche; dazu kamen die Gebirgsschaafe und Elke von den Bergen herab. Prairie- und Sage-Hühner hörte man überall glucken, während der Fluß von schönen gefleckten Forellen wimmelte; kurz es war eine Jagd, wie man sie nur im Felsengebirge finden kann. Bald kam Onkel Billy in Begleitung von Boyd zurück und wir machten uns an die Arbeit. Früh um acht Uhr spannten wir ein und schnitten mit zwei Mähmaschienen, während ein Pferderechen das Ganze sogleich zusammenrechte. Um eilf Uhr gingen wir in's Lager, um das Mittagessen zu bereiten; ein Uhr sah uns wieder auf der Wiese. Bei der Arbeit trug natürlich

Jeder seine Waffen, eine Vorsichtsmaßregel, die man nicht außer Acht lassen durfte. Hatten wir das Gras in unserer Nähe geschnitten, so packten wir zusammen und verlegten unser Lager vier bis fünf Meilen weiter flußaufwärts, bis wir unseren Contract voll und noch hundert Tonnen Heu darüber geschnitten hatten. Während wir hier arbeiteten, machten unsere anderen Leute einen Weg, so daß die Wägen herauskommen und das Heu holen konnten. Jede Woche einmal kam ein Zug von vierzehn Wägen, jeder mit sechzehn bis zwanzig Ochsen bespannt, welche das Heu nach Fort Brown transportirten. Wir waren jetzt fertig und hatten alles bereit, um nach der Agentur zurückzugehen, fingen schnell noch einen Sack Forellen, schossen einen Hirsch und drei Antilopen, um unsern Freunden etwas frisches Fleisch mitzubringen. Die drei Antilopen schoß Onkel Billy auf einen Schuß, da er nämlich in eine Heerde schoß, welche wie die Schaafe zusammengedrängt standen. Die Agentur war glücklich erreicht, wo ich mich einem Jäger und Trapper anschloß, um noch ein paar Monate nach Biber- und Otterfellen zu jagen. Ich versah mich mit Stahlfallen nebst allem Nöthigen, und wollte mich eben nach einem Pferde umsehen, als eine Deputation von Ute-Indianern von Utah herüber kam, um den Shoshone-Häuptling Washakee zu benachrichtigen, daß eine größere Anzahl Utes mit Pferden in der Nähe sei, um mit ihren Freunden Pferde zu tauschen und Büffelfelle einzuhandeln. Die Deputation wurde von den Shoshones aufs freundlichste empfangen, das Feuer wurde im Council-Haus angezündet, die Friedenspfeife geraucht und die Gäste aufs Festlichste bewirthet. In aller Frühe ging die Deputation weg und kehrte Abends mit der Gesellschaft zurück. Hierauf folgte eine Reihe von Festen, Tänzen, Wettrennen u. s. w. aufeinander. Die Utes hatten ihr bestes Pferd mitgebracht, um den Shoshones auf der Rennbahn so viel wie möglich abzugewinnen; doch diese waren ebenso schlau, und weil sie bald sahen, daß sie kein schnelleres Pferd hatten, wollten sie gegen das fremde nicht mehr rennen. An festgesetzten Tagen begann das Handeln; da wurde mancher schlaue Tausch abgemacht. Die Utes hatten es hauptsächlich auf Büffelfelle abgesehen, deren die Shoshones viele besaßen und gegen Pferde vertauschten. Ich selbst kaufte ein Indianer-Pferd, für

welches ich einige rothe Decken gab, die ich für den Preis von acht Dollars auf der Agentur gekauft hatte.

Anderson und ich machten uns jetzt auf den Weg, mit einem Packpferd für Beide, nebst einer Anzahl Fallen und Allem, was uns für einige Monate nöthig schien. Wir schlugen die Richtung nach Big Wind River ein, folgten dem Fluß aufwärts und brachten eine Quantität guter Felle zusammen; dabei mußten wir um so vorsichtiger sein, je weiter wir in das Land feindlicher Indianer eindrangen. Jeden Morgen machten wir die Runde, um nach unseren Fallen zu sehen. Bei dieser Gelegenheit stieß ich einmal auf eine kleine Partie Sioux-Indianer, welche einen Biber, dem ich kurz vorher das Fell abgezogen hatte, fanden und den Schwanz, welcher als Delikatesse gegessen wird, abschnitten und mitnahmen. Sie hatten mich nicht gesehen; da mir nichts an ihrer Freundschaft lag, so stellte ich mich auch nicht vor, sondern zog mich ins Gebüsch zurück. A. hatte sie ebenfalls vom andern Ufer des Flusses aus gesehen und sich als incognito erklärt, d. h. hinter einigen Felsblöcken versteckt, bis sie wegritten. Dies geschah, sobald sie sich mit dem Leckerbissen versehen hatten; denn es liegt ihnen nie etwas daran, einen Trapper in seinem Versteck aufzusuchen. Die Biberhäute wurden immer gleich ausgespannt, wenn trocken, von allem Fleisch und Fett gereinigt und zusammengepackt. Einmal hatte ich vier schöne Felle ausgespannt und schlief während der Nacht nur ein paar Schritte davon, als ein Gritzly-Bär seine Visite machte und meine vier Felle zerfraß, ohne mich dabei zu wecken.

Nachdem wir bis an den Yellow Stone Fluß hinauf gejagt, wurde das Wetter so furchtbar kalt, daß A., der schon länger unwohl war, schlechter wurde, und wir deshalb beschlossen, nach Wind River zurückzukehren. Wir packten unsere Felle auf die drei Pferde, traten den Marsch an und erreichten nach einem mühsamen Marsch Onkel Billy's Haus auf der Agentur. Hier mußten wir uns wegen eines großen Schneesturmes einige Tage lang aufhalten. Anderson war wegen seiner Gesundheit die Jagd für den Winter verleidet und ich gedachte mich einer Gesellschaft Trapper anzuschließen, von welchen ich die Meisten gut kannte und die gegenwärtig an Owl Creek sein sollte. Plötzlich kam

aber die Nachricht, daß diese Gesellschaft zwischen Owl Creek und Wind River auf einem Stück offener Prairie von den Sioux-Indianern überfallen und niedergemetzelt worden sei. Ein Jagdtrupp der Shoshones hatte sie gefunden und es bei ihrer Ankunft hier gemeldet. Jetzt war keine Gelegenheit mehr, mit alten Jägern zu gehen; einer Gesellschaft von Amateur-Trappern, die sich hier ausrüstete und mich bat, mit ihr zu gehen, mochte ich mich auch nicht anschließen. Solche Leute verstehen das Geschäft nicht, wollen immer alles besser wissen, und werden gewöhnlich in den ersten acht Tagen skalpirt.

XLI. Auf dem Wege nach California. Wiedersehen der Familie Ward. Schneesturm auf dem Felsengebirge. Red Cannon. Tweed's Ranch. South Paß. Ueber die Plains nach Green River. Per Union-Pacific-Bahn nach Ogdon in Utah. Per Central-Pacific-Bahn nach San Francisco. Battle Mountain's Spiel-Salon. Ueber die Sierra Nevada-Gebirge. Mit einem Geisteskranken am Humboldt-Fluß. Sacramento. San Francisco.

Da kam es mir in den Kopf, für den Winter nach Californien zu gehen und im Frühjahr wieder hierher zurückzukehren. Gesagt, gethan. Ich nahm Abschied von meinen Freunden, trabte dem großen Popoagia-Fluß zu und erreichte noch am selben Tage die Ansiedlung. Hier fand ich Ward mit Familie, welcher sich ein großes Haus gebaut und ein Hotel eingerichtet hatte. Er verdiente viel Geld, da fortwährend Militair- und Frachtzüge auf dem Wege, und sein Haus das einzige war, wo man gut gekochte Speisen bekommen konnte. Mein Empfang war äußerst freundlich; sie drangen in mich, doch wenigstens den Winter über bei ihnen zu bleiben. W. bezahlte mir mit vielem Danke das geliehene Geld zurück und that alles, was in seiner Macht stand, um mir seine Dankbarkeit zu bezeigen, auf die ich eigentlich gar keinen Anspruch hatte. Auf drei Tage nahm ich seine Gastfreundschaft an, da das Wetter sehr schlecht war. In dieser Zeit bekam einer der Canadier ein Faß Schnaps, ein Artikel, den man selten

in dieser Gegend sieht, und darob gab es eine Festlichkeit. Am Ufer des Flüßchens wurde ein Zelt aufgeschlagen, in welchem das gefeierte Faß angezapft wurde. Um in das Zelt zu gelangen, mußte man auf einem engen Brett über den Fluß gehen. Alle Ansiedler fanden sich ein, sowie einige Gäste von der Agentur, und das Trinkgelage begann. Diese alten Pionire leisteten ganz Ungewöhnliches, denn schon am Abend war das Faß leer und die Krieger voll, ja, so voll, daß beim Uebergang über den Fluß einer nach dem andern vom Brette herab in das eiskalte Wasser fiel. Zwei fingen Streit an und prügelten sich gegenseitig tüchtig durch. Einem Andern wurden zu Hause von seiner Frau, einer Indianerin; die auch einige Glas des Feuerwassers zu sich genommen, beide Augen blau geschlagen. Am nächsten Morgen boten unsere Leute einen ganz traurigen Anblick dar. Einer der Farmer hatte seine Hausthüre offen gelassen, welche Gelegenheit eine Bande Kühe benützte, um in die Vorrathskammer einzudringen, zwei Säcke Mehl zu verzehren und alles Eßbare zu zerstreuen.

Nach zweitägigem Ritt erreichte ich Tweed's Ranch in Red Cannon, von wo aus ich den Gipfel der Felsengebirge zu übersteigen hatte, um nach South Paß zu gelangen. Dieses Unternehmen verschob ich auf den nächsten Tag; blieb also über Nacht bei Tweed, der mit seinen zwei Jungen auf der Ranch war. Nächsten Morgen, als wir beim Frühstück saßen, ging eine Abtheilung Cavallerie mit einigen Wägen vorbei; ich beeilte mich zu satteln, um in ihrer Gesellschaft über die Berge zu gehen. Von Red Cannon aus zog sich der Weg steil den Berg hinan einige tausend Fuß hoch. Ich ging viel zu Fuß, weil der Weg für Pferde sehr beschwerlich war. Oft blieb ich stehen, um mich und mein Pferd ausschnaufen zu lassen. Nach ein und einer halben Stunde erreichte ich den Gipfel, wo ringsum nichts als Schneefelder zu sehen waren. Ein furchtbarer Schneesturm brach los; der Schnee flog so dick, daß man keine zwei Schritte vor sich sehen konnte; die Wagen- und Pferdespuren des vorausgegangenen Militairs waren verlöscht und kein Zeichen von ihnen sichtbar. Es war unmöglich, das Pferd gegen den Sturm zu halten. Bald sah ich, daß ich die Richtung verloren, und machte verschiedene

Versuche, sie wiederzufinden, doch ohne Erfolg. Der Schnee flog so dicht, daß ich kaum den Kopf meines Pferdes vor mir sehen konnte. Dazu blies der starke Wind den feinen gefrorenen Schnee von den höchsten Bergesspitzen herab, welcher sich in der Luft mit dem andern vermischte und eine Egyptische Finsterniß erzeugte. Reiten konnte ich nicht mehr ohne zu erfrieren; ich stieg also ab und watete durch den kniehohen Schnee, mein Pferd am Zügel führend. Das einzige Rettungsmittel war, meinen Weg nach Red Cannon zurückzufinden, und dies war ebenfalls mit großen Schwierigkeiten verbunden. So nahm ich meine Richtung, in welcher ich die Cannon zu finden hoffte, und entdeckte wirklich nach langem Herumirren die rothen Felsenwände der Cannon. Jetzt mußte ich einen Weg ausfindig machen, um in das Thal hinabzukommen, und kletterte an der Seite des Berges herum. Da versank ich und mein Pferd öfters in Ritzen und kleinen Schluchten, die mit Schnee angefüllt waren, aus welchen wir uns nur mit der größten Anstrengung wieder herausarbeiten konnten. Um solche Plätze zu vermeiden, war stete Wachsamkeit nöthig. Trotz des Kletterns und Gehens war ich doch von der furchtbaren Kälte beinahe erstarrt, und hätte viel darum gegeben, wenn meine Pfeife gefüllt und angezündet gewesen wäre; denn selbst war ich nicht im Stande dies zu thun. Endlich erreichte ich den Fuß des Berges und wollte schnell nach Tweed's Ranch reiten, konnte aber mein Pferd nicht besteigen, weil ich so steif wie ein Stück Holz war. Ich trabte deshalb zu Fuße, so schnell es eben möglich war nach dem Hause Tweeds. Hier ließ ich mir Gesicht, Hände und Füße tüchtig mit Schnee reiben, meine Pfeife anzünden und in den Mund stecken. Zwanzig Minuten lang hatte ich einen brennenden Schmerz gelitten; dann war ich wieder warm und munter wie ein Krokodil.

Vor drei bis vier Tagen mindestens war keine Möglichkeit, über das Gebirge zu kommen; ich schickte mich daher an, einige Tage bei Tweed auszuhalten. Dieser hatte seinen Wagen nach South Paß geschickt, um Provision zu holen; da dieser aber wegen des Sturmes nicht zurück kommen konnte, waren wir auf sehr leichte Kost angewiesen. Das einzige Nahrungsmittel im Haus bestand aus weißen Rüben, von welchen der ganze Keller

voll, sonst aber auch gar nichts zu finden war. Nun, die Rüben wurden gesotten, gedämpft, gebraten, gebacken und auf zwanzig verschiedene Arten gekocht; wir konnten aber trotzdem nichts anderes als Rüben daraus machen.

Wir aßen Rüben Tag und Nacht und wurden immer hungriger dabei. Gleichwohl hielten wir aus, bis am fünften Tag Abends der lang ersehnte Wagen ankam. Nun wurde Brod gebacken, Thee gekocht, Speck gebraten und die ganze Nacht gegessen, so daß wir davon beinahe sämmtlich krank geworden wären. Tweed schlug mir vor, einige Tage bei ihm in Soukh Paß zu bleiben, bis sein Wagen nach Green River ging, um Fracht für seinen Laden zu holen; ich könnte dann im Wagen fahren. Ich nahm sein Anerbieten dankbar an. Wir packten zusammen, traten den Weg nach South Paß an und kamen glücklich über die Berge, obwohl es furchtbar kalt war. In Fort Stambough erwärmten wir uns mit etwas heißem Punsch, fuhren weiter und erreichten South Paß am Abend. Hier hatte ich einige Tage zu verweilen, bis der Wagen fertig zur Abreise war.

Nun hatte ich keinen Gebrauch mehr für mein Pferd, konnte es aber hier nicht verkaufen, da die Gegend eingeschneit und Heu sehr theuer war. So verfügte ich mich am Abend in den Salon (Wirthshaus), wo die Miner wie immer versammelt waren, Whisky tranken und Karten spielten. Ich schlug ihnen vor, zur Abwechselung um ein Pferd zu spielen, wozu Alle gleich bereit waren. Ich verkaufte die Marken und löste fünfundzwanzig Dollars, ein Preis, mit welchem ich ganz zufriedengestellt war. Das Pferd wurde gewonnen, wieder verspielt, kurz, es wechselte alle halbe Stunden den Eigenthümer den ganzen Abend fort, ohne daß es Jemand nur gesehen hatte. Endlich blieb es in den Händen des Salonbesitzers Onkel John Morris.

Dieser war einer der ersten Ankömmlinge, als die Sweetwater-Minen entdeckt wurden. South Paß wurde aufgebaut, es wurden Beamte gewählt. Da aber die Männer ihre Zeit damit nicht verlieren wollten, so wählte man die Frau des Onkel John zum Friedensrichter. Diese zeigte ihre Autorität gleich am nächsten Tag, indem sie ihren Mann um zehn Dollars bestrafte, weil er betrunken gewesen. Doch ihre Strenge war nicht nach dem Ge-

schmack der Goldgräber; sie wurde deshalb bald ihres Amtes enthoben und ein mehr genialer Geist an ihre Stelle gewählt.

Tweed wollte ein Schwein schlachten, zu welcher Arbeit ich meine Hilfe versprach. Er hatte eine Anzahl Schweine, welche den Sommer hindurch in den Bergen gelaufen und ganz verwildert waren. Gegenwärtig hatte er sie in dem Zimmer eines leeren unbewohnten Hauses eingeschlossen. Dahin gingen wir, er mit einem Gewehr, ich mit einem Messer bewaffnet. Die Thüre wurde ein wenig aufgemacht, das Gewehr durchgesteckt und das Schwein geschossen. Sofort stürzte ich hinein, um es zu stechen, doch kaum hatte ich es vollbracht, so fing das Thier schweinemäßig zu schreien an. Die andern, von dem Geschrei und dem Geruch des Blutes sehr aufgebracht, ließen ein drohendes Grunzen vernehmen und gingen auf mich los. Ich wollte schnell zur Thüre hinaus, aber diese hatte der Esel Tweed zugeschlagen und stemmte sich von außen mit seiner ganzen Kraft dagegen. Ich hatte gerade noch Zeit, mich auf einen Balken zu schwingen, um den Zähnen dieser haifischartigen Raubthiere zu entgehen. Da saß ich und überhäufte Tweed, der jetzt durch eine Spalte hereinguckte, mit den zärtlichsten Ausdrücken, die mir zu Gebote standen. Nach einigem Hin- und Herklettern gelang es mir, aus einem Fenster zu entschlüpfen und ich erklärte Tweed, er könne sein lumpiges Schwein selbst herausholen, wozu er nicht die geringste Lust hatte. Er verschaffte sich nun eine Stange, an welche er einen eisernen Haken befestigte. Vermittelst dieses Instrumentes wurde das Schwein herausgeholt, wo wir es dann den weiteren Operationen unterwarfen.

Nächsten Tag machten wir uns auf den Weg nach Green River. Das Wetter war sehr kalt, Schnee fiel, und ein alles durchdringender Wind fegte den Schnee von den Bergen auf uns herab. Wir waren noch im Felsengebirge, denn South Paß liegt nahe dem Gipfel. Unser Wagen war leicht, mit vier guten Maulthieren bespannt, so daß wir schnell fahren und jeden Abend eine Poststation erreichen konnten. Ich hatte beinahe alle meine Kleider angelegt, glich daher eher einer Kugel, als einem menschlichen Wesen. Außen um die Stiefel hatte jeder von uns noch einen großen Sack gewickelt und befestigt; trotzdem mußten wir alle

Augenblicke absteigen und zu Fuß gehen, um uns zu erwärmen, was mir mit den vielen Kleidern, die ich anhatte, kaum gelang. John mußte mir zum Ein- und Ausklettern behülflich sein, das verursachte uns vielen Spaß. Am „Sweet Water" fanden wir einen großen Wagenzug eingeschneit, der mit Gütern für die Agentur an Wind River geladen war. Der Wind hatte den Schnee hoch über die Wagendecken hinaufgethürmt. Die Fuhrleute hatten ihr Zugvieh nach dem Thale des Green River getrieben und lebten jetzt bei ihren Wägen in Zelten, von Schnee verdeckt und besseres Wetter erwartend. Am vierten Morgen fuhren wir ein Stück auf dem Eis des Flusses und erreichten gegen zehn Uhr die Station Green River, wo wir uns sogleich in eine Restauration begaben nnd unsere ausgefrorenen Körper mit heißem Thee erwärmten. Nachts um ein Uhr bestieg ich den Bahnzug und verließ Wyoming. Nächste Nacht gegen zwölf Uhr erreichte ich Ogdon, die zweitgrößte Stadt in Utah mit sechstausend Einwohnern, wo ich mich nach einem Hotel begab und seit langer Zeit wieder einmal in einem Bett schlief. Am Morgen besah ich mir die Stadt, machte verschiedene Einkäufe, trank etwas Bier und plauderte Politik mit den Mormonen. Ogdon ist der Terminus der Central- und Union-Pacific-Bahn. Von hier geht eine Zweigbahn nach der sechsunddreißig und ein halbe Meilen weit entfernten Hauptstadt Utahs und des Mormonenthums „Great Salt Lake City".

Am zweiten Abend acht Uhr bestieg ich die Central-Pacific-Bahn, um meinen Weg nach San Franzisco, Cal., fortzusetzen, nicht aber, ohne mich vorher mit einem Sack voll Provisionen zu versehen, um nicht so oft aussteigen zu müssen. Unter andern kaufte ich ein gebratenes Huhn von ungewöhnlicher Größe und zweifelhaftem Aussehen. Als sich gegen Mitternacht der Hunger in mir regte, kostete ich von meinem Huhn, warf es aber gleich nach dem ersten Mundvoll zum Fenster hinaus. Es war ohne Zweifel ein in Verwesung übergegangener Aaßgeier. Ich probirte jetzt die hartgesottenen Eier, verlor aber auch den Appetit für Eier, nachdem ich ein bereits halb entwickeltes Küchlein aus einem derselben hervorgebracht hatte. Ich befand mich in guter und lustiger Gesellschaft von Passagieren, welche die Abende mit Ge-

sang und Vorträgen sehr unterhaltend machte. Bei Tage hatte man genug zu thun die immer wechselnde Gegend zu betrachten. Den ersten Tag fuhren wir lange Zeit am großen Salzsee dahin, welcher nur einen traurigen Anblick gewährt und auf der Bahnseite von einer Wüste umgeben ist. Bald gingen wir in den Staat von Nevada über mit seinen reichen Minen, Salons und Spielhäusern. Insbesondere war damals das Städtchen Battle Montain berühmt wegen einer Bande Spieler und Vagabunden, die von einem schlauen Kopf Namens Slim Jim oder „Dünner Jim" geführt waren. Ihr Hauptgeschäft bestand darin, Reisende und Auswanderer zum Spiel zu verlocken und sie natürlich auszubeuten. Da jeder Zug hier eine halbe Stunde anhält, so haben sie Zeit und Gelegenheit genug ihre Pläne auszuführen. In jedem Waggon der Bahn sind Notizen angebracht, welche die Passagire besonders vor diesem Platze warnen. In meiner Nähe saß ein junger strammer Irländer, der direkt von Europa gekommen war. Wir unterhielten uns von diesen Leuten; ich gab ihm Anweisungen, wie er sich zu verhalten hätte; er versicherte mir, daß er schon weit genug gereist sei, um Spitzbuben zu kennen, was ich stark bezweifelte. Nachmittags drei Uhr erreichten wir Battle Mountain, wo ich sogleich nach dem Hauptsalon ging, um Beobachtungen anzustellen. Hier war alles voll; an einer Reihe von Tischen wurde Karten gespielt. Ich setzte mich, nachdem ich Wein bestellt, und fing ein Gespräch an. Bald war eine große Menge um den Spieltisch versammelt, voran mein junger Irländer. Er sah dem Spiele einige Zeit zu; da aber einige der Spieler (die natürlich zu der Gesellschaft gehörten) große Gewinnste machten, so konnte er es nicht mehr länger aushalten, zog gleich dummer Weise sein ganzes Taschenbuch hervor, nahm eine Note heraus und war im Begriff sie auf das Brett zu legen, als ihm Jemand das Portemonnaie aus der Hand riß. Ein zweiter versetzte ihm eine hinter das Ohr und ehe man drei zählen konnte, war er zur Thüre hinausgeworfen und lag in der Straße vollständig beraubt. Zwar rief er nach der Polizei; da aber der einzige Gerichtsdiener der Stadt im Salon und bei seinem unfreiwilligen Exil thätig gewesen, so war von dieser Seite nicht viel für ihn zu hoffen. Völlig von Geldmittteln entblößt, halfen

ihm die andern Passagire durch bis Sacramento, wo er Arbeit suchte und fand.

Unser Zug war vollständig besetzt, als ich in Ogdon einstieg, so daß nur ein einziger Sitz, und zwar neben einem Geisteskranken, frei war. In seiner Gesellschaft hatte ich das Vergnügen bis Stockton Cal. zu fahren, wo er ausstieg. Er war einige Monate zuvor aus dem Irrenhaus entlassen worden, schien mir indeß gegenwärtig wieder einer Zwangsjacke zu bedürfen. Es war nämlich auf einer Station ein Junge in den Waggon gekommen, um Aepfel zu verkaufen; kaum erblickte ihn mein Reisegefährte, so sprang er auf, und ehe man es verhindern konnte, hatte er den Knaben aus dem Zuge geworfen, worauf er sich wieder zu mir setzte und ruhig blieb. Als zwei Tage später ein junger Mann eintrat, sprang er wieder auf, stellte sich vor ihn hin und sagte: „Ich war in Stockton"; dabei fingen seine Augen an grün zu werden und unheimlich zu leuchten. Er fuhr fort: „Ich habe erst einen Menschen hinausgeworfen", und nun packte er den jungen Mann beim Kragen, welcher vor Schrecken ganz weiß wurde. Mit einem Satze sprang er über den Angreifer weg, ihn in der Eile umwerfend und lief von einem Waggon zum andern, bis er in den letzten (des Conducteurs) gelangte, welchen er um Schutz bat. Doch mein tapferer Stazienska verfolgte ihn nicht, sondern kehrte zu seinem Sitze zurück, wo er sich mit mir in ein Gespräch über die Gegend einließ. Er blieb nie lange bei einem Thema, sondern sprang von einer Sache auf die andere über ohne den geringsten Zusammenhang. Aus Bruchtheilen unseres Gesprächs ersah ich, daß er Ingenieur und ein sehr gebildeter Mann war, lange in Californien gelebt hat und die Gegend durch welche wir kamen ziemlich genau kannte. Am Humboldt-Fluß ging die Bahn bergab neben tiefen Schluchten her, als sich die letzten drei Wägen des Zuges aushenkten, gerade als wir auf ein Stückchen ebenes Geleis kamer. Der Zug bewegte sich fort, ohne den Verlust zu bemerken. Da wir keine Zeit verlieren wollten, stiegen wir aus, schoben die Wägen etwa zwanzig Schritt weit, wo es ziemlich steil bergab ging und ließen sie laufen, nachdem wir natürlich alle zuvor an Board geklettert waren. Ich stand an einer der Bremsen; denn da das Geleise hier sehr kurze Biegungen

und Windungen macht, durfte man nicht so schnell fahren, wenn man nicht Bekanntschaft mit den Abhängen machen wollte. Bald bekamen wir jedoch offene und gerade Fahrstraße. Sieben Meilen vor uns und beinahe zu unseren Füßen lag die Station; wir sahen eben unseren Zug in das Depot fahren; nun wurden die Bremsen geöffnet und wir fuhren nicht mehr, sondern flogen über das Geleise mit einer Schnelligkeit, die man wahnsinnig nennen könnte. Wäre nur die geringste Kleinigkeit im Wege gewesen, so hätte unsere Carriere ein schnelles Ende genommen. Doch wir hatten keine Zeit für gefährliche Gedanken; denn nach einigen Minuten fuhren wir mit einem furchtbaren Hurrah in die Station ein, wo wir Bremser unsere Dienste thaten und den Zug zum Stehen brachten. Unser Weg führte bald wieder bergan; denn wir mußten die Sierra Nevada-Gebirge übersteigen, welche schon ganz in Schnee eingehüllt waren. Die Fahrt ging etwas langsam, bis wir den Gipfel erreichten; der Zug war sehr lang und schwer geladen. Oft krochen wir nur über das Geleise hin, jedoch das Schnaufen unserer eisernen Pferde, deren wir zwei vorgespannt hatten, zeigte deutlich, daß sie alle Kräfte aufboten. Auf dem Gipfel ging es schneller und bald saußten wir die Westseite des Gebirges hinab. Eine kurze Fahrt brachte uns aus dem ewigen Schnee in das Sacramento-Thal, wo die ganze Natur in Blüthe stand. Der Sacramento-Fluß mit seinen Dampfschiffen tauchte in der Ferne auf und etwas später die Stadt selbst. Der nächste Morgen sah uns in Oakland; von da brachte uns das Wherry-Boot in kurzer Zeit über die Bay nach San Franzisco. Das Chigago-Hotel hatte die Ehre, Sombrero als Gast zu empfangen und mit einer deutschen Küche zu bewirthen. Acht Tage brachte ich in San Francisco zu und war ein häufiger Besucher des zoologischen und Vergnügungsgarten „Woodward's Garden" genannt. Auch den chinesischen Stadttheil besah ich mir und dachte mich wirklich nach China versetzt, bis ich wieder nach der Stadt der Weißen kam.

XLII. Auf dem Pacific-Ocean. San Diego. San Diego Mission. Julian Gold-Minen. Ranch im Ballena-Thal. Pferdezucht. Von San Diego nach Los Angeles. San Bernardino. Eine Nacht in einem Keller. Hartköpfiger Neger. Mexikanisches Dorf Aqua Mansa am Santa Anna-Fluß. Temperenz-Prediger. Schuhputzer in San Bernardino. Ueber Land. Indianerdörfer Temecula, Pala-Mission und San Pasqual. Pacific-Hotel. San Diego. Oeffentliche Lesezimmer.

Nach acht Tagen nahm ich Passage auf dem Dampfschiff „Orizaba" und fuhr die Pacific-Küste hinab. Wir legten einige Stunden in den Häfen von „Santa Barbara" und „San Pedro" (Los Angeles) an. Der vierte Abend sah uns in der schönen Bai von „San Diego", welches die südlichste Stadt von Californien und nur fünfzehn Meilen von der Mexikanischen Grenze entfernt ist. — Hier begab ich mich in die wunderschön gelegene Stadt, um ein Hotel aufzusuchen, an welchen es nicht fehlte. Obgleich sehr nahe an Weihnachten, war es doch so warm, daß man getrost seinen Rock ablegen konnte. San Diego ist wie überhaupt das ganze südliche Californien der Zufluchtsort vieler Kranken für den Winter, und in der That gewinnen da nicht wenige durch den Einfluß des milden und schönen Klima's ihre Gesundheit wieder. Das „Horton House", welches das feinste Hotel der Stadt ist, war zum Erdrücken voll; auch machten die vielen andern Gasthäuser gute Geschäfte. Nördlich und etwa vier Meilen von Neu San Diego war die alte Stadt, die seiner Zeit von den Spaniern gebaut, jetzt aber beinahe ganz verlassen, und nur noch von einigen Mexikanern und Indianern bewohnt war. Der San Diego-Fluß, welcher nur während der einen Hälfte des Jahres Wasser enthält, hat seinen Ausfluß in das Meer bei der alten Stadt. Sechs Meilen weiter oben am Flusse und fünf lange Meilen östlich von der neuen Stadt an einer großen Biegung des Flusses liegt die alte San Diego-Mission, die ebenfalls gleichwie tausende im Lande zerstreute Missionen von der

spanischen Zeit Mexikos herstammt. Die alten Adobe-Gebäude sind noch ziemlich gut erhalten, sowie nahe an sechzig Olivenbäume, welche gute Früchte bringen. Strecken von Cactushecken, dreißig Fuß hoch und undurchdringlich findet man sehr häufig, unter deren Schutz Tausende von kleinen Hasen (Kaninchengröße) leben Rebhühner und Hasen sind fast das einzige Wild hier; doch sind diese so zahlreich, daß man oft auf einer Strecke von dreißig Quadratfuß fast eben so viele Hasen sehen kann. Sie richten den Farmern vielen Schaden an, wozu auch ein großes graues Eichhorn, welches seine Wohnung unter der Erde hat, und der Gopher (ein Maulwurf ähnliches Thier) sehr viel beiträgt. An Schlangen fehlt es ebensowenig und besonders die Klapperschlange erreicht hier eine enorme Größe. Digger Indianer stehen und sitzen auf den Straßen herum und häufig begegnet man alten squaws (Frauen), die eine Ladung von altem Brod, Fleisch und anderen erbettelten Nahrungsmitteln mitschleppen. — Nach einer Woche machte ich mich auf den Weg, um die Julian-Minen, welche sechzig Meilen von San Diego liegen, zu besuchen. Früh um fünf Uhr fuhr die vierspännige Post aus der Stadt von eilf Passagieren besetzt. Ueber eine hohe Hügelkette gehend kamen wir bald in das San Diego Flußthal an der Mission vorbei, dann durch eine sieben bis neun Meilen lange Schlucht, dicht mit Cactus bewachsen, nach den Bergen zu. Bald hatten wir auszusteigen und zu Fuß zu klettern, da die Berge steil und die Postkutsche zu stark geladen war. Mittags wurde an einer Bienenranch zum Essen angehalten und die Pferde gewechselt, dann ging es weiter durch Schluchten und über Berge, die mit dichtem Gesträuch, Gras und Eichbäumen bewachsen waren. Viele Sträucher und Bäume waren bereits in Blüthe und auf allen Farmen, an denen wir vorbeikamen, wurde emsig gepflügt und gesäet. An Weihnachten geht die Regenzeit an, dann regnet es ein bis zwei Monate abwechselnd. Darnach bekommt man in der Nähe von San Diego oft das ganze Jahr hindurch keinen Regen mehr zu sehen. Die junge Saat schießt während der Regenzeit empor und bedarf nachher nur noch der nächtlichen Nebel, die an der Pacific Küste sehr häufig sind, um bis Anfang Juni reif und fertig für die Erndte zu sein. Gemüse wachsen

mit einiger Irrigation oder auf feuchtem Boden das ganze Jahr hindurch und neue Kartoffel essen wir hier im März. — Immer höher ging's, je näher wir den Minen kamen. Der Quayamac-Berg ragte über seine Kameraden hervor wie ein Riese. Endlich ging's steil bergab und vor uns lag das Thal, „Ballena" genannt, wo wir wieder Pferde wechselten. Wir ließen die Eichen hinter uns und befanden uns jetzt unter den Tannen, als die Sonne unterging. Sechzehn Meilen weiter durch den Wald erreichten wir gegen neun Uhr die Stadt Julian, wo wir im Hotel abstiegen. Die Stadt besteht wie alle Minenstädte aus Kaufläden, Trink- und Spielhäusern, in welchen es am Abend unserer Ankunft noch sehr lebhaft herging. Die Minen liegen einige Meilen von der Stadt Julian. Der Weg dahin führt eine Schlucht entlang, bis man ein anderes kleines Städtchen, „Banner" genannt, erreicht, wo die Minen sind. Am Morgen nach meiner Ankunft fuhr ich nach Banner und besichtigte die Minen. Diese fand ich als schlecht zahlend, weil sich die Adern alle Augenblicke verlieren und dann mit viel Arbeit und Kosten wieder aufgesucht werden müssen. Abends kehrte ich nach meinem Hotel zurück und beschloß Julian sobald wie möglich wieder zu verlassen.

Nächsten Tag traf ich B. Warnock von der Ballena, mit welchem ich nach Hause fuhr. Er hatte nahe an siebenhundert Pferde und viel Vieh, betrieb dabei aber noch bedeutenden Ackerbau, welchen er als Mitarbeiter selbst beaufsichtigte. Von wilden Pferden und dergleichen Vieh verstand er nicht sehr viel, war auch kein Reiter, deßhalb sollte ich diese Branche des Geschäftes übernehmen. Nach den Pferden war schon ein paar Jahre nicht gesehen worden; sie waren daher über das ganze Land bis nach Mexiko verstreut und einige Banden so wild, daß man ihnen nicht nahe genug kommen konnte, um ihre Farbe zu unterscheiden. Doch fehlte es nicht an Reitpferden, um jeden Tag zu wechseln; auch kam es oft vor, daß wir an einem Tage zweimal Pferde wechseln mußten. Für Vagueros hatten wir Indianer, welche wir auch viel verwendeten, um wilde Pferde einzureiten; doch muß man immer hinter ihnen her sein, um sie zur Arbeit anzuhalten. B. Warnock war vor siebzehn Jahren hieher gekommen, als das Land noch eine Wildniß war. Ein großes Erdbeben hatte vor

einigen Jahren sein Wohnhaus beinahe zerstört, zu gleicher Zeit aber auch auf seiner Farm neue Quellen eröffnet. Das früher verhältnißmäßig trockene Land ist jetzt reichlich gewässert von diesen Quellen, so daß es an Fruchtbarkeit keinem andern in California nachsteht. Auch brannte er einmal ab, was bei den Häusern in hiesiger Gegend mehr Nutzen als Schaden bringt. Denn in einigen Wochen steht ein neues Haus fertig da, während mit dem alten Milliarden von Wanzen und andern Singvögeln verbrennen. Jeder Bewohner dieser Gegend hat einige hundert Schweine, welche markirt sind, und in den Bergen laufen, wo sie sich von Eicheln, Gras, Wurzeln u. s. w. nähren. Diese werden zwei bis drei Mal das Jahr zusammengesucht und in Einzäunungen getrieben, um die jungen zu markiren. Jedoch verwildern die Schweine sehr, und viele werden nicht gefunden, oder entkommen wieder wenn gefunden ehe man sie markiren kann. Daher sind die Berge voll wilder Schweine, die weder Marke noch Brand haben, sich schnell vermehren und von Jedem gejagt werden können, der Lust zu einem Schweinebraten hat.

San Diego County und angrenzende Counties sind die Heimath vieler Bienen. Das reichliche Futter in den Bergen, das milde Clima, in welchem Bienen das ganze Jahr hindurch Honig sammeln, macht es für Bienenzucht zum geeignetsten Land in der Welt. Der Honig ist besser und reiner als irgendwo; somit gilt San Diego-Honig als der feinste auf europäischem wie amerikanischem Markte.

In hohlen Baumstämmen, Höhlen und Felsenrissen nisten die Bienen ein und häufig findet man Plätze, wo sie schon seit einem halben Jahrhundert Honig aufgehäuft haben. Wahrscheinlich wurde die Biene zuerst von den Spaniern hier eingeführt, und hat sich seitdem über das ganze Land verbreitet. Nun, nachdem ich sechs Monate mit Bill Warnock gelebt, wurden die Pferde verkauft. Das setzte einige Wochen harter Arbeit. — Sie waren schwer zu sammeln, und einige konnten wir gar nicht hereinbringen, obwohl wir in großer Zahl und wohlberitten waren. Sobald die Heerde abgeliefert, nahm ich ebenfalls Abschied und fuhr nach San Diego zurück. Da sich die Reiselust in mir regte, so bestieg ich das Dampfschiff und fuhr nach San Pedro, ein Hafen,

von welchem aus man in einer Stunde per Bahn nach Los Angeles fährt. Dort logirte ich mich in einem Hotel ein; da ich aber bei jeder Mahlzeit eine oder mehrere Fliegen mit meinen Speisen bekam, an welche sich mein Magen nicht gewöhnen wollte, so suchte ich ein anderes Gasthaus auf. Hier traf ich, wie überall, einige Bekannte, welche beabsichtigten nach San Bernardino zu gehen, und schloß mich sogleich der Gesellschaft an. Nachmittags um zwei Uhr verließen wir Los Angeles per Bahn, und einige Stunden darauf befanden wir uns in Spadra, welches damals der Terminus dieser Zweigbahn war. Es bestand aus wenigen Häusern, von denen beinahe jedes einen Trinksalon repräsentirte. Wir begaben uns nach dem Hotel, wo wir reichlich mit Speck und Bohnen bewirthet wurden. Hier traf ich andere Bekannte, welche Wägen bei sich hatten und nach San Bernardino Fracht holten. Am Morgen fuhr ich mit einem dieser Wägen ab. In einigen Stunden erreichten wir die berühmte Weinranch Cocomongo, welche wir nicht passiren konnten, ohne ein kleines Fäßchen mit Wein füllen zu lassen. Dann übergingen wir eine öde Strecke oder Sandwüste von etwa zwanzig Meilen, über welche uns der mitgebrachte Wein die Reise sehr erleichterte. Die Nacht brachten wir in einem spanischen Städtchen, „Aqua Mansa" genannt, zu, welches am Santa Anna Fluß liegt und früher nur von Pferdedieben bewohnt war. Ein Marsch von vier Meilen brachte uns nach dem hübschen und lebhaften San Bernardino mit seinen großen Baumgärten von Orangen, Citronen, Mandeln u. s. w. Ein Theil der Stadt ist sehr alt, und stammt von spanischen Zeiten her. Artesische Brunnen laufen in allen Straßen, und es hat eher zu viel als zu wenig Wasser. Der Ort war zum Erdrücken voll wegen der Entdeckung der Panamint-Minen, die etwa dreihundert Meilen nordöstlich lagen.

San Bernardino war der letzte Punkt der Civilisation, und hier waren Goldgräber, Spekulanten und Abenteurer aller Art versammelt, um sich vollständig auszurüsten, ehe sie die Reise nach den ferngelegenen Minen antraten. Alle Gasthäuser waren so voll, daß man weder Betten noch einen Platz, um seine eigenen Decken auszubreiten, bekommen konnte. Da es tüchtig regnete, so wollten wir auch nicht im Freien übernachten. Endlich bekam

ich Platz in einem Keller, der in der Eile zu einem Schlafzimmer eingerichtet war, und für welchen man soviel bezahlen mußte als für ein Zimmer im besten Hotel. Bei meinem Eintritt fand ich bereits eine große und gemischte Gesellschaft anwesend. Einige lagen in den Armen Morpheus und schnarchten, daß es in dem dunklen Gewölbe einem Erdbeben gleich lautete, Andere saßen in Gruppen und plauderten. In einer Ecke lag ein Verwundeter, der am vergangenen Abend in der Straße angefallen, beraubt und durchgeprügelt worden war. Man hatte einen Neger als Krankenwärter engagirt, welcher vorsichtiger Weise einige Flaschen schlechten Whisky mitgebracht hatte, aus welchen er sich selbst Stärkung und seinem Patienten Trost einflößte. Sie waren jetzt auf einem Standpunkte angelangt, wo sie sich alle Augenblicke umarmten und ewige Freundschaft schwuren. Trotz alledem brachte ich es doch fertig, einige Stunden zu schlafen, und stand am Morgen wieder frisch und munter auf. Nach eingenommenem Frühstück spazierte ich in der Stadt umher und war bald Zeuge eines interessanten Kampfes. Einige Spaßvögel hatten den betrunkenen Neger an einen Chinesen gehetzt, welcher ein Messer zu seiner Vertheidigung zog, doch mußte er sich bald vor dem dickköpfigen Neger zurückziehen. Kurz darauf hatten sie den Neger in einem der Kaufläden, wo sie ihn gegen einen Laib Käse mit dem Kopfe stoßen ließen. Die Afrikaner haben bekanntlich sehr dicke Schädel, so dick, daß man sie gar nicht hart genug auf den Kopf hauen kann, um ihnen wehe zu thun. Dieser hatte nun einen extra harten Kopf, was er bereits bewiesen, indem er gegen Balken gestoßen und jedesmal den Eindruck seiner Stirn im Holz zurückgelassen hatte. Weit schwerer ist es an einem Laib Käse, welcher in Tuch eingenäht ist, auf diese Weise einen Eindruck hervorzubringen. Der Neger machte sich daran, denn wenn er die Wette gewann, so war der Käse sein eigen. Er hatte schon zweimal tüchtig mit dem Kopfe daraufgestoßen, als man den Käse unbemerkt mit einem Schleifstein vertauschte. Der Neger nahm einen tüchtigen Anlauf und rannte mit dem Kopfe so gegen den Schleifstein, daß dieser Risse bekam. Der unzerbrechliche Kopf erlitt ebenfalls einigen Schaden, so daß ihn der Eigenthümer zum Doktor tragen und verbinden lassen mußte.

Die Central-Pacific-Eisenbahn-Compagnie war im Begriff, eine Bahn von Los Angeles nach dem Colorado-Flusse, der die Grenze zwischen Arizona und California bildet, zu bauen. Die Arbeit hatte schon vor einigen Monaten begonnen und war jetzt in vollem Gange. Ich traf Herrn Hall, der den Contract hatte einhundert Meilen der Bahn zu bauen, und nahm von ihm eine Vormannsstelle an. Nächsten Morgen fuhren wir nach dem Lager, welches acht Meilen südlich von Cocamungo lag und aus einigen hundert Mann und vielen Fuhrwerken bestand. Die Arbeit wurde alle mit Pferdekraft gethan; auf neun Mann kam ein Vormann, welcher die Arbeit zu beaufsichtigen hatte. Es gehört zu diesem Geschäft ein gerades Auge, um den Grad richtig nach den Vorschriften des Ingenieurs zu bauen. Mit meinen Leuten hatte ich das Geschäft, einige Meilen hinten nach zu gehen und den Bahnkörper zu ebnen, was sehr accurat und genau gethan werden mußte. Um gutes Wasser zu erlangen, hatte man Röhren nach dem acht Meilen entfernten Flüßchen in Cocomongo gelegt, durch welche uns ein anständiger Strom Wasser zufloß. Etwa zehn Meilen vor uns war das Lager der chinesischen Arbeiter, deren Geschäft es war, die Büsche, Bäume und Wurzeln aus dem Wege zu räumen. Es bestand aus dreihundert Thee trinkenden „Celestialen". Bald war ein Stück vollendet; dann wurde das Lager neben das mexikanische Dorf Aqua Mansa verlegt. Hier hatten wir es mit vielem Sand zu thun; oft machten wir heute einen Durchschnitt durch einen Hügel, um ihn morgen wieder mit Sand aufgefüllt zu finden, den ein heftiger Windsturm hineingetrieben hatte. Abends gingen wir nach dem Dorf, wo wir schlechten Wein tranken und noch schlechtere Witze verfertigten. Glücklicher Weise machte ein mexikanischer Circus seine Erscheinung in Aqua Mansa, wo er eine Woche verweilte und jeden Abend eine Vorstellung gab, denen wir auch regelmäßig beiwohnten. Der Circus war ein großes Zelt, gegen die Wand der Candina oder Schenke gebaut, so daß man von dieser in jenen gehen konnte. Die Sitze bestanden aus einigen alten Kisten, ein paar Bänken, Holzblöcken, Steinen und dem Boden. Die Vorstellung bestand hauptsächlich in Seiltanzen, worin sie große Gewandtheit zeigten, auch hatten sie einen guten Clown, der sich allerlei schlechte Witze mit der mexikanischen Audienz

erlaubte. Bald verließen wir dieses Lager, um weiter vorzurücken, und schlugen unser neues Lager in einer beinahe unbewohnten Gegend auf. Hier gesellte sich ein alter Kerl zu uns, der, seiner Aussage nach, durch eine Offenbarung berufen war, das Wort Gottes unter den Arbeitern zu verkündigen. Jeden Sonntag Vormittags hielt er daher eine Predigt und Nachmittags Vorlesungen über Temperanz. Wir hatten sehr viel Heu, welches in Ballen gepreßt, von zwei bis fünfhundert Pfund schwer, in großen Haufen lag. Auf einen dieser Ballen legte der Prediger sein Buch, stand selbst dahinter, und da er ein kleiner Mann war, konnte er kaum darüber hinaus auf seine Congregation sehen, die auf dem Heu herumlag und rauchte. Die ganze Mannschaft war immer versammelt, da kein Wirthshaus in der Nähe war, nach dem sie gehen konnte. Alle Augenblicke wurde der Alte in seiner Predigt mit schlechten Witzen unterbrochen, brauchte er seine Brille, so war sie versteckt, ja einmal, während er im Sprechen war, rollten einige Kerle einen Ballen Heu von hinten gegen ihn, so daß er zwischen zwei Ballen eingezwängt war und lange nicht herauskommen konnte. Kurz darauf, an einem Samstag, rückten wir wieder zehn Meilen weiter vor, und dieser Prediger fuhr mit mir auf demselben Wagen. Wir kamen an einem Weinkeller vorbei, wo ich anhielt und ein Fäßchen mit Wein füllen ließ. Mein frommer Herr stieg ebenfalls aus, trank fünf bis sechs Gläser Schnaps und kam nach dem Wagen zurück, beladen mit fünf bis sechs Flaschen, welche er beinahe alle leerte, ehe wir am neuen Halteplatz anlangten Hier mußten wir ihn vom Wagen heben und ihn im Schatten einiger Büsche seinen Brand ausschlafen lassen.

Nächsten Nachmittag (Sonntag) hatte er die Frechheit, wieder eine Temperanz-Predigt zu halten. Als er so recht daran war die Audienz zu ermahnen, daß sie kein geistiges Getränk zu sich nehme, da stand ich auf einem Ballen Heu und fragte ihn, ob das Getränk, welches ihn gestern unter den Tisch gelegt, auch zu den genannten gehöre. Ein furchtbares Halloh begann. Rufe wie „Schmeißt ihn naus“, „Werft ihn ins Wasser“ u. s. w. ertönten von allen Seiten. Sobald die Ruhe wieder hergestellt, erzählte ich die Geschichte und forderte den Alten auf, sich zu

vertheidigen, aber er konnte vor den vielen schlechten Witzen gar nicht zum Sprechen kommen. Doch ermahnte er die Zuhörer, zu thun was er sagte, und nicht, was er selbst that. Nächsten Morgen verließ er das Lager, um sich ein anderes Feld für seine Arbeiten zu suchen.

Nach einigen Monaten erreichten wir die Colorado-Wüste; da mußte die Arbeit wegen der fürchterlichen Hitze auf dieser Sandfläche bis nächsten Winter eingestellt werden. So begab ich mich zurück nach San Bernardino, das in dieser kurzen Zeit sich viel vergrößert hatte. Ein Schuhputzer hatte sich ebenfalls in der jungen Stadt etablirt; ich fand ihn in der Hauptstraße, wo eine große Menge versammelt war. Ein alter Goldgräber von den Bergen saß auf einem Stuhle, anscheinlich etwas angeraucht, und ließ seine Stiefel putzen. Dabei hielt er eine Ansprache an das Publicum, erzählte, daß dies der erste Stiefelputzer sei, den er je gesehen und forderte ihn auf, allen Anwesenden auf seine Kosten die Stiefel zu putzen. Der Junge ging an die Arbeit, ein Paar nach dem andern wurde abgefertigt, aber immer größer wurde die Versammlung. Nachdem der Putzer etwa einhundertundfünfzig Paar Stiefel geputzt hatte, wurde er müde und der Alte bezahlte die Zeche, welche nahe an vierzig Dollars betrug. Dies war das erste und letzte Mal, daß meine Stiefel gewichst waren seit vielen Jahren. Nachdem ich ein Pferd, Sattelzeug u. s. w. gekauft, trat ich den Weg nach San Diego an. Von San Bernardino ritt ich durch Aqua Mansa über den Santa Anna Fluß, kam an der feinen Ansiedlung Riverside vorbei und übernachtete in einer Schlucht, in welcher sich eine kleine Quelle befand. Nächsten Tag hatte ich hohes Mesa oder Tafelland zu übergehen, welches im Sommer sehr trocken ist. Da war auf vierzig englische Meilen kein Tropfen Wasser zu bekommen. Der Abend fand mich in Temecula, einer Ansiedlung von Indianern, welche hier an einem Flusse in einem großen fruchtbaren Thal Ackerbau betreiben. Am Flusse befindet sich der große Kaufladen mit Hotel und Postoffice, welches das Eigenthum der Gebrüder Levy ist. Nächsten Morgen ging ich über schöne Gebirge und fand in einem Thal, von hohen Bergen eingeschlossen, wohin man nur zu Pferde auf engen Pfaden gelangen konnte, Pala Mission, eine der vielen

alten spanischen Missionen. Hier wohnten noch einige Indianer-familien; aber etwas weiter über dem Fluß fand ich einen Deutschen, welcher hier Bienenzucht betrieb. Seine freundliche Einladung, bei ihm zu übernachten, nahm ich mit großem Vergnügen an. Da hier wenig Gras war wegen der vielen Schaafe, so führte ich mein Pferd ganz ruhig in ein nahe stehendes Feld und ließ es laufen bis am Morgen. Von Pala Mission aus ritt ich auf engen Pfaden durch die Gebirge, welche mich nach San Pasqual, einer Indianer-Ansiedlung, in einem wunderschönen, fruchtbaren Thale gelegen, brachten. Hier betrat ich wieder die Hauptstraße, welche von Bär Valley nach San Diego führt, und nahm am fünften Tage meinen gewöhnlichen Sitz im Pacific-Hotel ein. Die nächsten acht Tage verbrachte ich in der Stadt und hielt mich meistens im öffentlichen Lesezimmer, welches man fast in jeder Stadt und in jedem Dorfe findet, auf. Diese Lesezimmer werden von freien Beiträgen erhalten, und man trifft da nicht nur alle möglichen Zeitungen, Journale u. s. w. an, sondern auch große Collectionen von Büchern u. s. w. Los Angeles insbesondere hat eines der feinsten öffentlichen Lesezimmer im Staate, welches wie alle andern von Früh neun bis Abends neun Uhr geöffnet ist. In jedem sind bequeme Stühle, Tische und einige Schreibpulte mit Tinte und Federn versehen. Auch besuchte ich ein Concert, welches von einer Gesellschaft, die sich Vieux Temps Brüder nannte, gegeben wurde. Sie unterhielten uns mit einer schauderhaften Musik und noch schlechterem Gesang; so schlecht, daß mich mein Eintrittsgeld noch nach Jahren reute. Diese musikalische Gesellschaft verließ San Diego, ohne ihre Rechnungen zu bezahlen; sie wurde aber in Los Angeles aufgehalten und zur Rede gestellt.

XLIII. Ueber die Grenze nach Mexico. Raubgierige Schlangen. Carricito Ranch. Bienen. Goafer Jagd. Indianische Sage. Zurück nach San Diego. Ueber San Bernardino nach Los Angeles. Milchgeschäft in Annaheim. Monte Christo mit dem eisernen Fuß. Weinlese. Weihnachten in Los Angeles. San Fernando Tunnel. Zurük nach San Diego. Chinesisches Begräbniß. Englisches Kriegsschiff Rocket.

Eines Morgens nahm ich Abschied von der Stadt und ritt an der Küste hinab die schöne Bai von San Diego entlang. Ein vierstündiger Ritt brachte mich an Tia Juanna Fluß, wo die mexikanische Grenze ist. Ich ritt am Zollhaus vorüber und hielt mein Mittagsmahl auf mexikanischem Boden und an einem mexikanischen Hasen. Bald verließ ich den Tia Juanna (Tante Johanna) Fluß, ritt durch eine Schlucht, wo Hasen und Rebhühner bei Tausend herum saßen und mich anstarrten. Die Hasen sind theils große, theils eine Kaninchen-Art, welche unter Felsen, Cactusbüschen und Löchern in der Erde ihre Wohnung haben Beide Arten sind sehr zahlreich, auch Rebhühner gibt es in unglaublicher Menge, doch ist der Mexikaner zu faul, um sie zu jagen. Als ich langsam das Thal entlang ritt, hörte ich von einer Gruppe großer Baumwollbäume her das Geschrei des Oreole, eines unserer buntesten Vögel und besten Sänger. Aus dem kläglichen Tone ersah ich sogleich, daß irgend ein Feind seinem Neste nahe war, ritt daher nach den Bäumen, um nachzusehen. Von einem Zweige hoch oben hing das Nest des Oreol's an einer langen von Gras geflochtenen Schnur herab, dem Anscheine nach für Raubthiere unzugänglich. Von einem stärkeren Ast hing eine zehn Fuß lange Prairie-Schlange der Länge nach herab. Das Ende des Schwanzes hatte sie um den Zweig gewunden, an dem sie sich festhielt; der Körper schwebte, so daß sie mit dem Kopfe gerade das Nest erreichte, wo sie die jungen Vögel erwürgte. Mit einer Kugel schnitt ich sie entzwei, so daß beide Stücke zu Boden stürzten, wo ich sie mit einem Prügel völlig schadlos machte.

Sobald die Schlange gefallen, ließ sich eine zweite, die weiter zurückgelegen war, herunter in derselben Stellung wie die erste. Ein Schuß verwundete sie nur leicht; sie ringelte furchtbar in der Luft, war aber nicht im Stande sich zurückzuziehen, und stürzte endlich nach langen vergeblichen Anstrengungen zur Erde, wo der Prügel ihren mörderischen Vorsätzen ein schnelles Ende machte.

Ein paar Tage Ritt brachte mich nach der Carricito Ranch des Hrn. Osborne, mit welchem ich mich verständigte, um Käse zu machen. Dreitausend Kühe wurden uns von Juan Maron und andern Viehbesitzern zur Verfügung gestellt, für welche es natürlich großen Werth hatte ihre Kühe gezähmt zu bekommen. Wir suchten dreißig der besten Milchkühe aus, und gingen an die Arbeit. Bei Tagesanbruch wurde gemolken, um halb acht aßen wir Frühstück, und um halb eilf Uhr waren vierzig bis fünfzig Pfund Käse in der Presse, damit waren wir für den Tag fertig. Sonntags ließen wir die Kälber mit den Kühen laufen und melkten gar nicht. Nachmittags ritt ich gewöhnlich drei Meilen weit nach dem Haus eines alten Spaniers, Don Pedro Duarte, wo ich den Abend verbrachte. Oft hatten wir sehr wilde Kühe in der Corral, doch brachten wir sie gewöhnlich in acht Tagen so weit, daß sie ruhig standen zum Melken. Die ersten drei bis vier Tage mußten sie mit dem Lasso gefangen und fest gebunden werden, und dann arbeitete man noch unter Schwierigkeiten. Da Frank sehr hart hörte und man ihm in's Ohr brüllen mußte, um sich verständlich zu machen, so war die Arbeit gefährlich, weil er eine Warnung, die man ihm zurief, natürlich nicht verstand. So fing ich eines Morgens eine junge wilde Kuh mit dem Lasso; Frank stand gegen die Einzäunung gelehnt und streichelte ein kleines Kalb. Sobald sich das Lasso um die Hörner der Kuh festzog, wurde sie wüthend, brüllte und stürzte auf Frank los, welcher ruhig dastand und gar nicht aufblickte. Ich konnte das Vieh nicht halten und rief Frank so laut ich konnte zu: „Paß auf, Frank!“ Doch mein lieber Frank hörte es nicht, sondern fuhr fort das kleine Kalb zu streicheln, bis die Kuh seinen Kopf zwischen ihre Hörner bekam und ihn gegen die Einzäunung drückte, daß ihm das Blut aus der Nase quoll. Mit einem gewaltigen Zug am Lasso riß ich den Kopf der Kuh auf die Seite

und gab dadurch Frank Gelegenheit loszukommen, welche er auch schnell benützte und sich aus dem Staube machte. Sein Gesicht war tüchtig geschunden, auch hatte er den Tag über etwas Kopfweh. — Auf der Ranch waren viele Schluchten und Berge mit Eichen bewachsen; da fanden wir viele hohle Bäume und kleine Felsenhöhlen, in welchen sich Bienen angesiedelt hatten. Wir gingen oft hinaus, nahmen den Honig und versetzten die Bienen in Kästen, wo sie tüchtig arbeiteten, so daß es uns nie an schönem weißen Honig fehlte. Wir hatten ein Kästchen gemacht, das man wie einen Tornister auf den Rücken hing, in welchem wir die Bienen heimtrugen, wo wir sie dann erst in die richtigen Kisten versetzten. Bei dieser Arbeit, welche sehr langsam und mit großer Ruhe gethan werden muß, da schnelle Bewegungen die Bienen zum Stechen reizen, ging ich in Hemdärmeln zu Werke. Der einzige Schutz, den ich gebrauchte, war meine Pfeife, da der Rauch mir die Bienen aus dem Gesicht vertrieb. Doch Franks Frau, eine alte Spanierin, die zu der Familie Lopez gehörte, mußte immer zusehen, was aber ohne Plaudern von ihrer Seite nicht möglich war. Dabei hatte sie die Gewohnheit mit den Händen zu gestikuliren, was einmal die Bienen veranlaßte, sie anzugreifen. Obgleich sie sofort die Flucht ergriff, wurde sie doch tüchtig zerstochen und ihr Kopf sah mehr dem eines Ungeheuers gleich als dem eines menschlichen Wesens. Ein Auge war ganz geschlossen, die Nase so dick geschwollen, daß sie einem Kürbis gleichsah, kurz sie machte den Rest des Tages einen ganz komischen Eindruck und ich mußte lachen, so oft ich sie ansah. Wir hatten auch einen hübschen Gemüse-Garten, in welchem aber die Gophers viel Schaden anrichteten, indem sie maulwurfartig alles untergraben und abfressen. Doch kamen sie auch oft an die Oberfläche, und Frank lag manchmal den halben Tag im Garten, um sie zu schießen, sobald sie ihre Erscheinung machten. Als er mich eines Tages ersuchte, Gophers für ihn zu schießen, nahm ich nach Tisch meinen Revolver und legte mich der Länge nach auf die Erde mit mörderischen Gedanken in meiner Brust. Doch die Hitze und das lange Ausbleiben meines Schlachtopfers hatten ihre Wirkung, denn bald erfreute ich mich eines gesunden Schlafes. Als ich gegen Sonnenuntergang erwachte, fand ich, daß der Gopher

gerade unter meiner Nase weggegraben hatte, gab die Jagd auf und kehrte nach Hause zurück. Etwa vier Meilen von uns stand ein hoher Berg, welchen die Indianer in großer Verehrung halten, und man sagt, daß es regnet, so oft Jemand den Gipfel dieses Berges besteigt. Folgende Sage wird von den Indianern erzählt: In alter Zeit hatten sie einen sehr trocknen Sommer, Flüsse und Quellen vertrockneten, und es war ein großer Mangel an Wasser. Pferde, Vieh und Wild starb dahin. Da stieg eine junge Indianer-Frau auf jenen Berg, um den großen Geist zu bitten, ihr Volk zu retten. Als sie oben angekommen, that es einen großen Schlag, Frau und Kind wurden in Stein verwandelt, eine Quelle guten Wassers entsprang zu ihren Füßen und es regnete im ganzen Lande. Die Quelle ist heute noch da und fließt aus dem Berge nahe dem Gipfel. Im Lande der Erdbeben und früherer vulkanischen Ausbrüche ist die Sage leicht zu erklären. In einem Felsen, der neben der Quelle steht, kann man mit einiger Einbildungskraft auch die versteinerte Frau erkennen.

Frank führte vor kurzer Zeit mit einem Franzosen Krieg, der sich auf seinem Lande ansiedelte, und es nicht mehr verlassen wollte. Er hatte bereits eine Hütte gebaut, welche Frank, während der Squatter anderswo beschäftigt war, wieder zusammenriß. — Der Franzose fing an, eine andere zu bauen, Frank forderte ihn auf, sein Land zu verlassen. Da dieser sich weigerte, so machte ihm Frank einen dritten Besuch, brachte auch diesmal sein Gewehr mit, um ihn von der Wichtigkeit der Sache zu überzeugen. Es wurden einige Worte gewechselt, Frank legte an und schoß nach dem Franzosen, welcher sich eiligst in die Büsche flüchtete. Sobald Frank sein Gewehr abgeschossen, lief er ebenfalls davon, so schnell er konnte, denn er traute dem Franzosen doch nicht recht. Dieser aber verließ noch am selben Abend die Gegend.

Bald war das Gras wieder vertrocknet, so daß die Kühe nicht hinreichend Milch gaben, um für die Arbeit zu zahlen; wir gaben deshalb das Geschäft auf bis zum Winter. Während dieser Zeit wollte ich mich etwas umsehen im Lande, sattelte daher mein Schlachtroß und kehrte nach San Diego zurück. Ich stellte mein Pferd in den Stall und sah mich in der Stadt nach einem alten Bekannten um. Ehe ich mich zu Bett begab, ging ich noch ein-

mal nach dem Stalle, um zu sehen, ob mein Pferd mit Futter versorgt sei, denn des Eigenthümers Ehrlichkeit war mir bekannt Hatte mich auch gar nicht geirrt; denn sobald ich am Abend den Stall verlassen, hatte der Schurke sämmtliches Futter von meinem Pferde genommen, und das arme Thier hatte gar nichts zu fressen. Um mit dem Kerl gleich zu werden, band ich das Pferd los, führte es in die Heukammer, wo es sich über Nacht Gutes that. Als am Morgen der Eigenthümer mehr Bezahlung haben wollte, weil das Pferd im Heu gewesen, sagte ich ihm, daß, wenn er ein Pferd nicht anbinden könne, ohne daß es über Nacht los würde, so thäte er besser, sein Geschäft aufzugeben. Mit diesem Rath mußte er wohl zufrieden sein. Den Tag verbrachte ich im Lesezimmer, da ich erst am Abend die Stadt verlassen und auf San Diego Mission übernachten wollte. Doch verspätete ich mich etwas, und es war bereits dunkel, als ich aufbrach. Ich hatte fünf Meilen von der Stadt nach der Mission zu machen, welche ich gegen neun Uhr zu erreichen hoffte. Doch als ich eine Stunde geritten war, schlief ich ein. Bei meinem Erwachen dachte ich, daß es die höchste Zeit sei am Flusse zu sein, denn ich war schon lange genug geritten, konnte aber in der Finsterniß keines der mir bekannten Landzeichen entdecken. So ritt ich eben fort mit dem Gedanken, daß ich mit der Zeit doch irgend wohin gelangen würde, als ich den Leuchtthurm von San Diego erblickte. Es war jetzt klar, daß mein Pferd, während ich schlief, sich gewendet und mich zurück nach der Stadt gebracht hatte, wo ich auch gleich bis nächsten Morgen blieb. In aller Frühe verließ ich die Stadt wieder, denn ich wollte am 4. Juli dem Wettrennen in Temecula beiwohnen und es war heute schon der erste. Die erste Nacht fand mich bereits im Bärthal, und die zweite in Pala Mission, von wo ich am Morgen in einer Stunde nach Temecula ritt. Ich schlug mein Quartier in Hotel Levy auf, um den Festlichkeiten beizuwohnen. Die Wettrennen waren gut. Gegen Abend waren alle Indianer, einige hundert an der Zahl, vollständig betrunken. Als ich am Morgen fertig zur Abreise war, konnte ich mein Pferd nicht finden. Ich hatte es nämlich bei meiner Ankunft laufen lassen und mich nicht mehr um es bekümmert. Da ich wußte, daß es sich mit der Zeit nach mir umsehen würde, blieb

ich ruhig sitzen, und richtig, gegen vier Uhr Nachmittags machte es seine Erscheinung. So machte ich mich auf den Weg und ritt noch neun oder zehn Meilen.

Am nächsten Tag ritt ich vierzig Meilen nach dem Santa Anna-Fluß und aß Frühstück am Morgen in San Bernardino. Nach zwei Tagen Aufenthalt, in welcher Zeit ich Tausende von Orangen aß, kehrte ich San Bernardino den Rücken und stattete der Cucamonga Wein-Ranch einen Besuch ab, wo ich mir einige Proben vorlegen ließ. Dann ging ich durch Spadra, San Gabriel Mission, welches ein wahres Paradies ist, nach Los Angeles. Hier blieb ich einen Tag; dann reiste ich durch das fruchtbare Thal von Los Nietos nach dem Wein bauenden deutschen Städtchen Annaheim, wo ich in ein Milchgeschäft eintrat, welches diese Stadt mit Milch versah. Die Leute bezahlten monatlich, und mein Geschäft war, die Bücher in Ordnung zu halten, Rechnungen zu schreiben, zu präsentiren und einzukassiren. Dabei überließ mir der Prinzipal die ganze Geschichte und hielt sich ganz und gar in der Stadt auf, wo er schlechten Whisky trank und häufig Gefechte lieferte. Um drei Uhr Morgens weckte ich die Jungen zum Melken und Schlag fünf Uhr war der Wagen in der Stadt. Nach dem Frühstück ließ ich die Kühe aus der Corral gehen, welche dann von einem mexikanischen Jungen gehütet wurden. Um acht Uhr schickte ich einen anderen Jungen mit den Kälbern hinaus, die man täglich bis Mittag grasen ließ. Hierauf konnte ich der Ruhe pflegen bis Nachmittags drei Uhr. Um diese Stunde wurden die Jungen mit den Kühen hereingerufen, die Kühe sofort gemolken, und um fünf Uhr schickte ich den Wagen mit der Milch nach der Stadt. Meine Tagesarbeit war dann vollendet. Wir hatten einhundert feine Kühe, welche indeß zur Zeit nicht alle gemolken wurden; denn der Brunnen war die zuverlässigste Kuh auf der Ranch. Hie und da behaupteten Leute, daß die Milch gewässert sei, was aber nur eine Idee von ihnen war; es können ja nur sehr wenige Sachverständige die reine von gut gefälschter Milch unterscheiden, ohne sie einem chemischen Proceß zu unterwerfen.

Es war dort der Brauch, daß die Schullehrer, welche in der Gemeinde leben, die Runde machen, d. h. heute essen und wohnen

sie mit dieser Familie, morgen mit jener, kurz, sie gehen von einer zur andern. Als die Reihe der Fütterung an unser Haus kam, war der Lehrer von verschiedenen unserer Kunden beauftragt, ein Auge offen zu haben, um zu sehen, ob wir die Milch rein nach der Stadt schickten. Er knüpfte ein Gespräch an, aus welchem ich bald ersah, wo er hinaus wollte. Als es Zeit zum Melken war, ging er mit nach der Corral, da, wie er sagte, schönes Vieh ihn immer interessire. Die Jungen melkten wie gewöhnlich in ihre Eimer und gossen die Milch dann durch einen Seiher in die großen Blechkannen, in welchen sie nach der Stadt gefahren wurde. Ich hatte inzwischen die Vorsicht gebraucht, in jede Kanne erst ein bis zwei Liter Wasser zu gießen, ehe sie nach der Corral gebracht wurden. Der Schulmeister sah zu, wie jeder Eimer Milch gerade von der Kuh weg in die Kannen gegossen wurde, welche dann auf den Wagen geladen direkt nach der Stadt gingen. Als er selbst nach der Stadt zurückkehrte, war er bereit einen Eid zu schwören, daß in unserer Milch weder Wasser, noch irgend eine Fälschung vorkomme.

Wir hatten ein Original als Koch. Er war früher Goldgräber, kam im Jahre achtundvierzig nach Californien, und hatte durch ein Unglück seinen Fuß verloren. Da er ein ingeniöser Kerl war, so machte er sich in einer Schmiede einen eisernen Fuß zum Anschnallen, der nahezu fünfunddreißig Pfund wog. Von diesem Fuße gab man ihm den Namen „Monte Christo mit dem eisernen Fuß". Er war auf jedem Ball und Tanz, wo er das Haus dröhnen machte, so oft er diesen Fuß auf den Boden setzte. Auch spielte er Tambourin, Violine und sang komische Lieder, kurz, er war ein lustiger Kerl.

Wenn ich monatlich das Geld in der Stadt einkassirte, so fuhr ich in einem Einspänner umher, welcher zur Ranch gehörte. So kam ich eines Nachmittags aus einer Restauration, stieg auf den Wagen und war gerade im Begriff fortzufahren, als sich im nächsten Haus, einem mexikanischen Trinksalon, ein Streit erhob. Ich hielt natürlich gleich an, um zu sehen, wie die Sache verliefe. Da stürzte ein Mexikaner heraus, verfolgt von einem Zweiten mit der Pistole in der Hand. Der Erste flüchtete sich hinter mich, der Andere schoß gerade an mir vorbei nach dem Flüchtling,

und war näher daran mich zu treffen, als den Mexikaner. Er legte wieder an; der Flüchtling hielt sich immer hinter mir, von einer Seite auf die andere hüpfend; das wurde mir denn doch zu bunt, denn ich stand fortwährend in Gefahr, von dem Esel geschossen zu werden. Ich riß schnell meinen großen Revolver unter dem Wagenkissen hervor und wandte mich gegen den Angreifer. Dieser schien inzwischen meine Gedanken errathen zu haben und machte sich eiligst aus dem Staube.

Zur Zeit der Weinlese konnten wir uns gutes thun an den schönen großen Trauben, wie sie nur in Californien wachsen. Auch fehlte es an Aepfeln, Birnen, Orangen, Melonen und anderen Früchten nicht, so daß wir Tag und Nacht Obst aßen. Hie und da kam eine Concert-Gesellschaft oder ein mexikanischer Cirkus nach der Stadt, welche ich fleißig besuchte. Ich war jetzt nahezu sieben Monate in Annaheim, hielt es daher für die höchste Zeit, mich wieder in einer andern Gegend umzusehen, und verabschiedete mich bei meinem Prinzipal, der mich nicht gehen lassen wollte. Dann machte ich mich auf nach Los Angeles, wo ich Weihnachten zu verbringen gedachte. Der heilige Abend fand mich im Hotel etablirt, wo es ziemlich voll war, da Goldgräber und alle Leute vom Land ihre Feiertage in der Stadt zubringen. Die Trinksalons in der Stadt waren alle zum Erdrücken voll, und bereits waren viele Zecher so weit, um kampfslustig zu werden. Im Schänkzimmer meines Hotels ging es lebhaft zu. Alle Nationen, außer Chinesen und Neger, waren hier vertreten, und bald kamen Streitigkeiten vor, die wie gewöhnlich in Raufereien übergingen. Es war höchst interessant, ein stiller Beobachter dieses Durcheinanders zu sein. Zwei Kellner, kräftige Burschen, hatten nichts weiter zu thun, als Streitsüchtige und Betrunkene zur Thüre hinauszuwerfen, welche sogleich zu einer andern wieder hereinkamen, so daß ihre Arbeit gar kein Ende nahm. Nächsten Tag sah man manches blaue Auge und manchen geschwollenen Kopf auf der Straße.

Am dritten Tag nach Weihnachten fuhr ich mit einigen Bekannten per Bahn nach dem San Fernando-Tunnel, einem neuen Eisenbahn-Tunnel, an welchem bereits ein Jahr gearbeitet wurde, um ihn zu besehen. Er führte unter einem hohen Berge hin-

durch, ist über eine englische Meile lang und eine gute Meile unter dem Gipfel des Berges. Von beiden Seiten des Berges hatte man hineingearbeitet, sowie auch im Centrum einen Schacht oder „incline“ gesenkt, um von der Mitte aus ebenfalls zu arbeiten Dampfpumpen sind Tag und Nacht beschäftigt, um den Tunnel frei von Wasser zu halten. Die Arbeit unter der Erde wird von Chinesen gethan, welche wieder Weiße als Aufseher haben, so daß auf sechs Chinesen ein Aufseher kommt. Da die Arbeit meistens im Sprengen besteht, so ist sie sehr gefährlich, und jeden Tag kommen einige Unglücksfälle vor. Dabei sind die Chinesen tückisch und es ist schlecht mit ihnen auszukommen. Obgleich die Compagnie sehr gut bezahlt, können sie doch kaum Weiße genug bekommen, um im Tunnel zu arbeiten, da erstens die Gefahr groß ist und zweitens nach einigen Monaten Arbeit sich der Rheumatismus einstellt. Kurz vor unserer Ankunft kam ein Unglücksfall vor. Bei dem Schacht im Centrum des Berges brach das Seil, an welchem die kleinen aber schweren Wägen hinunter gelassen werden. Der Wagen rollte nun mit Blitzesschnelle in den Schacht hinab, wo er, unten angelangt, sieben Chinesen tödtete, deren einem der Kopf rein abgeschnitten wurde. Einer der weißen Aufseher, welcher Herodes Tochter nachahmen wollte, nahm den Kopf auf eine Schaufel, wand den langen Zopf schön herum und trug ihn den Schacht hinauf. Die Chinesen folgten ihm voll Entrüstung und griffen ihn oben in großen Massen an. Er flüchtete sich in den Maschinenraum, wo mit Hilfe des Ingenieurs und Heizers und mittelst Eisenstangen die Heiden zurückgeschlagen und noch einige derselben zu Grunde gerichtet wurden.

Obgleich die Bezahlung sehr lockend für mich war, so hatte ich doch keine Lust, meine Zeit unter der Erde zuzubringen, so lange oben die Sonne so schön schien, und kehrte am nächsten Tag nach Los Angeles zurück. Dann trat ich meinen Rückweg nach San Diego an, diesmal die Straße der Küste entlang nehmend. Ich schonte mein Pferd und erreichte erst nach acht Tagen San Diego. Kurz nach meiner Ankunft in der Stadt war ich Augenzeuge eines chinesischen Begräbnisses, wobei die Haupttrauernde in ein großes weißes Tuch gehüllt hinter dem Leichenwagen hüpfte. Nachdem die Ceremonien beendigt, wurde eine große

Schüssel mit gekochtem Reis und Delicatessen auf das Grab gestellt, so daß der Verstorbene etwas zur Erfrischung auf seiner Höllenfahrt hatte. Sobald die Versammlung den Kirchhof verlassen hatte, stürzte eine Bande Digger-Indianer hinein und fielen über die Schüssel her, welche sie in wenigen Augenblicken leerten. Sie hatten in der Nähe des Kirchhofes ihr Lager aufgeschlagen, wo sie jede Schüssel ausfraßen, die auf ein Grab gestellt wurde. Die Chinesen denken eben, ihre Todten hätten das Futter verbraucht.

Ich hatte mir schon vor einiger Zeit wieder einen großen Hund angeschafft, der mich auf meinen Reisen begleitete und Nachts für mich Wache hielt Es war bereits sehr spät Abends, als ich mich von einer Versammlung Bekannter trennte und nach dem Hotel zurückkehrte. Auf meinem Zimmer fand ich zu meinem Erstaunen, daß es schon bewohnt war. Ein Herr oder Kerl schnarchte ganz zufrieden in meinem Bette. Voll Entrüstung packte ich ihn, ohne ein Wort zu sprechen, beim Kragen und schmiß ihn hinaus, wo er „Hilfe" und „Mörder" schrie. Der Gastwirth, welcher herbei eilte, wurde von meinem Hunde gepackt und in die Ecke gedrängt, aus welcher Lage ich ihn halb todt vor Schrecken befreite. Es stellte sich heraus, daß der Fremde durch ein Versehen des Wirthes in mein Zimmer gewiesen wurde, er daher unschuldig war. Ich sagte dem Herrn, daß ich nie um Entschuldigung bitte, aber, wenn er Satisfaction haben wollte, könne er ja den Wirth, der die Sache angestellt hatte, zur Treppe hinunter werfen. Dagegen wehrte sich der Gastwirth, und die Sache wurde bei Seite gelegt. Nachdem dem Eindringling ein anderes Zimmer angewiesen und mein Bett mit frischer Wäsche versehen war, begab ich mich zur Ruhe.

Am andern Tag betrachtete ich den Hühnerhof des Herrn S., in welchem er über zweihundert Enten hatte. Da sie alle sehr schmutzig aussahen, so rieth ich ihm, die ganze Heerde nach der Bai zu treiben und tüchtig baden zu lassen. Er war gleich dabei und trieb die Enten mit vieler Mühe nach der Bai, wo sie sich in das schöne Meereswasser stürzten und tüchtig herum flatterten. Doch waren sie nicht an das Baden gewöhnt, tranken auch zu viel von dem ihnen unbekannten Salzwasser, so daß sie zu schwach

zum Gehen wurden und heimgetragen werden mußten; ja, einige erlagen den Strapazen. S. war den ganzen Tag damit beschäftigt, seine Enten nach Hause zu schleppen. Nach Tisch angelte ich eine halbe Stunde in Gesellschaft einiger Freunde; einer derselben fing einen sieben Fuß langen jungen Haifisch, welchen wir mit vereinigten Kräften an das Land zogen.

Nächsten Tag war eine Aufregung in der Stadt. Das englische Kriegsschiff „Rocket", welches direct von England um Cap Horn gekommen war und nach dem Britischen Amerika gehen sollte, war im Hafen von San Diego eingelaufen. Nachdem das Schiff Panama verlassen, wurde seine Maschine unbrauchbar und die Mannschaft mußte sich auf die Segel verlassen. Schlechtes Wetter hatte sie aufgehalten, so daß das Schiff siebenunddreißig Tage von Panama nach San Diego brauchte. Ihr Proviant war erschöpft, und die Mannschaft war seit vierzehn Tagen auf halbe Rationen gesetzt.

Vor dem Hafen von San Diego angekommen, sandten sie ein Boot herein, um telegraphisch von San Francisco die Erlaubniß einzuholen, daß das Schiff in den Hafen von San Diego einlaufen dürfe. Diese wurde mit Vergnügen ertheilt, und jetzt lag „Her Majesty's ship Rocket" am Wharf von San Diego. Die Kaufleute, Metzger und Bäcker waren wild vor Freude, als ihnen eine Wagenladung ihrer Waare nach der andern abgekauft wurde. Jedes lebende Wesen in San Diego ging, um sich das englische Schiff von innen und außen zu besehen; auch die Indianer machten ihren Besuch. Diese wurden von der Schiffsmannschaft mit großer Bewunderung betrachtet, da es die ersten waren, die sie je gesehen. Am dritten Tage stach das Schiff in die See, und die Stadt verfiel wieder in die alte Ruhe.

XLIV. Am San Diego-Flusse. Entenjäger. Sturz mit dem Maulthier. Reise nach Mexico. Valle de las Palmas. Ermordung des Exgovernors von Lower California. Qualoupe Ranch. O'Farrel's Goldmine. Klapperschlangen-Kraut. San Rafael. 7500 Fuß über der Meeresfläche. Goldminen vom Campo national. Nach der Colorado-Wüste. Cocapah-Indianer. Palmen-Bäume. Laguna.

Bald darauf ersuchte mich Herr G., der den Metzgern von San Diego das Fleisch lieferte, für ihn etwa sechzig Meilen weit die Küste hinauf zu gehen, um eine Heerde Schlachtvieh, die er gekauft, zu sammeln und nach seiner Ranch zu bringen. So machte ich mich auf den Weg, nahm das Vieh in Empfang und engagirte zwei Mexikaner, mit deren Hilfe ich die Heerde nach dem Schlachthause am San Diego-Flusse neben der Mission brachte. Ich blieb dann gleich bei der Firma von Gebrüder G., wo ich jede Woche eine Heerde Schlachtvieh sammelte, was mich einen Tag beschäftigte. Die übrige Zeit vertrieb ich mir, indem ich wilde Pferde zuritt und für das Geschirr zähmte. Da G. eine große Heerde Pferde besaß, so fehlte es nicht an Unterhaltung. Die Hotels der Stadt waren voll von Fremden, reiche Leute von den östlichen Städten der Vereinigten Staaten, welche ihrer Gesundheit halber den Winter über hier zubrachten. Die Herren kamen oft in die Nähe der Ranch, um wilde Enten und Gänse zu schießen, welche in den kleinen Weihern, die der Fluß bildete, sich in großer Menge aufhielten.

Eines Nachmittags begegnete mir einer dieser Herren und fragte mich so herablassend wie allenfalls ein Kaiser zu einem Hausknecht spricht, wo er die meisten Enten finden könnte. Ich ärgerte mich über diesen Ton, und beschloß, ihm einen Streich zu spielen. Eine Meile flußabwärts stand ein Haus, und eine kleine Strecke vom Hause war ein Weiher, in welchem sich einhundert oder mehr Enten tummelten, die dem Eigenthümer des Hauses gehörten, also zahm waren. Nach diesem Weiher schickte ich den hochmüthigen Fremden mit dem Bemerken, daß dort Enten

genug wären. Er machte sich auf den Weg, schlich mit der Gewandtheit eines Elephanten so nahe wie möglich heran und feuerte die beiden Läufe seines Gewehres in die ruhig schwimmende Entenschaar ab. Da die Enten ganz ruhig waren und sehr nahe beisammen, so mußte er eine sehr große Zahl treffen. Er war eben im Begriffe, das Gewehr wieder zu laden, um den Rest zu erlegen, als ihn der Eigenthümer, welcher herbeigeeilt kam, beim Kragen packte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als für todte und verwundete Enten einen furchtbar hohen Preis zu bezahlen, der sich auf ca. hundert Dollars belief. Doch sah ich ihn nie wieder auf der Entenjagd. Die San Diego-Wasserwerke befanden sich neben uns am Flusse. Das Wasser wurde mit einer Dampfpumpe in ein großes auf einem Berge gelegenes Reservoir gepumpt, von wo es durch Röhren nach der fünf Meilen entfernten Stadt geleitet wurde. Zwanzig Schritte vom Wasserwerk flußaufwärts und ebenfalls im Bette des Flusses war eine Corral des Herrn G., in welcher immer zwei bis dreihundert Schweine gefüttert wurden. Das Wasser läuft von der Corral direct nach dem Wasserwerk, von wo es die Stadt zu trinken bekommt. Wird ein Schwein hin oder krank, so wird es hergerichtet und den Metzgern in der Stadt zugesandt, welche das Fleisch an das Publikum verkaufen. G. hatte viele Schaafe, die in Heerden getheilt, auf verschiedenen Ranchen untergebracht waren. Eine Heerde von tausend Stück war hier, als die Zeit zum Scheeren herankam. Plötzlich machte eine Gesellschaft von fünfzehn Schaafscheerern, Mexikaner und Indianer ihre Erscheinung, um die Schaafe von ihrer langen Wolle zu befreien. Nun war G. gar nicht darauf gerichtet, hatte weder Koch noch Eßgeschirr für so viele Leute, doch konnte man sie nicht wegschicken. So kam er zu mir gelaufen mit der Bitte, einen Tag für die Bande zu kochen, was ich ihm nicht abschlagen wollte. Wenn man aber diesen Kerlen etwas Gutes kocht, so hören sie gar nicht auf zu essen, während der Koch fürchterlich arbeiten muß, um genug herzuschaffen. Diesem Mißbrauch vorzubeugen, nahm ich einen großen Kessel, füllte ihn mit Fleisch und setzte ihn, natürlich mit Wasser, auf den Ofen. Einen andern füllte ich ebenso mit Kartoffeln und in einem dritten wurde Kaffee gebraut. Wenn es Zeit zum Essen war, stellte ich

die drei Kessel auf den Boden, die vier Teller, die sich im Hause befanden, daneben, sowie einen Sack voll Brod, den G. aus der Stadt gebracht, und machte mich aus dem Staube. Es dauerte vier Tage, bis sie mit dem Scheeren fertig wurden, und jede Mahlzeit stellte ich ihnen dieselbe Geschichte hin; verließ aber immer das Haus, wenn die Herren kamen, denn ich wußte wohl, daß ganz ungeheuer raisonnirt wurde. Endlich waren sie fertig und verließen am vierten Abend die Ranch.

Bald nachher brachte ich mit Hilfe dreier Vagueros eine Heerde von dreißig Stück sehr wilden Viehes herein, die von verschiedenen Leuten zusammengekauft waren. Während der Nacht brachen sie aus der Corral und ergriffen die Flucht. Ich hatte sie gehört, rief schnell die Leute und sprang auf das erste Thier, das ich in der Pferdekorral fand, zufälliger Weise ein halb wildes spanisches Maulthier. In einigen Minuten hatte ich das Vieh eingeholt, zum Stehen gebracht, und erwartete die Ankunft meiner Leute, welche auch bald erschienen, um es zurückzutreiben. Die Nacht war stockfinster; man konnte keinen Schritt vor sich sehen. Sobald wir die Heerde in Bewegung brachten, versuchten sie wieder durchzugehen. Ein Stier machte sich auf meiner Seite aus dem Staube. Ich hörte ihn über den Sand galoppiren, denn sehen konnte ich ihn nicht, und sprengte ihm auch sogleich nach. Bald hatte ich ihn eingeholt und gewendet, in demselben Augenblick aber stürzte mein Maulthier über das vier Fuß hohe Ufer des Flusses. Es fiel auf den Kopf und drehte sich ein paar Mal, wobei es über mich rollte; doch war das Flußbett tiefer Sand, daher weich, und wir kamen ohne großen Schaden davon. Nach fünf Monaten verließ ich G., um mit meinem Freunde Wash Jacobs eine Reise nach Mexiko zu machen.

Wir verließen San Diego in einem vierspännigen leichten Wagen, und blieben an dem Tia Juana Flusse an der Grenze über Nacht. Am Morgen trafen wir einen Farmer von der Umgegend, der des Guten zu viel genossen hatte und jetzt auf dem Rücken in seinem Wagen lag und schlief, während die Pferde mit ihm und dem Wagen in der Prairie umher spazirten und sich das schöne Gras schmecken ließen. Ohne ihn zu stören fuhren wir weiter und erreichten nach einer langen Fahrt die Carre=

cito Ranch, wo wir von unserm Freund Frank aufs Beste bewirthet wurden. Nächsten Tag fuhren wir über die Berge nach Valle de las Palmas, folgten dem Thale stromaufwärts bis es sich in eine enge Schlucht verwandelte, die plötzlich auf ein hohes Plateau ausging, auf welchem die Vallecito Ranch steht. Hier übernachteten wir bei einem alten Bekannten, Capitän Reyerson, welcher seit zwanzig Jahren ein Bewohner von Mexiko ist. Eine Stunde nachdem wir Herrn R. verlassen, führte uns der Weg durch die Schlucht, in welcher der vormalige Gouverneur von Lower California vor acht Tagen ermordet wurde. Er war hier auf der Reise nach San Diego von einer Bande mexikanischer Desperados angehalten, eine Strecke weit ins Gebüsch geschleppt und dort nebst seinem Begleiter, einem jungen Spanier von San Rafael, erschossen worden. Darauf trugen die Mörder die Chaise des Gouverneurs ebenfalls ins Gebüsch, ließen sie stehen und machten sich auf den Weg nach Sonora. Halbwegs griffen sie die Ranch der Gebrüder Caskill an der Fort Yuma Straße an und verwundeten die beiden Brüder, wurden aber von diesen zurückgeschlagen. Es war natürlich, wie immer, eine Revolution in Mexiko, aber besonders thätig war man zur Zeit in unserem Nachbarstaate Sonora. Nachdem wir die fatale Schlucht hinter uns hatten, fuhren wir über eine Hochebene und traten von da in eine andere Schlucht ein, welche in das schöne Thal der Qualoupe Ranch führte. Hier machten wir Halt am Hause der Gebr. Flowers, Eigenthümer dieses feinen Thales, und nahmen als alte Bekannte die Einladung einige Tage zu bleiben gerne an. Dieses Thal ist so bevölkert mit Hasen, daß es unmöglich ist, etwas zu pflanzen, wenn es nicht mit einem hasenfesten Zaun umgeben ist. Ich zählte am Abend siebzehn Hasen auf einem Fleck von fünf Quadratfuß. Die Brüder trieben Pferde- und Viehzucht, gedachten sich aber jetzt auf Hopfenbau zu verlegen. Von der Qualoupe Ranch kamen wir durch sehr gebirgige Gegend, die völlig unbewohnt ist, aber reich an Mineralien jeder Art, nämlich nach den verlassenen Minen von San Antonio. — Ein Pfad, den man nur in Mexiko Straße nennt, brachte uns über Berge und Schluchten an das Meeresufer, welchem wir nun weiter folgten. Der nächste Platz war Ensenada, wo damals ein einziges

Haus stand. Jetzt ist aber daselbst ein Hafen eröffnet worden, an welchem Schiffe bei ruhiger See anlegen, Fracht ausladen, und Gold- und Silber-Quarz laden, um es nach den Schmelzwerken in San Franzisko zu bringen.

Fünf Meilen von Ensenada liegt die Mine des Herrn O'Farrel, welchen wir besuchten. Er war von Australien in Folge eines Duells weggegangen und über Californien nach Mexiko gekommen, wo er diese Mine entdeckte. Bis jetzt hatte er einen senkrechten Schacht von fünfunddreißig Fuß Tiefe gesenkt und sehr reiches Quarz, das neben Gold viel Kupfer enthielt, ausgegraben. Vor einigen Tagen als er allein im Schacht arbeitete, war ein Haufe Gestein eingestürzt und hatte ihn bis unter die Arme begraben. Da keine Hülfe in der Nähe war, so war seine Lage durchaus nicht beneidenswerth. Nach ein paar Stunden angestrengter Arbeit befreite er sich selbst wieder. Herr O'Farrel hatte einen feinen Windhund von England kommen lassen, welchen eine Klapperschlange in den Backen gebissen, so daß bei unserer Ankunft sein Kopf so groß wie ein Faß geschwollen war. Ich verordnete sogleich das Klapperschlangenkraut „Yerba de bibora", welches in Mexiko überall wächst; in einigen Tagen war der Hund wieder hergestellt. Nachdem wir die Minen besehen, machten wir uns auf den Weg über hohe Berge und kamen Abend in eine tiefe Schlucht, wo wir übernachteten. Den ganzen nächsten Tag folgten wir dieser Schlucht bergauf, bis sie gänzlich auslief. Dann hatten wir einen hohen Berg hinabzufahren, oder vielmehr zu rutschen, und befanden uns in dem breiten Thale von San Rafael. Wir übernachteten in dem Städtchen San Rafael, welches die Haupt- und einzige Stadt von Lower California ist. Von unseren Freunden hier wurden wir festlich bewirthet, hörten auch, daß mein Freund Frank O. wegen politischer Händel im Gefängniß sitze. Es gelang uns durch einiges Traktiren der Obrigkeit ihn zu befreien und nach Hause zu schicken. Capitän Reyerson fand sich ebenfalls ein, wurde aber, weil er einen Indianer prügelte, wegen Ruhestörung zu fünf Dollars Strafe verurtheilt. Unser Wege führte uns eine Strecke durch das Thal von San Rafael und dann plötzlich in die Berge. Die Nacht fand uns in „La Juerta", d. h. der Garten, was es auch war.

Mitten in den Bergen und selbst auf dem Berge gelegen war es ein Stück des fruchtbarsten Landes im Staate, von vielen Quellen bewässert. Ein Indianer-Dorf steht hier. Am nächsten Tage kamen wir immer höher und höher, bis wir am Abend „La Laguna" erreichten und an der Ranch des Herrn Hansom, die siebentausend fünfhundert Fuß über der Meeresfläche liegt, Halt machten. Wir waren jetzt in einem schönen Tannen- und Fichtenwald, welcher in den vielen Schluchten mit Eichbäumen und andern Laubholz vermischt war. Die Lagunas oder kleine Seen, von welchen die Ranch ihren Namen hat, waren mit Enten, Gänsen und Schwänen bedeckt. — Doch der Morgen sah uns wieder auf dem Weg nach den Goldminen, „Campo National" genannt, wo wir am Abend eintrafen. Das Lager besteht aus etwa sechzig Hütten von Baumstämmen gebaut, und einem Store oder Laden, welcher Hrn. John Powers von San Rafael gehört und hier von seinem Associé Hrn. Furlong geführt wird. Wir machten es uns in dem Hause eines Goldgräbers (Franzosen) bequem. Die Bevölkerung bestand außer Mexikanern aus drei Amerikanern und einem Franzosen. Das Gold wurde hier durch „Surface Digging" d. h. durch den Waschprozeß gewonnen und war von der besten Sorte. Jedoch der Mangel an Wasser machte es nothwendig, die Trockenwaschmaschine anzuwenden, wobei viel von dem feinen Goldstaub verloren geht. Nachdem wir einen Tag ausgeruht hatten, sattelten wir unsere Reitpferde sowie die Maulthiere, die wir zum Lasttragen benützen wollten, und machten uns in Begleitung eines alten Amerikaners, „Onkel John", auf den Weg. Das Ziel unserer Reise war die Colorado-Wüste, welche am Fuße des Berges lag, und wo wir junge Palmbäume zu holen gedachten, welche in Californien einen guten Preis bringen. Hier war der einzige Platz hinab zu gelangen, doch war es noch mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wir brachen sehr frühzeitig auf und folgten einer engen Schlucht bis gegen neun Uhr, als wir eine kleine Quelle erreichten. Dies war das letzte Wasser, bis wir am Fuße des Berges anlangten. Daher hielten wir eine halbe Stunde, tränkten unsere Thiere, füllten unsere Feldflaschen, einen Krug und ein kleines Fäßchen mit Wasser. Dann rückten wir weiter vor. Das Reiten hatte aber jetzt aufgehört. Der

Weg war so steinig, steil und voll Felsen, daß ein Pferd kaum ohne Reiter weiter kommen konnte, und wir selbst oft die Hände dazu benützen mußten. Zugleich setzte das scharfe Gestein den Hufen unserer Thiere sowie unsern Stiefeln furchtbar zu. Es mußte einer hinter dem andern gehen; der Zug bewegte sich nur sehr langsam. Oft kam man an Stellen, wo richtige Treppen drei bis vier Fuß hoch über den Felsen gingen, wo die Pferde sich weigerten hinabzusteigen. Da mußte einer von uns das Thier beim Zügel fassen und ziehen, während ihm ein anderer von hinten einen Schub gab, daß es mehr fiel als sprang. Es wurde immer heißer, und bald war die Hitze unerträglich. Unsere Thiere keuchten, obwohl sie keine Ladung hatten. Wir hielten öfter an, um ihnen die Nase mit dem mitgebrachten Wasser anzufeuchten, was ihnen immer einige Erfrischung gewährte. Meinen Hund, der halb verrückt vor Hitze war, gab ich hie und da etwas Wasser aus meinem Hute zu trinken. So machten wir fort bis Sonnenuntergang, und noch immer war das Ziel nicht erreicht. Ein heftiger Kopfschmerz hatte sich bei allen Dreien eingestellt, was die Folge des schnellen Klimawechsels war. Onkel John's Füße waren so wund und er selbst so müde, daß er nicht mehr weiter kommen konnte. Wir wären selbst gern geblieben, aber der Thiere halber ging es nicht, da diese Wasser haben mußten. Daher ließen wir das noch übrige Wasser bei Onkel John zurück und setzten unsere Reise fort. Nach vielen Strapatzen gelangten wir zwischen neun und zehn Uhr Abends am Fuße des Berges an, wo ein Bächlein, von dichten Weidengebüsch bewachsen, rieselte. Sobald wir gegessen, legten wir uns nieder. Doch war die Hitze so drückend, daß ich wieder aufstand und mich in den Bach legte, wo ich schlief bis am Morgen. Onkel John stellte sich zum Frühstück ein, sowie auch etwa vierzig Cocapah-Indianer, in deren Land wir uns jetzt befanden. Die Gesellschaft, welche uns die Aufwartung machte, bestand aus Herren und Damen von dunkler Farbe, aber hübschen Gesichtszügen. Das einzige Kleidungsstück in der Gesellschaft war ein Weidenzweig, den sich ein Junge durch die Nase gesteckt hatte. Sie setzten sich hin und verließen auch den ganzen Tag das Lager nicht. Es war nothwendig sie freundlich zu behandeln, man traktirte sie deßhalb mit sehr dünnem

Kaffee und Rauchtabak. Da einige davon etwas spanisch sprachen, so konnten wir uns unterhalten und gegenseitig Complimente austauschen. Wash und Onkel John machten sich jetzt an die Arbeit, junge Palmen auszugraben, während ich im Lager blieb, um Hab und Gut zu bewachen, dieweil diese edlen Naturmenschen sehr lange Finger haben. Sie sahen nicht gerne, daß wir Palmen nahmen, da auf dem Gipfel dieses Baumes eine gemüseartige Frucht wächst, fast wie ein Krautskopf, sehr wohlschmeckend und gewöhnlich „Kohl" genannt. Indeß Rauchtabak machte sie freundlich und da sie meinen Freund Wash Jacobs dem Rufe nach kannten, so verhielten sie sich sehr ruhig. W. J. nämlich ist ein Mann, über sechs Fuß hoch, sehr breitschultrig und von ungeheurer Kraft; dabei einer der besten Schützen im Lande, und wenn gereizt, zu Allem fähig. Im vorigen Jahre erschoß er einen der gefürchtetsten Desperados von Mexiko und verjagte dessen Bande ganz allein, so daß er jetzt überall gefürchtet ist. Die Indianer brachten uns einige Stücke gebratenen Mescal, der hier in Menge wächst und das Hauptnahrungsmittel dieser Leute bildet. Es ist eine Kactus; aus den Wurzeln dieser Pflanze, welche getrocknet zum Essen aufbewahrt wird, bereitet man einen sehr starken Liqueur. Die Blätter, welche lang sind und spitzig zulaufen, messen oft drei bis vier Zoll im Durchmesser, werden geröstet, und sind sehr gut zu essen. — Gegen Abend hatten wir so viel junge Palmen, als unsere Thiere den Berg hinauf tragen konnten. So machten wir uns am nächsten Tag in aller Frühe auf den Weg, und begannen das Aufsteigen, was viel leichter war als das Herunterklettern. Besonders die Thiere kamen rascher vorwärts. Dabei hatten wir trübes Wetter, so daß wir die Sonne gar nicht zu sehen bekamen und deßhalb weniger Hitze auszuhalten hatten. Je höher wir stiegen, desto kühler und angenehmer wurde die Luft, und schon vor Sonnenuntergang waren wir im Campo National angekommen.

Hier brachten wir einen Tag zu, um unsere jungen Bäume zu verpacken; aber am zweiten Tag nahmen wir Abschied von unsern Freunden und fuhren nach der Laguna.

XLV. Viehsammeln. Alter Schiffskapitän. Zurück nach San Rafael. Sulphur-Quellen. Qualoupe Ranch. Kampf zwischen Schlange und Eidechse. Zweite Reise nach Palmen-Bäumen. San Diego.

Herr Hansom hatte schon einige Male mit mir gesprochen; jetzt wollte er mich wieder engagiren, um das Sammeln seines Viehes zu übernehmen. Es war gerade Roteo oder Sammelzeit, und da er als alter Schiffskapitain auch kein Reiter war, so konnte er selbst nichts ausrichten. Ich blieb daher bei ihm und überließ Wash J. das Palmengeschäft zur Besorgung. Ich wußte, daß Herr H. als der gröbste Mensch in Mexiko betrachtet wurde. Denn als Schiffskapitän gewohnt, seine Leute zu schimpfen wie es ihm gefiel, gedachte er es auf dem Lande fortzusetzen, was ihm aber nicht immer gelang. Erst vor sechs Monaten hatte er einen mexikanischen Jungen geschimpft, bis dieser eine Pistole nahm und ihn durch die Schulter schoß, daß er zu Boden stürzte. Sobald er genesen, ging er nach San Rafael, wo er den Jungen verklagte und ins Zuchthaus zu bringen hoffte. Doch das Gericht gab dem Jungen Recht, legte Hansom eine Strafe von siebenunddreißig Dollars auf wegen Beleidigung und verurtheilte ihn weiter sämmtliche Kosten zu tragen. Dabei hatte man mir in San Rafael von hoher Autorität gesagt, daß Jeder, der den alten H. erschieße, durchaus keine Strafe zu erwarten hätte. Da ich dies wußte und selbst gesehen hatte, wie er seinen Koch, einen Amerikaner, mit der Pistole ums Haus jagte, ihn mit einer Fluth von Schimpfreden überhäufend, so sagte ich ihm ganz ruhig, daß, sobald er sich ein unhöfliches Wort gegen mich erlaube, ich ihm für die Folgen nicht gutstehen würde. — Nun ging ich mit sieben Vagueros an die Arbeit Vieh zu sammeln.

Einige Nachbarn schlossen sich uns an, so daß wir zwischen dreißig und vierzig Mann stark waren. Jeden Nachmittag markirten und brandeten wir das am Morgen gesammelte Vieh; hatten also tüchtig zu arbeiten. Hansom war gleich am ersten Tage nach der Grenze gefahren, um Proviant zu holen, und kam erst am achten Tage zurück. Er zeigte eine solche Höflichkeit gegen

mich, daß es nicht nur mich, sondern alle, die ihn kannten, staunen machte. Später erfuhr ich den Grund von meinem Freunde Brown, Associé des Herrn G. von San Diego, welchen Hansom getroffen und über mich befragt hatte. Da Brown ihn ganz genau kannte, so sagte er ihm, daß ich ein ausgezeichneter Mensch sei, aber furchtbar schnell mit der Pistole, mit welcher ich nie mein Ziel verfehlte. Dies war der Grund, warum Herr H. so ungemein höflich gegen mich war; er fürchtete sich vor mir.

Wir hatten die feinsten und besten Reitpferde im Staate, welche die Mexikaner immer mit Neid betrachteten. Doch das Vieh war auch so wild und vernachlässigt, daß acht gut berittene Vagueros eine Bande von hundert Stück, wovon die Hälfte aus Kälbern bestand, nicht in die Corral bringen konnten, ohne genöthigt zu sein, etwa zwanzig Stück einzeln mit dem Lasso zu fangen und in die Einzäunung zu schleifen. Wölfe und Cojotes waren so zahlreich hier, daß mein Hund, der sie früher eifrig verfolgte, jetzt am Abend hinauslief und mit ihnen spielte; an das Haus ließ er sie gleichwohl nicht kommen. Hansom belustigte sich jeden Tag damit, den Koch zu maltraitiren, und dieser, obwohl groß genug, um drei solche Leute wie H. aufzuessen, ließ sich alles gefallen. Oft sagte ich zu ihm: „Kerl, was ist mit Dir? Warum gehst Du nicht drauf los? Hau', stech', schieß', aber steh' nicht immer da wie ein Esel! Wenn Du Dich vor seiner kleinen Pistole fürchtest, so nimm meine große, sie steht Dir immer zu Diensten.“ Mit alledem konnte ich keine Courage in dem Menschen wecken.

Es ging immer lebhaft bei uns zu. Einmal lagerten Indianer hier, ein andermal Soldaten, die bei der Revolution in Sonora zersprengt waren und sich hierher flüchteten. Ihre Uniform bestand aus dem breitkrämpigen Strohhut, aus dem Theil eines Hemdes und aus weißen Unterhosen. An den Füßen hatten sie Sandalen; außerdem trugen sie Patrontasche und Gewehr, waren aber durchaus weniger gefährlich als hungrig. Nach zwei Monaten, als das Vieh beisammen, markirt und fertig war, legte ich Herrn H. meine Rechnung vor, die er sogleich bezahlte. Als ich die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Abreise traf, kam der Koch zu mir und klagte, daß er unmöglich allein zurückbleiben könne, da H. ihn ganz gewiß umbringen würde. Ich sagte ihm, daß meiner

Meinung nach er alt genug sei, um fortzugehen, wenn es ihm irgendwo nicht gefiele, und daß überhaupt kein Mann eine Behandlung, wie er sie bekam, ruhig hinnehmen würde. Dennoch konnte ich die Kriegslust in ihm nicht wecken. Er bat mich, ihn mit mir gehen zu lassen, da, wenn er allein ginge, H. ihn ganz gewiß verfolgen und zurückbringen würde. Nachdem ich meine Einwilligung gegeben, bat er mich, ihn vor der Wuth des alten Herrn zu schützen, wenn er jetzt seine Entlassung verlange Ich versprach, ihn nicht ermorden zu lassen, bot ihm überdies noch meinen Revolver für den Nothfall an, obwohl ich kaum glaubte, daß er je Muth genug fände, ihn zu benützen. Bald darauf trat Hansom ein; der Koch sprach seinen Entschluß aus, wegzugehen. Ein furchtbarer Sturm Schimpfreden folgte, wie sie nur ein Schiffskapitän hervorzubringen vermag, dazu noch die schlechte englische Aussprache des alten Schweden; das machte die Scene für einen unbetheiligten Zuhörer höchst interessant. Ich hörte mit dem Einpacken auf, zündete meine Cigarette an und setzte mich, um das Schauspiel recht genießen zu können. Hansom war wüthend, und schwur, der Koch solle das Haus nicht verlassen. Als dieser aber darauf bestand, packte er ihn und warf ihn sammt Gepäck zur Thüre hinaus. Der Anblick war köstlich, und ich hätte vor Lachen zerplatzen mögen. Mein Pferd war jetzt bereit, und als ich Herrn H. die Hand zum Abschied reichte, konnte ich vor Lachen nicht Adieu sagen, sondern stand nur da und schüttelte, was den Alten wüthend machte; er gedachte jedoch der Warnung Browns und blieb höflich gegen mich. Bald war ich im Sattel und schlug statt der Hauptstraße einen Pfad ein, welcher direkt nach La Juerta führt und um zehn Meilen näher ist. Der Koch, welcher sich dicht zu mir hielt, wandte sich alle paar Schritte, um zu sehen, ob er nicht verfolgt werde. Nachdem er etwas ruhiger geworden, erfuhr ich von ihm, daß er für seine sechs Monate Arbeit keinen Heller bekommen hätte, was dumm genug von ihm war.

Gegen drei Uhr erreichten wir La Juerta, wo die dunkeln Köpfe der Indianer aus jedem Wasserloche hervorguckten, in welche sie sich vor Hitze geflüchtet hatten. Am Abend erreichte

ich eine Ranch, wo ich die Nacht über zu bleiben und Lebensmittel zu erhalten hoffte, doch war sie von den früheren Bewohnern verlassen und stand jetzt leer da. Da ich keine Lust hatte die Nacht zuzubringen ohne vorher gegessen zu haben, so ritt ich trotz der einbrechenden Dunkelheit zehn Meilen weiter. Hier fanden wir ein altes Haus, vor welchem uns eine Meute Hunde mit lautem Gebell empfing. Ich rief den Leuten im Hause zu, sie möchten ihre Hunde zurückrufen, als die Thüre sich öffnete und eine Stimme auf Englisch rief: „Halloh! Sombrero, wie geht's?“ Es war ein alter Bekannter von mir, welcher eine kleine Heerde Schaafe und Ziegen besaß und hier sein Sommerquartier hatte. In wenigen Minuten war eine Mahlzeit bereitet, welche wir uns wohlschmecken ließen. Während wir aßen, schlachtete unser Wirth eine junge Ziege, um uns am Morgen mit Braten aufwarten zu können. Wir begaben uns zur Ruhe und ich schlief, bis mich mein Begleiter zum Frühstück weckte. Nach eingenommener Mahlzeit ritten wir nach dem acht Meilen entfernten Städtchen San Rafael, wo ich zwei Tage blieb und bei John P., welcher einen Laden daselbst besitzt, logirte. Hier sprach ich mit den Behörden wegen der Geldangelegenheiten meines Begleiters, welche mir sagten, daß, sobald dieser seine Klage einreiche, Herr Hansom geholt werde und bezahlen müsse. Dazu konnte ich den Kerl wieder nicht bringen, da er einmal eingeschüchtert war und nur aus Mexiko fort wollte, wo er sich seines Lebens keine Minute sicher hielt. So packte ich wieder zusammen, fand, daß mir Jemand meine zwei Pfund Thee gestohlen hatte, kaufte daher mehr und empfahl mich. Wir hatten für acht Stunden einen schlechten Weg ohne Wasser; wir kühlten, da es sehr heiß war, unsere durstigen Kehlen mit dem Safte, der in den Blättern der Cactuspflanze enthalten ist. Nachmittags kam ich an eine mexikanische Ranch, wo ich frische Milch kaufte und mit den mitgebrachten Sodabisquits hielten wir Mittag. Dann verließen wir die Hauptstraße und folgten einer Schlucht, in welcher wir verschiedene heiße Sulphur-Quellen fanden. In diesen nahmen wir ein Bad. Die Nacht verbrachten wir auf der Ranch eines meiner Bekannten, Charley O.; am nächsten Vormittag traf ich auf der Qualoupe-

Ranch ein, wo ich zwei Tage blieb. Als ich wieder weiter ritt, begegnete mir eine Heerde Vieh, welche nach Californien zum Verkauf getrieben wurde; in dieser sah ich etwa fünfzig Stiere des Herrn Hansom, die man ihm gestohlen hatte. Es scheint, daß jeder Viehbesitzer, welcher Schlachtvieh nach dem Norden treibt, einige Stück des Herrn H. mitnimmt, weßhalb sich dessen Heerde, anstatt zu vermehren, nur vermindert Da es mich aber nichts mehr anging, so schwieg ich darüber, was immerhin in Mexiko das Sicherste ist. Diese Nacht war ich der Gast des Herrn Cap. Reyerson; der nächste Tagesritt brachte mich zu meinem Freunde Frank O., bei welchem ich einige Tage verweilte, um Geschäfte, die wir in einigen Monaten mit einander beginnen wollten, zu besprechen. Darauf ritt ich hinüber zu meinem Freunde Pedro Duarte, der mich auch nicht so schnell wieder fortlassen wollte. Ich brachte seinen Bienenstand für ihn in Ordnung und blieb noch einen Tag bei ihm, als Wash. J. ankam. Sofort ging ich mit diesem zurück, um eine zweite Ladung Palmen zu holen. Wir machten denselben Weg wie früher, nahmen jedoch diesmal keine Thiere nach der Wüste mit, sondern ließen sie im Campo national zurück. Jeder von uns trug außer seinen Waffen einen Sack mit Kaffee und Zucker, nebst einem kleinen Vorrath Tabak. Unten angekommen, machten wir unsern Rothhäuten die Aufwartung und versprachen ihnen eine Portion Kaffee und Zucker für eine Anzahl Palmenbäume. Am Abend brachten sie uns tausend Stück und trugen dieselben für eine zweite Portion unserer Waare und etwas Tabak den Berg hinauf, was ihnen gar keine Anstrengung zu verursachen schien.

Im Carrecito-Thale dahinreitend, war ich Zeuge eines sehr interessanten Gefechts, das zwischen einer acht Fuß langen Prairie-Schlange und einer mit großen Schuppen bedeckten Eidechse, die ungefähr einen Fuß lang war, stattfand. Die Schlange schien es hauptsächlich darauf abgesehen zu haben, die Eidechse durch das Abbeißen ihres Schwanzes unschädlich zu machen. Diese aber bewegte sich mit solcher Schnelligkeit, daß es der Schlange nicht gelang denselben zu fassen. Plötzlich machte die Eidechse eine schnelle Bewegung und faßte den Schwanz ihres Gegners, den sie mit

solcher Kraft festhielt, daß sich die Schlange vor Schmerzen nicht mehr zu vertheidigen vermochte, und ich wollte eben der Eidechse den Sieg zuschreiben, als eine Wendung des Schicksals eintrat. Mein Pferd stampfte nämlich mit dem Fuße, so daß die Eidechse, darüber erschrocken, den Halt an ihrem Gegner verlor. Mit vor Wuth blitzenden Augen wandte sich die Schlange plötzlich und biß den Schwanz ihres Gegners ab, so daß diese, des Steuerruders beraubt, sich nur langsam wenden konnte und verloren war. Denn jetzt packte die Schlange die Eidechse am Körper und kroch, den Kopf hoch vom Boden haltend, mit ihrer hart erkämpften Beute davon.

XLVI. Per Dampfschiff nach San Franzisko. Per Pacific-Bahn nach New-York. Ueber Hamburg nach Hause.

Auf dem Rückweg begegnete uns nichts Interessantes und wir erreichten glücklich San Diego. Hier fand ich einen Brief von zu Hause, der mich bewog, sogleich die Reise nach Europa anzutreten. Mit dem ersten Dampfschiff fuhr ich nach San Franzisko, eine Seereise von vier Tagen. An der Pacific-Küste sahen wir mehrere Walfische die hier häufig gefangen werden. Auch wurde ich zum ersten Mal in meinem Leben ein wenig seekrank, als wir San Diego verließen. Indeß da glücklicherweise gerade zum Abendessen geläutet wurde, so begab ich mich nach dem Salon und aß tüchtig, obschon es mir sehr schlecht war. Ein Passagier nach dem andern sprang auf und lief auf das Verdeck; noch immer würgte ich die Speisen hinunter. Endlich war ich so voll, daß die Seekrankheit keine Gewalt mehr hatte; dann ging ich auch aufs Verdeck, zündete mir eine Cigarre an und blieb gesund. In San Franzisko besorgte ich mir ein Billet über die Pacific-Bahn nach New-York, mußte aber, da es für heute zu spät war, meine Abreise auf den folgenden Abend verschieben. Den Tag brachte ich in Wordwards Garten zu; Nachmittags vier Uhr fuhr ich

über die Bai nach Oakland, der Eisenbahnstation, wo ich die Central-Pacific-Bahn bestieg. Eine Fahrt von zwölf Stunden brachte uns nach Sacramento. Hier frühstückte ich und kaufte einen Korb voll kalter Speisen ein. Um sieben Uhr fuhren wir ab durch das Sacramento-Thal über die Sierra Nevada-Gebirge und auf der schon oft beschriebenen Route nach Ogdon im Territorium von Uttah. Hier bestiegen wir die Union Pacific-Bahn und erreichten Omaha am achten Tage nach unserer Abreise von Sacramento. Wir kamen Nachts um eilf Uhr an, und da wir nicht vor sieben Uhr Morgens weiter fahren konnten, so begaben wir uns nach dem Eisenbahn-Hotel. Hier ließen uns aber weder die Hitze, noch die Wanzen schlafen; wir standen also wieder auf, tranken einige Glas Bier, rückten uns Stühle vor die Thüre und brachten die Nacht mit Schlummern und Rauchen zu. Um sechs Uhr nahm uns der Transfer-Zug über die große Eisenbahn-Brücke nach Council Bluffs, wo ich die Chicago-, Rock Island-and Pacific Railroad benützte, welche mich in vierundzwanzig Stunden nach Chicago brachte. Von hier fuhr ich über die Lake Shore- and Michigan Central-Bahn nach Buffalo, um von da die New-York Central- and Hudson-River Bahn nach New York zu benützen. So waren wir in zwölf Tagen von San Francisco nach New-York, über den ganzen Continent, vom Pacific- bis zum atlantischen Ocean gekommen. Früh neun Uhr stieg ich in New-York aus und begab mich nach dem Bellevue Hotel, wo ich ein Bad nahm und den Staub vieler Staaten abschüttelte. Nach eingenommenem Frühstück fuhr ich nach Brooklyn, um meinen Bruder Karl nebst Frau aufzusuchen und ihnen einen längeren Besuch abzustatten. Vierzehn Tage später begab ich mich auf ein Dampfschiff und trat die Reise nach Hamburg an. Eine Fahrt von vierzehn Tagen bei schlechtem Wetter brachte uns auch glücklich nach der freien Reichsstadt. Noch am selben Tage setzte ich meine Reise weiter fort. Morgens um drei Uhr stieg ich in Leipzig aus und begab mich mit zwei Reisegefährten nach dem bayerischen Bahnhof. Hier fand ich zu meinem Erstaunen, daß der Wartesaal verschlossen war, und daß derselbe erst um vier Uhr geöffnet würde, ein Verfahren, welches mir noch in keinem

Bahnhofe der Welt begegnet ist. So mußten die Reisenden, unter welchen sich auch Damen befanden, nachdem sie zwölf Stunden in schlechten Waggons gefahren, erst noch beinahe zwei Stunden bei Nacht auf der Straße auf und ab spazieren, ehe man ihnen den öffentlichen Wartesaal aufschloß. Um fünf Uhr fuhr ich von Leipzig ab, aß zu Mittag in Hof und erreichte am Abend die Stadt Nürnberg, wo ich von meinen Aeltern aufs Liebevollste empfangen wurde.

Sombrero.









